Gall. sp. 219 l
(2

Neue Bilder

aus dem modernen Paris.

Von

Adolf Ebeling.

Zweiter Band.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1869.

Jall. sp. 219 l/2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

84 b

Inhaltsverzeichniß.

Faits divers.

	Seite
Kaiserliches Amüsement.	1
„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit."	5
Die Kürbiskönige.	8
Schloß Bercy.	10
Mildthätigkeit im Faubourg St. Germain.	13
Die Vicomtesse de Renneville.	16
Ein Abenteuer.	18
Die Börse.	23
Die Japanesische Gesandtschaft in Paris.	26
Liebhabertheater im Hôtel de ville.	30
Pariser Schneiderschwindel.	35
Ein pikanter Gemäldehandel.	39
Ein Maskenball im Irrenhause.	42
Eine „réception" in der französischen Akademie.	46
Die Ledru-Rollin-Hütte.	51
Eine Loretten-Gräfin vor Gericht.	53
Der Leichenzug Meyerbeer's.	57
Ein Pariser Heirathspuff.	59
Ein fürstliches Paar.	64
Fernande.	68
Téréfa, die Alcazar-Diva.	71
Lord Seymour.	75
Der artesische Brunnen in Passy.	79
Der König von Preußen in Compiègne.	81
Jagdgeschichten.	86

Seite

Sankt Petersfeſt auf Montmartre. 90
Die Patti und die Victoria. 94
Der Deſſertteller und das Sauerkraut des Baron v. Rothſchild. 98
Ein Blatt aus Alexander Dumas' Memoiren. 103
Portomarken. 106
Eine Zeitungsente. 112
Schon wieder ein Lorettenprozeß. 114
Aux Italiens. 117
Falſche Banknoten. 120
Allerheiligen und Allerſeelen. 124
Post festum. 127
Ein unterirdiſches Bankett. 130
Prinz Oscar von Schweden. 132
Pour les pauvres, s'il vous plaît. 135
Sylveſter. 137
Les odeurs de Paris 140

Nachtrag zu den faits divers.

Allzugroße Ehrlichkeit eines Pariſer Droſchkenkutſchers. — Raffinirte Diebinnen. — Ein noch raffinirterer Dieb. — Eine rührende Geſchichte. — Ein Wunder-Exemplar von einem Hund. — Künſtlich ausgebrütete Küchlein. — Ein Heirathsbureau. — Eine Damenſchneiderrechnung. — Eine Geſpenſtergeſchichte, wie ſie ſein muß. — Zwei Gaunerinnen aus der Schweiz. 192
Schlußwort zu Ehren der Weltausſtellung. 221
Zwei Worte zur Erklärung des folgenden Kapitels. . . . 238
An den Chronikſchreiber. 239
Pater peccavi, als Einleitung. — Das Marsfeld nach dem Schluß der Weltausſtellung. — Das zertrümmerte Palmenhaus. — Silhouetten aus dem Corps-Législatif: Rouher, Thiers, Jules Favre, Berryer, Glais-Bizoin, Garnier-Pagés, Kervéguen. 247

Seite

Wieder einmal Weihnachten und Neujahr. — Die Haußmann'ſche Budenſtadt auf den Boulevards. — Drei Sterne als Glückwunſch. 260

1868. I. Trübe Neujahrsſtimmung. — Das neue Militairgeſetz. — Kriegsgerüchte. — Noch immer die Haußmann'ſchen Buden. — Das Klein'ſche Magazin und Violet's Parfümerieladen. — Toilettengeheimniſſe der vornehmen Welt. — Die Puderfrage. — Große Stille bei Hofe. — Eine Milliarde in der Bank. — Die Armuth in den Straßen von Paris. 272

II. Wintervergnügen auf der Seine und im Bois du Boulogne. — Der modeblaue Paletot. — Der Schlittſchuhläuferclub. — Die völlige Decadenz der Opernbälle und der theatraliſchen Revuen. — Aufruhr im Theater an der Porte Saint Martin. — Quousque tandem?! 285

III. Ein Wort über die Pariſer Kamine und ein Kaminabenteuer in Pau. — Das Demolitionsholz und der Marſchall Soult. — Das Thauwetter und die Erlöſung. — Eine wichtige Anmerkung. 299

IV. Vater und Tochter oder Droſchkenkutſcher und Marquiſe. 310

V. Das neue Militairgeſetz. — Der Senator Dumas und Archimedes. — Nekrologe: der General Gémeau; der Duc de Luynes; der Akademiker Flourens; der Landſchaftsmaler Rouſſeau. 323

VI. Neue Manier über die Kammerverhandlungen zu berichten. — Cenſur und Cenſoren. — Heidelberger Erinnerungen. — Allzuleichte Koſtüme im Chatelet-Theater. — Emile Augier's neueſtes Stück: Paul Forestier. — Decadenz des franzöſiſchen Drama's. — Gondinet's Schauſpiel: Le comte Jacques. — Die Kaiſerin und die Bäuerin. 336

Bayerische Staatsbibliothek München

Faits divers.

Unter dieſem Titel (Verſchiedenes, Allerlei) findet man täglich in den Pariſer Zeitungen größere oder kleinere Artikel aller und jeder Art: Geſchichten und Anekdoten, literariſche, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Notizen, Todesfälle und Charakterzüge bedeutender Perſönlichkeiten (die unvermeidliche chronique scandaleuse natürlich nicht zu vergeſſen), Aufſehen erregende Prozeſſe und Verbrechen, Ernſtes und Erbauliches, Luſtiges und Humoriſtiſches, Rührendes und Schauerliches, — kurz alles Mögliche bunt durcheinander, was nur irgendwie, wenn auch noch ſo flüchtig', das Publikum der Weltſtadt intereſſiren kann und mithin des Erzählens werth ſcheint.

Aehnliches ſchwebte mir vor, als ich die folgenden Blätter zuſammenſtellte, für die ich vielleicht noch ganz beſonders den Leſer um Nachſicht bitten würde, wenn ich dies nicht längſt für Alles, was ich überhaupt ſchreibe, zu thun gewohnt wäre.

Kaiſerliches Amüſement.

Wenn man ein hoher Herr iſt, oder gar der allerhöchſte im Lande, ſo hat man oft die originellſten Amüſe-

ments und Ueberraſchungen. Dahin gehört die kleine Geſchichte von den acht Bäumen, die dem Kaiſer kürzlich in höchſteigener Perſon paſſirt iſt.

Er machte nämlich vor ſeiner Abreiſe nach Biarritz der Prinzeſſin Clotilde einen Abſchiedsbeſuch im Palais-Royal, nachdem er den Neubau der Tuilerien inſpicirt hatte. Im Vorbeifahren wirft der Kaiſer einen Blick auf den neuen, gerade vollendeten Platz vor dem Théatre Français, wodurch die ſüdweſtliche Seite des Palais-Royal frei geworden iſt. Se. Majeſtät läßt den Wagen einen Augenblick anhalten und ſagt zum General Fleury, der ihn, wie faſt immer, begleitet: „Der Platz iſt hübſch, aber etwas kahl; man hätte dort recht gut einige Bäume hinpflanzen können.“ Weiter ſagt der Kaiſer nichts und fährt hinein in den Hof des Palaſtes, macht ſeinen Beſuch und nimmt ſogar, als außerordentliche Gnade, die Einladung ſeines Vetters an und bleibt zu Tiſche. Alſo ganz wie ein gewöhnlicher Bürgersmann; vielleicht daß er gar nach Saint-Cloud geſchickt hat, um der Kaiſerin ſagen zu laſſen, ſie ſolle nicht mit der Suppe auf ihn warten, er ſei ſonſt wo eingeladen und dinire in Paris. Nach der Tafel, gegen acht Uhr, vermuthlich bei einer Taſſe Kaffee mit einer Cigarre, tritt der Kaiſer, wie von ungefähr, auf den ſüdweſtlichen Balcon hinaus und ſchaut hinab auf den erwähnten freien Platz. Aber dieſer iſt wie durch ein Zauberwort verändert: acht hohe ſtattliche Bäume ſtehen zu beiden Seiten; man pflanzt gerade noch den letzten, und die Arbeiter bringen dem Kaiſer, den ſie recht gut erkennen, ein lautes Lebehoch. Dieſer

läßt ſogleich durch die Lakaien einige Dutzend Flaſchen Wein hinabtragen, die vermuthlich kein Gewächs aus Suresne oder Puteaux waren, und nun geht das Anſtoßen und das Vive l'Empereur! dort unten los, als wenn es der fünfzehnte Auguſt wäre. Die Vorübergehenden bleiben neugierig ſtehen, zu Hunderten und Tauſenden, denn die dortige Gegend iſt eine der belebteſten von ganz Paris, und kein Menſch weiß, was dieſe Bacchanalie zu bedeuten hat. Am nächſten Morgen lieſt man die Geſchichte in den Zeitungen und macht dem General Fleury ein Compliment über ſeine Aufmerkſamkeit, ohne ſich indeß weiter den Kopf zu zerbrechen, wie es möglich geweſen iſt, dieſe „Decorationsveränderung" ſo ſchnell zu bewerkſtelligen. Dem Leſer will ich ſie aber doch lieber mit zwei Worten erklären.

Eine ſofortige Mittheilung Fleury's an Monsieur Alphand, inspecteur général des embellissements de Paris (ein Mann, ſo geſchickt, wie ſein Titel lang iſt), und die Weiſung, daß man ihm höchſtens drei Stunden Zeit laſſe. In drei Stunden kann aber Monſieur Alphand viel thun. Nach zehn Minuten iſt der Platz bereits abgeſperrt und ein kleines Regiment Arbeiter erſcheint; je zwölf Mann graben eines der acht tiefen Löcher, in welche die Bäume gepflanzt werden ſollen. In kaum einer Stunde ſind die Löcher fertig. Ein anderes „Regiment" hat mittlerweile in der Baumſchule der Tuilerien acht große Kaſtanienbäume ausgegraben, je zwanzig Mann für jeden Baum, ebenfalls das Werk einer Stunde. Darauf erſcheinen die zu dieſem Behufe conſtruirten

Wagen und heben mit ihren Ketten, Stangen und Rädern die Bäume ſammt dem ſie umgebenden Erdreiche heraus und fahren ſie durch die Rue de Rivoli hinüber nach ihrem neuen Wohnplatze. Monſieur Alphand, zu Pferde, ſprengt wie ein General ab und zu, commandirt, treibt zur Eile an und hält dabei die Uhr in der Hand: er hat nur noch fünfzig Minuten; aber ſchon iſt der erſte Baum geſetzt und nach weitern zwanzig Minuten die übrigen. Schnell werden die Löcher zugeworfen, der Platz wird geebnet und geſäubert, und die „Regimenter“ ziehen mit ihren Hacken, Spaten und Schaufeln leiſe wieder ab, wie ſie gekommen. Monſieur Alphand hat noch Zeit, in der Mitte des Platzes einen venetianiſchen Maſt mit wehenden Tricoloren aufzurichten und die Paſſage wird wieder freigegeben, als wenn gar nichts paſſirt wäre. Da öffnen ſich aber auch ſchon oben die Balconthüren — es war mithin die höchſte Zeit, denn die letzten zwanzig Arbeiter waren, wie geſagt, noch am achten Baume beſchäftigt, zum Aerger freilich des Inſpectors, aber zur Beruhigung des Kaiſers, der denn doch ſah, daß alles mit natürlichen Dingen zugegangen war.

So verfährt man hier, wenn man dem „Herrn“ ein „kleines Vergnügen“ machen will, das ganz an die „guten Zeiten“ unter Ludwig XIV. erinnert, den man eines Morgens ähnlich überraſchte, nur daß man dort die Bäume gefällt, ſtatt gepflanzt hatte, was jedenfalls leichter war.

Der große König ſteht nämlich eines Tages zufällig an einem Erkerfenſter des Heinrichsbaues, wie der ſüdliche

Flügel des Schloſſes von Fontainebleau heißt und ſucht umſonſt die gegenüberliegenden Höhen des Calvarienberges, wo gerade ein neuer Jagdpavillon gebaut wurde; eine dichte Ulmenallee verdeckt die Ausſicht. Se. Majeſtät wendet ſich an Colbert mit den Worten: „Schade, daß die Bäume gerade vor dieſen Fenſtern ſtehen müſſen.“ Colbert merkt ſich das königliche Wort, und am nächſten Morgen iſt die ganze Allee, gegen ſechszig hundertjährige Stämme, verſchwunden, und Ludwig XIV. konnte nun von dem bewußten Erkerfenſter aus den gegenüber liegenden Pavillon bequem ſehen; er fand aber die Sache ſo „natürlich,“ daß er ſich gar nicht weiter darüber verwunderte.

Und hat man nicht gar einmal für die Kaiſerin Cathgrina von Rußland, weil die Gegend, durch welche die Reiſe ging, allzu kahl war, ganze Baumreihen hingepflanzt und am Abend wieder herausgeriſſen, um ſie für den folgenden Tag zwei Meilen weiter noch einmal zu pflanzen, und dies luſtige Manöver drei, vier Mal wiederholt, bis die Kaiſerin endlich ganz erſtaunt ſagte „Aber die Bäume am Wege ſehen ja alle ſo welk und vertrocknet aus!“

„Aeb' immer Treu' und Redlichkeit.“ . . .

Eine halbe Million für ein Zehnſousſtück! Im November des vorigen Jahres ſtarb in der Rue du Bac ein alter und reicher Hageſtolz, auf deſſen endliches Ab-

leben zwei luſtige Neffen ſeit langen Jahren ſehnſüchtig gehofft und geharrt hatten. Aber das Sprichwort ſollte ſich an ihnen bewähren und ſie zu Narren machen; denn bei der Eröffnung des Teſtamentes zeigte es ſich, daß ganz Jemand anders zum Univerſalerben eingeſetzt war, und zwar eine kleine Näherin, vulgo Griſette, Roſa Couſin, Rue du Temple 64, im fünften Stock. „Meine beiden Neffen," ſagte der Erblaſſer, „haben ſchon zu meinen Lebzeiten ſo viele dumme Streiche gemacht, daß ich fürchten muß, ſie würden, wenn ſie nach meinem Tode in den Beſitz meines Vermögens gelangten, noch viel dümmere machen. Ueberhaupt ſind mir meine zwei Hunde ſtets lieber geweſen, als meine zwei Neffen; denn ſie waren treuer, anhänglicher und gehorſamer als ſie. Ich empfehle ſie daher, d. h. die Hunde, meiner Univerſalerbin, mit der Bitte, jedem meiner Neffen tauſend Franken für ihre Schneiderrechnung auszuzahlen." Die kleine Roſa trat in der That, trotz aller Reclamationen der Neffen, mit Hülfe eines tüchtigen Advocaten, der mit Vollſtreckung des Teſtaments beauftragt war, die Erbſchaft an. Dieſer gab auch die gewünſchte Aufklärung.

Der Verſtorbene war ein Original und ein Miſanthrop obendrein. Um die Rechtlichkeit ſeiner Mitmenſchen auf die Probe zu ſtellen, machte er oft die ſeltſamſten Experimente, die leider faſt immer ungünſtig ausfielen und ihn in ſeiner ſchlechten Meinung beſtärkten. So hatte er ſich einſt in einen Omnibus geſetzt und zwar auf den erſten Platz, dicht neben den Conducteur. Er vermittelte ſehr bereitwillig das Hin- und Hergeben des

Geldes, und jedesmal, wenn der Conducteur kleine Münze zurückzahlte, überreichte unſer Sonderling dem betreffenden Reiſenden die Summe. Aber er fügte ſtets unbemerkt und geſchickt aus ſeiner Taſche ein Geldſtück hinzu, wie wenn ſich der Conducteur geirrt und zu viel herausgegeben hätte, und beobachtete dann ſeine Leute. Dieſe überzählten ruhig ihr Geld, merkten natürlich den Irrthum, zählten noch einmal und ſteckten alsdann ihren kleinen Profit ſchmunzelnd ein. Fünfzehn Mal wiederholte der Alte ſein Kunſtſtück, und von den fünfzehn Perſonen war auch nicht eine, die mit dem armen Conducteur, der täglich nur drei Franken verdient, Mitleid hatte. Erſt beim ſechszehnten Male rief ein junges Mädchen ſofort haſtig aus: „Conducteur, Sie haben mir einen halben Franken zu viel gegeben!“ und gab ihn zurück. Das Geſicht des Miſanthropen klärte ſich auf: das Mädchen war ärmlich aber ſauber gekleidet. Er ging ihr nach, verſchaffte ſich ihre Adreſſe und zog weitere Erkundigungen ein, die günſtig ausgefallen ſein mußten, denn, wie geſagt, das Zehnſousſtück erwarb dem redlichen Kinde eine halbe Million.

Dabeigeweſen bin ich freilich nicht, lieber Leſer, aber die Geſchichte iſt doch immer möglich, und das iſt für mich Grund genug, ſie unter meine „faits divers“ aufzunehmen.

Die Kürbiskönige.

Es ſind dies ganz eigenthümliche Könige, ſtille, friedliche Producte des Pflanzenreiches, aber von gewaltigem Umfange und von großem Gewicht: Les rois des potirons! Drei ungeheuere Kürbiſſe, die alljährlich im September mit Muſik und wehenden Fahnen im Triumph durch die Hallen getragen, auf eine reichgeſchmückte Eſtrade geſetzt und unter lautem Trompetenſchall und dem Beifallsrufen von wenigſtens viertauſend Menſchen als „Kürbiskönige“ proclamirt werden. Die Pariſer ſind wirklich ein luſtiges Volk, die ſich nicht allein an Allem und mit Allem amüſiren, ſondern die auch an jedem Dinge eine amüſante Seite herauszufinden wiſſen, und wär' es ein Kürbis! Die Ungethüme waren aber auch wirklich ſehenswerth; der ſchwerſte wog zweihundert und zweiundſiebenzig Pfund und hatte den Umfang eines großen runden Sophatiſches, bei einer Höhe von faſt vier Fuß; er war alſo noch um ein Bedeutendes größer, als der Rieſenkürbis auf der vorjährigen Blumen- und Fruchtausſtellung, in deſſen ausgehöhltem Bauche bequem fünf Menſchen ſitzen konnten. Die beiden andern „Könige“ wogen nur einige Pfund weniger und theilten mit ihrem gewaltigen Genoſſen den Ruhm des Tages. Der Umzug durch alle drei Hallen dauerte mehrere Stunden, von den nöthigen Libationen unterbrochen, die natürlich als obligate Beigabe nicht fehlen durften. Alsdann wurden für die drei Könige drei Königinnen gewählt: drei ſtattliche „dames de la Halle,“ die ſich die

Ehre gern gefallen ließen, aber doch das schließliche Schicksal der Monarchen nicht abwenden konnten, die auf dem mittlern, blumenbekränzten Markttisch der Gemüsehalle öffentlich versteigert wurden. Ein König in Auction und dem Meistbietenden zugeschlagen, notabene gegen baare Bezahlung! So etwas kann doch nur in Paris passiren. „Combien le premier roi? — cent francs! cent vingt, cent trente“ u. s. w. Bis auf zweihundert Franken stieg der Kaufpreis der ersten Majestät, die beiden andern gingen etwas billiger fort. Man sieht es deutlich: die „Könige“ sind zur Zeit nicht theuer hier im Lande. Anfangs wollte man den ersten König „l'Empereur“ nennen, aber die Marktpolizei that ein Einsehen und verbot den schlechten Witz. Man denke sich auch, wie respectwidrig. „Combien l'Empereur? cent francs . . . .“, er wäre am Ende nicht einmal auf zweihundert Franken gekommen; vielleicht nur auf hundertfünfzig. Niemand mehr als hundertfünfzig Franken für den „Kaiser“? Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten — Glück damit! Das wäre doch gar zu pikant gewesen. Mit den „Königen“, wie gesagt, macht man schon geringere Umstände, mit den Kürbiskönigen wenigstens, die bereits eine Viertelstunde nach der Auction, in hundert große und kleine Scheiben zerschnitten, an eben so viele Liebhaber verkauft wurden. Aber die „königliche“ Suppe, die man davon bereitet, ist nur eine sehr passable Speise; in feinen Häusern wird in die Vanille-Reiskuchen eine kleine Kürbiszuthat gemacht, was ein recht gutes Gericht abgibt.

So bin ich aus den obigen ſchlimmen, politiſchen Andeutungen und ſtaatsgefährlichen Anſpielungen auf eine einfache, unſchuldige Kochbuchnotiz gekommen: ein hinreichender Beweis hoffentlich für meine friedlichen und conſervativen Geſinnungen.

Schloß Bercy.

Mit hunderttauſend andern Pariſern zogen auch wir hinaus, um das ſchöne intereſſante Gebäude noch einmal zu ſehen, das jetzt, wo wir dies ſchreiben, bereits dem unerbittlichen Demolitionshammer verfallen iſt. Der ſtundenlange Park mit ſeinen hundertjährigen Eichen und Buchen, der prächtige Garten, den Le Nôtre in Perſon angelegt, das Schloß ſelbſt, von Manſard erbaut, ein herrliches Denkmal des Renaiſſanceſtils, Alles, Alles wird in wenigen Monaten verſchwunden und dem Erdboden gleich gemacht ſein; und wieder einige Monate ſpäter wird man mit Erſtaunen die neuen Gebäude aus der Erde herauswachſen ſehen: freilich keine Schlöſſer mit Thürmen und Zinnen, ſondern Fabriken und proſaiſche Magazine und Gewölbe; denn die großen pariſer Weinhallen ſollen hierher verlegt werden.

Noch aber ſteht es da in ſeiner ganzen Herrlichkeit, das ſchöne Schloß, oder denken wir es uns wenigſtens ſo für einen kurzen Moment. Noch ſind die hohen Säle und Zimmer, die langen Galerieen mit ihren tiefen Fenſterniſchen und ragenden Balcons unangetaſtet, unent-

weiht; die hohen Marmorkamine, die Gobelinstapeten, die ſchweren ſeidenen Vorhänge, die Kryſtallkronleuchter in Silber gefaßt, die vergoldeten Möbel, das koſtbare Holzſchnitzwerk an den Wänden, die venetianiſchen Spiegel und all der überreiche Hausrath, all der verſchwenderiſche Prunk, worin der hohe franzöſiſche Adel zu Ludwig's XIV. Zeiten ſeine ganze Lebensaufgabe ſetzte — Alles iſt noch wohlerhalten, wie an jenem denkwürdigen Tage, an welchem der Graf von Bercy die Ehre hatte, ſeinen Monarchen zu empfangen und zu bewirthen.

Das ganze Ameublement (wir gingen allein durch ſechszehn prächtige Säle) ſoll in öffentlicher Auction verkauft werden. Die Liebhaber und Kunſtkenner rüſten ſich ſchon von allen Seiten, denn diesmal ſind alle Gegenſtände von authentiſcher Echtheit, gewiſſermaßen verbrieft und beſiegelt, und Unterſchleiſe ſind hier unmöglich. Daher wird ſicherlich Alles theuer bezahlt werden; doch darauf haben auch die Käufer gerechnet, denn ſie hätten ja ſonſt nicht die ungeheuere Summe von ſieben und einer halben Million Franken für die Beſitzung gegeben.

Aber wer iſt denn der Käufer, der dieſelbe gekauft hat, wer iſt der Glückliche, der bis heute Schloß Bercy ſein nennen konnte? Käufer iſt die Lyoner Eiſenbahn-Geſellſchaft, die eine halbe Million mehr als die Stadt Paris geboten und die bereits an eine andere Actien-geſellſchaft den größten Theil des Terrains wieder verkauft hat zur Erbauung der obenerwähnten Weinhallen. Der letzte Eigenthümer des Schloſſes war ein Kaufmann

von deutſcher Abkunft, Namens Nikolai, deſſen Großvater die ganze ſchöne Beſitzung zur Schreckenszeit um einen Spottpreis erſtanden und noch dazu in Aſſignaten bezahlt hatte; ſeitdem erbte ſie fort auf Sohn und Enkel. Schon in den vierziger Jahren, als die Lyoner Eiſenbahn angelegt wurde, verkaufte der Beſitzer einige Wieſen und Felder und auch (was ſchon ein größeres Opfer war) die untere Terraſſe des Schloßgartens an die Compagnie für mehr als eine Million, und ſpäter für einen ähnlichen Preis einen Theil des Parks. Dadurch war das Schloß ſelbſt mit den übrigen Liegenſchaften mehr als doppelt bezahlt, ſo daß, bei dem jetzigen Verkauf des Ganzen, die ungeheuere Kaufſumme als ein reiner Nettogewinn zu betrachten iſt.

Uebrigens hinterläßt die Familie Nikolai ein geſegnetes Andenken und ganz Bercy ſieht dieſelbe mit Betrübniß ſcheiden. Der Name Nikolai ſtand ſtets obenan, wenn es ſich um eine gemeinnützige Unternehmung oder um ein frommes Werk handelte, und in ganz Bercy, wenigſtens auf dem linken Seine-Ufer, wo das Schloß liegt, gibt es keine Armen.

Durch die Vergrößerung der Hauptſtadt wurde auch Bercy mit zu Paris gezogen und die Beſitzung erhielt ſofort den dreifachen Werth; vorzüglich in jenem Theile von Paris, wo die größten Bahnhöfe und die Hauptſtapelplätze für alle aus dem Innern Frankreichs ankommenden Waaren liegen.

So verdrängen die Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen alles Andere, — die moderne Induſtrie ſtreckt

ihre unerſättlichen Arme ſtets weiter aus und verſchlingt Alles. Bald werden die Locomotiven durch jene Ebene brauſen, wo noch kürzlich eine dunkele Waldung Schatten verbreitete und zur Ruhe einlud; Fabriken mit hohen Schornſteinen werden bald die Stelle jenes ſtolzen Schloſſes einnehmen und Steinkohlendampf wird über jene Seineufer ziehen, auf deren Terraſſen bis heute (eine blühende Oaſe inmitten der Wüſte!) nur Roſen prangten und Orangenbäume dufteten; und um die bittere Ironie vollſtändig zu machen, werden die großen Wein- und Spiritushallen hierher verlegt: ein pariſer Viertel mithin, deſſen Bewohner und Beſucher ſich nicht gerade durch ihre Nüchternheit auszeichnen. Sic transit gloria mundi.

Mildthätigkeit im Faubourg St. Germain.

Ein charakteriſtiſcher ſchöner Zug ſehr vieler Geſellſchaften des hohen pariſer Adels iſt der faſt ſtets damit verbundene Wohlthätigkeitszweck, der entweder ganz unmittelbar hervortritt, oder doch mit freundlichem Zuruf im Hintergrunde erſcheint. Es iſt nämlich nichts Seltenes, daß bei großen Soiréen plötzlich eine der vornehmſten Damen im Saal die Runde macht und zu irgend einem guten Zwecke eine Sammlung improviſirt, die oft viele Tauſende einträgt. Vorzüglich werden die Herren an den Spieltiſchen, natürlich die glücklich Spielenden, in Contribution geſetzt und gar manches Goldſtück wandert

vom profanen Kartentiſch in die Hand einer barmherzigen Schweſter, die es am nächſten Tage in irgend einer Dachkammer auf das Bett eines armen verlaſſenen Kranken legt. Denn die Noth und das Elend ſind groß in Paris, und wenn edle Privatleute nicht den öffentlichen Unterſtützungsbehörden und Hülfs-Vereinen mit ihren reichlichen Beiträgen zur Seite ſtänden, ſo wäre es ſchrecklich.

Die Fürſtin B. hat eine neue Idee in dieſer Hinſicht gehabt und mit dem glänzendſten Erfolg realiſirt. Sie ließ eines Tages das ganze untere Stockwerk ihres Palaſtes in ein Kaffeehaus verwandeln; der Leſer erſtaunt, aber es iſt wirklich ſo: in ein Kaffeehaus, d. h. in ein pariſer Kaffeehaus mit Billardzimmern, Eſtaminets für die Raucher, Leſecabineten mit in- und ausländiſchen Zeitungen, einem Divan für die Schach- und Dominoſpieler u. ſ. w. Der große Saal in der Mitte bildete das Centrum, das eigentliche Café. Die Fürſtin ſelbſt ſaß am Hauptbüffet, als Dame du Comptoir, wie dies in den pariſer Kaffeehäuſern Mode iſt, von Taſſen, Kryſtallflaſchen und Silbergeräthen umgeben, die ſämmtliche Dienerſchaft des Hauſes war in Kellnertracht, und Beſuchende kamen und gingen und zwar in ſolcher Menge, daß man am zweiten Abende gegen fünfzehnhundert Perſonen zählte. Alle dieſe Gäſte gehörten den höchſten Ständen an und mußten theuer bezahlen, denn auf den überall ausgelegten Karten waren die Preiſe außerordentlich hoch notirt; die einfache Taſſe Kaffee koſtete zwei Franken, ein Glas Eis fünf Franken u. ſ. w. Auch

wurden die Beſuchenden gebeten, beim Fortgehen das Trinkgeld nicht zu vergeſſen. Drei Tage dauerte dieſer großartige Scherz, von welchem die ganze vornehme pariſer Welt ſprach und der gegen ſechszig tauſend Franken eingebracht haben ſoll, und deſſen ernſte, ſchöne Seite mit zwei Worten dieſe iſt: Die Fürſtin bewohnt im Sommer ein Schloß in der Normandie; in dem zu dieſer Herrſchaft gehörenden Dorfe brach im vorigen Jahre eine Feuersbrunſt aus, welche die Pfarrwohnung in Aſche legte und der angrenzenden Kirche bedeutenden Schaden zufügte. Die erſtere ließ die Fürſtin (ſie iſt Wittwe und ſchon im vorgerückten Alter) ſofort auf ihre Koſten wieder aufbauen und für die Kirche, verſprach ſie dem betrübten Pfarrer, werde ſie ſorgen, wenn ſie in Paris ſei. Und wahrlich, ſie hat ihr Wort fürſtlich gelöst, und dabei iſt ihr Vermögen keineswegs ſo coloſſal, wie das vieler anderer Familien im Faubourg Saint Germain. So thut die vornehme Welt in Paris Gutes, und dieſer Fall, obwohl er originell iſt, ſteht keineswegs vereinzelt da, denn die adeligen Damen der Hauptſtadt gehen in allen mildthätigen Werken mit dem ſchönſten Beiſpiel voran. Vom rein ethiſchen Standpunkte aus mag eine ſolche Weiſe, Almoſen zu ſammeln und zu geben, vielleicht ein ernſtes Bedenken erregen, aber nehmen wir um Gotteswillen da, wo es ſich darum handelt, den Hungernden Brot zu ſchaffen und ſonſtiger Noth zu ſteuern, nehmen wir da nur immerhin die Menſchen, wie ſie einmal ſind und die Welt, wie ſie einmal beſteht, mit ihren Mängeln und Schattenſeiten; ja ſchmeicheln

wir ſogar, natürlich unſchuldig und ſtets in Ehren, hier der Eigenliebe und huldigen wir dort ein wenig der Mode, wenn wir nur Tauſende gewinnen für Diejenigen, deren leidenblaſſes Antlitz allein ſchon ein ſchrecklicher Vorwurf iſt für den Genuß und die Freude der Beglückten und Reichen. Mit quäkerhaftem Augenverdrehen über Weltverderbniß und Sündenlaſt erreichen wir praktiſch nichts; und wenn der Baron von Rothſchild (aufgepaßt!) alljährlich an ſeinem Geburtstage zwanzig tauſend Pfund Weißbrot an die pariſer Stadtarmen vertheilen läßt, was ſämmtliche Zeitungen mit großen Lettern verkünden, indem ſie ſtolz hinzufügen „du pain de première qualité," ſo forſchen wir nach keinem weiteren Motiv dieſer Munificenz und bedauern höchſtens, daß es nicht hunderttauſend Pfund ſind und daß der Geburtstag des Herrn v. Rothſchild nicht alle acht Tage eintrifft.

Die Vicomtesse de Renneville.

Wenn ich in meinen Büchern über Paris von Damentoiletten und Moden rede, ſo gibt es vielleicht manche Leſer, die mir dieſe „Lappalien" arg verdenken. Ich flüchte mich aber hinter die Leſerinnen, die mich freundlich in Schutz nehmen und tröſte mich außerdem mit dem Gedanken, daß die bedeutendſte Moden-Schriftſtellerin von Paris, die berühmte „Vicomteſſe de Renneville" ein Mann iſt. Das wußten Sie vielleicht nicht

einmal, Mes dames, ich übrigens auch nicht, bis ich in Perſon dieſe ſeltſame Entdeckung machte. Eine wichtige Commiſſion, noch dazu aus Deutſchland (wichtig jedenfalls für die Dame, die ſie mir gegeben), führte mich einſt in die Rue Bergère, wo die genannte Vicomteſſe wohnt und wo ſich zugleich das Bureau ihres Modejournals befindet. Ich hatte ſogar ein Paar feinere Handſchuhe angezogen und meinen beſten Hut genommen . . . . man kann gegen Damen nie aufmerkſam genug ſein, vollends gegen eine Vicomteſſe; der Diener weiſt mich durch ein Vorzimmer in das Cabinet, ich klopfe, eine tiefe Baßſtimme ruft: „Entrez!“ — „Madame la Vicomtesse de Renneville, s'il vous plaît,“ ſage ich ſo wohltönend, als möglich. — „C'est moi, Monsieur,“ ruft dieſelbe Baßſtimme und eine hohe Figur, die ich bis dahin gar nicht bemerkt, richtet ſich hinter dem Schreibtiſch auf und heißt mich willkommen. Ein ſchöner Mann, wenn man will, dieſe „Vicomteſſe,“ mit vollem ſchwarzem Barte und nicht minder üppigem Haupthaare und einer feinen Havannah-Cigarre im Munde. Die „Vicomteſſe“ heißt mit ihrem bürgerlichen Namen Monſieur Meunier, Herr Müller, und man würde ihn, wenn man ſo neben ihm ſitzt, für alles Andere eher halten, als für jenes zarte weibliche Weſen, das unter dem obigen hochadligen Namen den vornehmen Damen des Faubourg St. Germain und des Faubourg St. Honoré heute den Kopfputz der Gräfin ſoundſo ſchildert, oder morgen den Schnitt einer neuen Robe auf das genaueſte detaillirt, oder auch die Lilioneſe und Pineaud's neue Veilchenpaſte

als beſtes Teintverſchönerungsmittel empfiehlt, und Alles mit einem Aufwande an Beredſamkeit und mit einem Reichthum an ſchönen Phraſen, die dem beſten Feuilletoniſten Ehre machen würden. Er lacht ſelbſt darüber, der gute Herr Müller, aber er ſchwimmt einmal mit dem Strom, und ſeine Modeberichte, die zugleich allen bedeutenden Magazinen als Reclame dienen, bringen ihm jährlich ein hübſches Stück Geld ein.

Beim Abſchied gab mir die „Vicomteſſe“ noch ein Rendez-vous auf den Abend in einer großen Bierbrauerei des Faubourg Montmartre, weil dort ſeit einiger Zeit das Bier am beſten ſei, was „ſie“ mir als Kenner verſicherte; ich ſtellte mich auch ein, aber „Herr Müller,“ der dort in ſeinem eigentlichen und wahren Elemente zu ſein ſchien, trank mir zu viel Schoppen vor, denen ich mit dem beſten Willen nicht gerecht werden konnte, ſo daß ich in dieſer Beziehung wirklich die Vicomteſſe dem Monſieur Meunier vorziehe. Pardon für dieſe unbedeutende Geſchichte, aber meine Leſerinnen ſehen daraus, daß es hier in Paris gar ſo verpönt nicht iſt, wenn ein Herr über Damenmoden berichtet und dabei raucht und Bier trinkt, was ich letzteres noch dazu auf das allermäßigſte thue.

Ein Abenteuer.

Ich ging, wie gewöhnlich, Nachmittags gegen fünf Uhr in das Leſecabinet von Molini. Es iſt dies der

günſtigſte Moment für die Abendzeitungen, die ſämmtlich zwiſchen vier und ſechs Uhr erſcheinen: ganz friſch und feucht, wie warmes Brot. Die Dame du Comptoir, bei der ich meine vier Sous deponirte, ſagte mir an jenem Tage, noch dazu mit einem geheimnißvollen Wink: „Vous ferez attention aux journaux allemands.“ Ich wußte nicht recht, was dieſe Bemerkung zu bedeuten hatte, erinnerte mich aber, daß gerade in jenen Tagen die Zeitungen ſehr unregelmäßig eingetroffen waren, d. h. nicht aus Deutſchland (von dort kommen ſie ſehr regelmäßig), ſondern aus dem Miniſterium des Innern, wo ſie, bevor man ſie ausgibt, durchgeſehen und nur allzu oft confiscirt werden. Sie mußten wieder einmal allerlei verbotene Waare enthalten haben.

Ich gehe alſo ganz unbefangen an den deutſchen Zeitungstiſch, der voll von Zeitungen lag; aber kein einziger Leſer ſaß daran und ſonſt iſt dort kaum ein Stuhl frei. Doch nein! Ein Herr ſaß an jenem Tiſche und zwar einer, der ganz abſonderlich ausſah. Ich bin auch nicht von geſtern und laſſe mich nicht mehr ſo leicht anführen, wie vor zehn Jahren, als ich nach Paris kam; ich wußte daher gleich, was die Glocke geſchlagen hatte. Ein Blick auf die deutſchen Zeitungen machte mir das Weitere klar. Die „National-Zeitung“ lag in der Mitte, der „Wanderer“ nebenbei; aus beiden Blättern leuchtete mir ſofort ein franzöſiſches Gedicht entgegen: das bekannte Studentenlied „Le lion du quartier latin,“ das man ſich hier heimlich zuſteckte, weil die Polizei darauf fahndete, wie auf eine Verſchwörungsliſte. Das

war alſo des Pudels Kern! Der „Herr,“ der allein an jenem Zeitungstiſche ſaß, war nichts mehr und nichts weniger als ein „Mouchard,“ den man in's Molini'ſche Leſecabinet geſchickt hatte, um zu ſpioniren. Armer Patron! Wie übel und ſchlimm muß ein Menſch, materiell und moraliſch, daran ſein, um ſich zu einem ſo elenden Handwerke zu verdingen. Es gibt doch noch ſonſt allerlei Mittel, hier in Paris ehrlich ſein Brod zu verdienen, bevor man zu dieſem allerletzten greift. Kurz, die Sache verhielt ſich ſo, wie ich ſie erzählt habe, und nun erklärte ich mir auch leicht die Worte der Dame du Comptoir.

Der Mouchard hielt ein großes Zeitungsblatt vor ſich und ſchien eifrig darin zu leſen, ſchielte aber immer ſeitwärts zu mir herüber, wie ein Fiſcher nach der Angel, ob der Fiſch anbeißt. Welch' eine jämmerliche Logik in dieſem ganzen Verfahren! Weshalb nicht einfach eine Zeitung confiſciren, wenn ſie mißliebige Dinge enthält? Statt deſſen läßt man ſie paſſiren und öffentlich auslegen, um vielleicht ein paar ſorgloſe Leſer zu erwiſchen, die den ſchlimmen Artikel leſen und ſich alsdann ungenirt darüber ausſprechen. Im vorliegenden Falle führte dieſe ungeſchickte Tactik nicht einmal zu einem Reſultate; denn der Zeitungstiſch war, wie geſagt, leer. Der Pariſer wittert einen Mouchard auf hundert Schritte.

Ich aber nahm ein deutſches Blatt nach dem andern zur Hand, ſah hinein, blätterte umher, legte es wieder hin und rührte alles ziemlich oſtenſibel durcheinander; das erwähnte Gedicht (Spottverſe auf die kaiſerliche

Familie und den Hof, aber ſchlechte) hatte ich natürlich langſt geleſen. Nachher nahm ich ein Abendblatt und ſetzte mich in einen entlegenen Fauteuil. Unſer Mann verfolgte mich auch dorthin, freilich nur mit den Augen, und damit war das ganze, große wichtige Abenteuer aus, das ich, auch, ſo weit es meine Perſon betrifft, hier gewiß nicht erzählt haben würde, wenn es nicht eben, in ſeiner Art, als Beitrag zur Pariſer Sittengeſchichte gelten könnte.

Doch das Beſte kommt noch hinterher. Am nächſten Nachmittage ging ich wieder wie gewöhnlich zu Molini. Der bewußte Herr ſaß dies Mal nicht am deutſchen Zeitungstiſche und war auch ſonſt nicht zu ſehen. Ich konnte aber der Verſuchung nicht wiederſtehen und ſagte der Dame du Comptoir ein Wort darüber. „Du lieber Gott,“ antwortete ſie achſelzuckend, „man muß ſich das Alles gefallen laſſen und noch gute Miene zum böſen Spiel machen; wenn man ſich beklagen wollte, hätte man erſt recht Unannehmlichkeiten zu erwarten.“ „Ein ſchöner Troſt,“ ſagte ich zu mir ſelbſt und dachte dabei unwillkürlich an die letzte Strophe des bewußten Gedichtes, die eben von den mouchards handelt.

„Er hat auch beim Fortgehen nach Ihnen gefragt,“ begann die Dame du Comptoir von neuem, „und ich habe ihm Ihren Namen genannt, gerade um allen Verdacht zu entfernen.“

„Meinen Namen?“ wiederholte ich erſtaunt. „Sie kennen mich ja gar nicht! Wiſſen Sie denn, wie ich heiße?“

„Nun ja," antwortete ſie unbefangen und wie etwas, das ſich von ſelbſt verſtände. „Sie ſind ja der Vicomte Ponſon du Terrail."

„Ich, Monſieur du Terrail?" rief ich und hätte beinahe laut aufgelacht. „Wer hat Ihnen denn das geſagt?"

„Verſchiedene Herren und auch der Commis, der im vorigen Monate unſer Haus verlaſſen."

„Schönen Dank, ſchönen Dank! Nicht allein für die Erhebung in den Adelſtand, ſondern noch mehr dafür, daß man mich für einen der erſten Schriftſteller Frankreichs und Europa's hält."

Der Tauſend! Ich, der einfache und (etwa die Faſtnachts-Abenteuer ausgenommen) der ehrbare Chronikſchreiber, der große, berühmte Vicomte! Wer hätte ſich das träumen laſſen! Ich hatte alle Mühe, der guten Dame ihren ſeltſamen Irrthum auszureden. Sie lächelte etwas ſpitz und ſah mich an, wie man im Wirthshaus die Potentaten anſieht, die incognito reiſen und in's Fremdenbuch einſchreiben: „Der Herr von ſo und ſo." Ich ſetzte mich auch an demſelben Abend ſtolz in's Café und zwar recht nach vorn. Vielleicht daß mich noch Andere für den großen Mann halten.

Wer weiß, der Mouchard hätte mich wohl gar begleitet, wenn er früher meinen Rang und Namen gewußt, wie es Jules Favre paſſirt iſt, der neulich einen ganzen Tag lang einen dienſtbaren Geiſt auf den Ferſen hatte. Und was wird man jetzt auf der geheimen Polizei von Ponſon du Terrail denken!

Sehe ich aber den Vicomte, ſo werde ich ihm den

Schwank erzählen, ihm aber zugleich versichern, daß ich „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“ die hohe Ehre kategorisch abgelehnt habe.

Die Börse.

Seitdem man an der Börse nicht mehr das berüchtigte, vielgeschmähte Eintrittsgeld bezahlt, ist der Zudrang in den Tempel des Merkur so ungeheuer, wie es selbst in den schönen Zeiten Louis Philippe's, von wo die Eisenbahnspeculationen datiren, nie der Fall gewesen ist. Dabei fängt das Actienfieber und die Speculationswuth von neuem an zu grassiren, und mehr als ein kleiner Mirès geht unter der hohen Colonnade des genannten Tempels stolz auf und ab, jedoch niemals sehr lange; er stolpert plötzlich über ein unvorhergesehenes Hinderniß, fällt alsdann die große Treppe mit mehr oder weniger lautem Gepolter herab und befindet sich wieder auf der Straße unter den übrigen Menschenkindern. Das ist der Lauf der Welt, d. h. der hiesigen Börsenwelt; auch wundert man sich nicht weiter darüber, denn dergleichen „Executionen“ passiren hier täglich. Der Speculant steigt und fällt wie seine Papiere. Mit der neuen, richtiger mit der zurückgekehrten alten Börsenordnung haben sich leider auch die Coulissiers wieder verdoppelt und verdreifacht, was seinerseits ebenfalls die Zahl der Stadtsergenten vermehrt hat. So

zieht ſtets Eines das Andere nach ſich, und jede noch ſo gute Sache hat ihre Schattenſeite. Die „Tourniquets“ mit ihrem obligaten Franken, ſo willkürlich und ungerecht auch die Einrichtung an ſich war, hatten doch das Gute, nicht Jeden ſo geradezu in das Heiligthum zu laſſen; es war eine Art Controle, wenigſtens für jene Claſſe von Schwindlern, die oft nicht ein Mal den Franken in der Taſche hatten, nur um hinein zu kommen und „Geſchäfte“ zu machen. Denn ſchon im Alterthum war ja bekanntlich Merkur nicht allein der Schutz-Patron der Kaufleute, ſondern noch ganz anderer Leute, für die eben in unſerer modernen Zeit der liebe Gott die Polizeidiener vorzugsweiſe geſchaffen hat. Außerdem hat ſich das „ſchöne Geſchlecht“ ebenfalls wieder an der Börſe eingefunden, wohlbemerkt an, nicht in der Börſe; denn hinein darf keine Dame, und wär' es eine Herzogin. Sie bleiben draußen ſtehen, jene „Damen,“ die übrigens keine Herzoginnen ſind, ſondern den unterſten Claſſen angehören: Marktweiber, Kohlenhändlerinnen, Lumpenſammlerinnen u. ſ. w., die ſämmtlich auf die hausse und baisse ſpeculiren und an den kleinen Winkel-Lotterieen Theil nehmen, welche die Couliſſiers täglich arrangiren, und bei denen man keine Capitalien riskirt, ſondern gegen einen kleinen Einſatz, nur die „Differenz“ gewinnt oder verliert: zwei, vier, ſechs Franken, und wenn's hoch kommt, zehn, was aber reichlich genug iſt, um Tauſende von alten Weibern anzulocken, die alsdann das hohe Gitter, das von allen Seiten das Börſengebäude einfaßt, ungeſtüm belagern und ängſtlich auf die Cours-Ausrufer

warten, die ihnen das Glück oder Unglück des Tages verkünden ſollen. Die Polizei kann dieſem Unweſen nur ſchwer ſteuern; ſie faßt wohl hier und da eine Schöne in flagranti ab, wenn ſie juſt einem der Couliſſiers ihren Einſatz durch das Gitter zuſteckt; aber im Uebrigen kann ſie nicht viel thun, denn Jeder und auch Jede hat in Paris das Recht, an die Börſe zu gehen, „pour savoir le prix de la rente.“ Iſt es doch ſchon vorgekommen, daß von den Stadtſergenten ſelbſt einige der Verſuchung nicht widerſtehen konnten und ebenfalls ein Paar Looſe nahmen, „pour tenter la fortune.“ Wer hätte auch wohl in Paris nicht an der Börſe geſpielt? In jedem Speculanten ſteckt heutzutage ein kleiner Mirès, und wer tauſend Franken gewonnen hat, begnügt ſich nicht mit ſeinem Gewinn, ſondern will morgen zehntauſend gewinnen.

Große Heiterkeit erregte im Hôtel des Ventes das Erſcheinen der acht Börſen-Tourniquets auf dem Auctionstiſche, die öffentlich verſteigert wurden. Zwei von ihnen kaufte ein Engländer aus Paſſy für ſchweres Geld; denn man trieb ihn in die Höhe, weil man wußte, daß er ſie für jeden Preis haben wollte. Die ſechs andern wurden dem Wirth des Caſino's in Asnieres zugeſchlagen, der ſie aber jetzt bereits wieder in den Localblättern zum Verkauf ausbietet, da man ihm von allen Seiten den Kopf warm gemacht, es werde kein Pariſer auf ſeine Bälle kommen, wenn er am Eingang des Saales die ver — Tourniquets aufſtelle. So wird hier jetzt Oppoſition gemacht, unſchuldig und fromm, wie man ſieht.

und wie es ſich für gehorſame Bürger ziemt. Der oben erwähnte Engländer, ſo erzählt uns wenigſtens der „Charivari," hat auch nur deshalb die beiden Tourniquets gekauft und ſie an den Eingang ſeiner Wieſe ſetzen laſſen, um eben die Leute abzuhalten, ſein Eigenthum zu betreten.

Die Japaneſiſche Geſandtſchaft in Paris.

Hier nur einige Notizen, wie ſie damals durch alle Blätter gingen. Zuerſt ihre ſeltſamen Mahlzeiten, zu denen ſie mehrere Franzoſen eingeladen hatten. Ein entſetzliches Fiſchgericht machte den Anfang: die Fiſche, Steinbutten, Seezungen und Salmen, wurden roh, in Scheiben geſchnitten, ſervirt. Die Sauce ſoll aber vortrefflich geweſen ſein und die Gäſte thaten ihr Möglichſtes, um ernſthaft zu bleiben und die freundlichen Wirthe nicht zu verletzen. Dieſe ſollen von allen Speiſen unglaubliche Quantitäten zu ſich genommen, d. h. — salva venia — gefreſſen haben. Dabei wurde während der ganzen Mahlzeit beſtändig heißes Waſſer umhergeboten. „Les Parisiens reculaient avec horreur," meldet der „Figaro," „mais les Japonais en buvaient des quantités énormes." Dies heiße Waſſer ſoll die Verdauung erleichtern und zugleich den guten Leuten das maſſenhafte Eſſen möglich machen. Schönen Dank! eine gute Flaſche Bordeaux iſt uns lieber. Dann und wann zog einer von den Japaneſen ſein Taſchentuch heraus faltete es auseinander und ſchneuzte ſich; die übrigen

verneigten ſich alsdann, und wenn gar der oberſte Botſchafter ſich ſchneuzte, ſo verdoppelte ſich das reſpectvolle Grüßen. Die Taſchentücher waren von Papier, bunt bemalt, wahre Cabinetſtücke an farbigen Allegorieen und Fratzen; aber auch hier ſagen wir wieder: ſchönen Dank! ein gewöhnliches leinenes Sacktuch iſt uns lieber. Ein ſolches papierenes Taſchentuch iſt in Japan ein Beweis von hoher Diſtinction: je vornehmer der Mann, deſto bunter iſt es bemalt, oft mit goldenen Figuren, und da ſie begreiflich nicht gewaſchen werden können (nicht die Leute, ſondern die Taſchentücher), ſo ſind ſie zugleich ein koſtbarer Luxusgegenſtand. Seltſames Volk, die Japaneſen! Wenn ſie einen Liebesbrief ſchreiben wollen, ſo nehmen ſie ein Stück eigens präparirter Leinwand und kritzeln darauf mit einem Rothſtifte die Gefühle ihres Herzens: ſie ſchneuzen ſich mithin in das, worauf wir ſchreiben, und ſchreiben auf das, worin wir uns ſchneuzen. Die völlig verkehrte Welt! In andern Sachen ſind ſie aber ſo verkehrt gar nicht. Als nach Tiſche Caffee und feiner Liqueur gereicht wurde, thaten ſie tapfer Beſcheid, wie vorher bei der Mahlzeit; ja, die meiſten leerten ein Gläschen nach dem andern und zwar in ſolcher Menge, daß es faſt ſchien, als wäre es das warme Waſſer von vorher. Ihre Kleidung iſt barock und unſchön; alles hängt und ſchlottert in weiten Falten unbeholfen an ihnen herum, man begreift kaum, wie ſie ſich darin bewegen können. Die Stoffe ſelbſt aber ſind prächtig, zumeiſt von ſtarker Seide mit eingewirkten Figuren und Goldſtickereien, den bekannten chineſiſchen

Gewändern ſehr ähnlich. Dabei tragen ſie blaue oder rothe baumwollene Strümpfe, aus denen die große Zehe nackt hervorſieht, um welche ſie die Schnüre legen, die an den Sandalen befeſtigt ſind; ebenfalls ſehr häßlich. Nur die beiden eigentlichen Geſandten tragen eine Art Pantoffeln von gelbem Leder, ſehr primitiver Arbeit. Der Hut iſt vollends unbeſchreiblich: ein langes, coniſches. hohles Ding, ſchwarz mit bunten Schnüren umwickelt, beinahe ſo häßlich, meint der „Figaro," wie unſere Herrenhüte, welche die Japaneſen nicht genug beſchauen und bewundern konnten; ſie nahmen ſie ihren Gäſten aus der Hand, ſetzten ſie auf, betrachteten ſich alsdann im Spiegel und ſchüttelten ſich vor Lachen. Die Federhüte der Officiere ließen ſie hingegen durch ihren Dollmetſcher für das Schönſte erklären, was ſie je geſehen. Sie tragen keine Schmuckſachen oder Orden, keine Ringe, Ketten, Nadeln u. ſ. w. und zwar im Gegenſatz zu den Chineſen, die ſich oft über und über mit dergleichen behängen. Nur der Griff ihres Yatagans iſt reich mit Perlen und Edelſteinen beſetzt; die Geſandten ſelbſt trugen bei der Audienz in den Tuilerien jeder zwei Brillanten vor der Bruſt, die mehr werth geweſen ſein ſollen, als alle Juwelierläden des Palais Royal zuſammen genommen: wahre Kohinoore an Größe und Farbenpracht. Die Klingen ihrer Yatagans ſind dabei ſo ſcharf wie Raſiermeſſer; ſie ziehen ſie auch manchmal aus der Scheide heraus und ſpielen und kokettiren damit in ganz beunruhigender Weiſe. Bärte tragen die Japaneſen nicht, — weil ſie keine haben; eine Eigenthümlichkeit, die ſie

mit vielen Völkern der mongoliſchen Race theilen. Ihr Zopf iſt dagegen von außerordentlicher Länge und Dicke, was um ſo erſtaunlicher iſt, als derſelbe nur im Wirbel wurzelt; denn das übrige Haupthaar wird kahl geſchoren. Sie rollen den Zopf ſehr geſchickt zuſammen und bergen ihn alsdann in ihrem Hute; deshalb kommen ihnen auch unſere Hüte ſo unbegreiflich vor, weil wir eben keinen Zopf haben (keinen Haarzopf nämlich, iſt man faſt verſucht, hinzuzuſetzen). Doch wir haben gut lachen über die Japaneſen; wer weiß, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns bei ihnen einſtellten, vorzüglich unſere Damen in ihren Crinolinen. Die Geſandten und ihr Gefolge betrachteten ſelbige nicht allein mit den Zeichen der größten Bewunderung, ſondern wollten ſie auch auf eine ſo handgreifliche Weiſe näher unterſuchen, daß der Dollmetſcher ſeine geſammte Sprachkenntniß aufbieten mußte, um ihnen zu erklären, daß eine derartige Unterſuchung durchaus unſtatthaft und anti-europäiſch ſei.

Am beſten ſtehen ſich bei der Anweſenheit der japaneſiſchen Gäſte, nach dem Wirth des Hôtel Louvre, welcher ihnen einen ganzen Flügel eingeräumt hat, die Theater-Directoren, die eine beſondere Loge für die hohen Gäſte herrichten und den Beſuch durch die Zeitungen verkünden laſſen, was ſtets ein brechend volles Haus macht. Wenn die guten Leute nur etwas hübſcher, d. h. weniger garſtig wären, ſo ließe man es ſich ſchon gefallen; ſo aber machen ſie kein Glück in der Pariſer Damenwelt, und was vor den Augen der Pariſerinnen keine Gnade findet, iſt niemals von großer Bedeutung.

Will es uns ſelbſt doch ſogar ſcheinen, als hätten wir uns zu lange und zu umſtändlich bei dieſen Japaneſen aufgehalten.

Liebhabertheater im Hôtel de Ville.

Unter den Pariſer Wintervergnügen ſcheinen ſeit einigen Jahren die Privattheater eine bedeutende Rolle ſpielen zu wollen; wenigſtens iſt der Anfang dazu glänzend gemacht. Wir conſtatiren dies gern, und wenn wir eine Kritik der verſchiedenen Vorſtellungen zu liefern hätten, vorausgeſetzt, daß wir bei allen gegenwärtig ſein könnten, ſo würden wir von vornherein alles loben und ſchön und vortrefflich finden: Schauſpieler und Schauſpielerinnen, das Orcheſter, die Decorationen und alles Uebrige.

Der freundliche Leſer, wenn er auch ſonſt ſehr ſtrenge in ſeinen künſtleriſchen Anforderungen iſt, würde es ſicherlich machen wie wir, ſobald er erfährt, daß jene Liebhabertheater ſämmtlich einem wohlthätigen Zwecke dienen, ja, daß man ſie einzig und allein deswegen in's Leben gerufen hat. Die Fürſtin B. ſteht auch hierin wieder obenan, und ihre „Truppe" hat ſchon mehr als eine Vorſtellung gegeben. Die letzte, die zugleich die glänzendſte war, fand im Hôtel de Ville Statt, wo ihr zu dieſem Zwecke der Seinepräfect einen großen Saal mit den daranſtoßenden Gemächern und Galerieen zur Verfügung geſtellt hatte. Deshalb konnten auch diesmal die Einladungen ſehr ausgedehnt werden, ſo daß

ſich über fünfzehnhundert Perſonen, ſämmtlich aus den höhern und höchſten Klaſſen der Pariſer Geſellſchaft eingefunden hatten. Genau genommen ſind es keine Einladungen, die ausgegeben werden, ſondern die Billette werden verkauft und zwar von mehreren Damen der großen Welt, die ihre beſtimmten Empfangstage haben. Das Billet koſtet in der Regel für einen einzelnen Herrn zehn und für einen Herrn und eine Dame zwanzig Franken, ohne übrigens der Mildthätigkeit Schranken zu ſetzen, wie es auch hier und mit Recht heißt; denn je mehr Geld zuſammen kommt, deſto beſſer. Reiche Leute, oder auch die „Löwen“ der Soiréen, übergeben der ſammelnden Gräfin oder Herzogin gern ein Hundertfrankenbillet und werden dafür mit einem freundlichen Lächeln und einem noch freundlichern „que Dieu vous le rende“ beglückt. Auf dieſe Weiſe kommen viele Tauſende zuſammen, die ohne irgend einen Abzug, denn die Koſten beſtreiten die Unternehmer, die ſämmtlich reiche Leute ſind, aus ihrer eigenen Taſche, in die Kaſſe irgend einer frommen Stiftung fließen: hier eines Waiſenhauſes, dort einer Armenanſtalt, oder eines Privathoſpitals in der Provinz, auch wohl zum Bau einer Kirche oder eines Schulhauſes, oder zu ſonſt einem ähnlichen Werk chriſtlicher Nächſtenliebe. Welcher Bemittelte möchte ſich hier ausſchließen und nicht gern zu einem ſo ſchönen Unternehmen ſeinen Beitrag geben? Er kann ja außerdem ſicher auf einen genußreichen Abend in der beſten Geſellſchaft rechnen. Manchmal hat er ſogar das Glück, ein neues Luſtſpiel zu ſehen, das auf dieſen Brettern

zuerſt erſcheint, bevor es auf einem Boulevard-Theater oder gar im Théâtre Français gegeben wird, was ſchon mehrfach vorgekommen iſt. Es iſt unglaublich, was in dieſer Hinſicht in Paris für Gutes gethan wird, und das bekannte Wort, das der Biſchof von Orleans einſt zum Gegenſtand einer Gelegenheitspredigt nahm, iſt nur zu wahr: „Que de mal dans cette ville, mais aussi que de bien!“

Die Fürſtin B. iſt dieſelbe Dame, die vor einigen Jahren in ihrem Palais ein Café eröffnet hatte, wie ich in einem der vorhergehenden Kapitel erzählte. Auch ſonſt erfindet die Fürſtin noch allerlei Mittel und Wege, den Armen ihres Quartiers zu Hülfe zu kommen: bald iſt es eine Lotterie, die ſie in dem großen Kreiſe ihrer Bekannten veranſtaltet; bald ein Bazar, den ſie in ihrem eigenen Hôtel eröffnet, und wo ſie geſtickte Kleinigkeiten und hundert andere Dinge zu hohen Preiſen verkauft, und ſtets zahlreiche Freunde und Abnehmer findet. Aehnliche Bazars ſehen wir übrigens in jedem Winter in faſt allen hieſigen Geſandtſchaften, und derjenige der engliſchen Ambaſſade zeichnet ſich ſtets durch ſeine Großartigkeit aus. Man will ſogar in den Tuilerien und unter dem directen Präſidium der Kaiſerin einen ſolchen Bazar eröffnen und im Namen Ihrer Majeſtät alle Damen, die bei Hofe Zutritt haben, um eine Beiſteuer bitten. Mancher, der die Rechnungs-Ablagen lieſt, die jene philantropiſchen Geſellſchaften und Unterſtützungs-Vereine jährlich veröffentlichen, erſtaunt über die ungeheuern Summen, die auf dieſe Art zuſammenkommen,

und begreift nicht, „wo all' das Geld bleibt," und daß es überhaupt noch Arme in der Weltſtadt gibt; er würde weit weniger erſtaunen, wenn er die Zahl dieſer Armen kennte, die der letzte Cenſus für die zwanzig Arrondiſſements von Paris auf 283,600 feſtſtellt. Alsdann wird es begreiflich, daß viele Millionen kaum ausreichen, um das Allernöthigſte zu ſchaffen. Aber Ehre und Anerkennung allen Denen, welche die Hand zu dem großen Liebeswerke bieten und nicht läſſig werden in der Sorge für ihre nothleidenden Brüder.

Im Hôtel de Ville war es übrigens an jenem Theater-Abend ſo gedrängt voll, daß es ſchwer hielt, in den Hauptſaal, wo die Vorſtellung ſtattfand, hineinzugelangen, und noch ſchwerer, dort wegen der ſtarken Hitze auszuhalten, wenigſtens für uns, die wir der leidigen Repräſentation und Convenienz weniger ſchuldig waren, als die vielen Damen, die in großer Toilette, mit Diamanten und Blumen, den mittlern Raum des großen Saales einnahmen, und die Herren, die in der ſogenannten kleinen Uniform erſchienen waren: wie bei Hofe „en petit comité."

Ein einactiges Luſtſpiel von Octave Feuillet fand rauſchenden Beifall, denn es wurde vortrefflich gegeben. Die zwei Damen, die darin auftraten, eine Herzogin und eine Marquiſe, waren dies Mal zwei wirkliche; und wenn eine Anomalie die vornehmen Zuſchauer flüchtig verletzte, ſo war es die Bedientenrolle, die ein junger Vicomte mit heroiſcher Selbſtaufopferung übernommen

hatte. Er nahm sich aber auch so unbeholfen und linkisch darin aus, daß er allgemeine Heiterkeit erregte.

Zufällig befanden wir uns später, als sich die Räume zu lichten begannen, in dem blauen Saale, dessen Balcon auf den freien Platz vor dem Hôtel de Ville hinausgeht; . . . zufällig, sage ich so gern, wenn ich irgend eine interessante Notiz machen will, die sich mir oft durch den Ort und die Stunde unwillkürlich aufdrängt. Auf jenem Balcon stand nämlich im Revolutionsjahre 48 vierzehn Tage lang fast täglich Lamartine und beschwichtigte durch seine Rede die wilden, wogenden Volksmassen, die zu vielen Tausenden den weiten Platz füllten. Von den nahen Quais über die Brücken links kam mit jeder Stunde neuer Zuzug, viel betrunkener Pöbel aus den Vorstädten dazwischen, oft unter Vorantragung scandalöser Banner und Inschriften, und stets unter lärmendem Absingen der Marseillaise. Das Stadthaus war voll Menschen: Advocaten, Magistratspersonen, frühere Minister, Banquiers, hohe Beamte, und im Hauptsaal, der sogenannten „salle du trône“ (der Thron war natürlich sofort hinaus und auf die Straße geschafft worden, wo ihn die Gamins im Jubel umhertrugen) saßen die Mitglieder der provisorischen Regierung. Auf den Gesichtern auch der Muthigsten las man Befürchtungen und Sorgen, auf gar vielen Angst und Verzweiflung; nur ein Mann blieb ruhig und unbeirrt. Er stand schon über zwei Stunden auf jenem Balcon und redete ununterbrochen zu der tobenden Menge, von der ihn wohl die Wenigsten verstanden; aber er imponirte

ihnen gewaltig durch seine Gestalt und durch seine Kühnheit, sich ihnen so gegenüber zu stellen. „C'est un aristo!“ rief plötzlich eine rohe Stimme aus dem dichtesten Haufen, c'est un aristo comme tous les autres!“ In demselben Augenblicke fiel ein Schuß .... die Kugel flog dicht an Lamartine vorbei, durch die offene Balconthür und schlug in den großen Spiegel der Hinterwand, wo sie, ohne sonst die geringste Zerstörung anzurichten, in dem Glase ein glattes, rundes Loch machte und in der Mauer stecken blieb. Gleich darauf zog die Nationalgarde heran und säuberte den Platz, den sie die Nacht über besetzt hielt. Am nächsten Morgen erschien das bekannte Manifest Lamartine's an Europa.

Man hat seitdem jenen Spiegel, der bei einer Höhe von sechszehn und einer Breite von acht Fuß viele tausend Franken gekostet hat, wie zum Andenken an die damalige Schreckenszeit, ganz so gelassen, und der Portier, der die Fremden durch die Säle führt, versäumt gewiß nicht, das ominöse Loch zu zeigen und die obige Geschichte dabei zu erzählen.

Pariser Schneiderschwindel.

Nehmen wir als Beispiel die neuen Galerieen von Paris; sie sind freilich nichts anderes als ein großes Herren-Kleidermagazin, aber so schön, wie man dergleichen selbst hier in Paris noch nicht gesehen hat. Die nöthigen Reclamen fehlten auch bei diesem Unter-

nehmen nicht, um die Aufmerkſamkeit des großen Publicums, vorzüglich der eleganten Welt zu erregen. Acht Tage lang überreichte man uns an allen Ecken der innern Boulevards eine kleine Broſchüre, zierlich gebunden und „d'une haute importance," wie der jedesmalige Commiſſionär wichtig hinzufügte. Das Annehmen koſtete nichts und das Durchleſen auch nichts. So erfuhren wir denn die nähern Details über den „großen Kampf der Pariſer Schneider gegen die Kleidermacher en gros", zwei Induſtrieen, die nicht mit einander zu verwechſeln ſind. Die Erſtern arbeiten auf Beſtellung und nach Maß, die Andern verfertigen die Kleider fabrikweiſe und maſſenhaft, miethen alsdann ein Magazin und geben für weniges Geld ſchlechte Waare. Sie haben trotzdem in den letzten Jahren dergeſtalt überhand genommen, daß die eigentlichen Schneider durch ſie faſt ganz verdrängt wurden. Dieſe ſind daher zuſammengetreten, „um dem Unweſen zu ſteuern," ſie haben die Galerieen von Paris gegründet und verſprechen ebenfalls billige, aber dabei gute Waare. Alſo auch wieder nichts als Concurrenz, und die Befürchtung liegt ſehr nahe, daß auch dies nicht viel mehr ſein wird, als ein neuer Puff, „pour attraper le monde". Vor der Hand hat freilich das Unternehmen ein günſtiges und äußerſt verlockendes Ausſehen. Das neue Local auf dem Boulevard des Italiens, alſo im „centralſten Centrum" des eleganten Paris, iſt wunderſchön und zieht allabendlich tauſend Neugierige an, die das freie Entrée benutzen und in den prächtigen Galerieen auf- und abgehen, um die dort ausgeſtellten

Kleidungsstücke zu mustern. Ein Luxus in der äußern Einrichtung, der selbst in Paris überrascht. Zuerst eine Rotunde, von Säulen getragen, die Wände lila mit reicher Vergoldung, hohe Spiegel und blitzender Marmor überall, die Erleuchtung „feenhaft;“ die Aufseher und übrigen Angestellten des Hauses im schwarzen Kammerherrenfrack mit Kniehosen und seidenen Strümpfen, um den Hals eine breite goldene Kette, mit einer daran hängenden großen Medaille, ganz wie bei Hofe, einer von ihnen trägt sogar das Kreuz der Ehrenlegion; fast genirt man sich, dort zu kaufen, oder nach dem Preise eines Rockes zu fragen und etwa zu handeln und zu dingen, oder gar sich prosaisch ein Beinkleid anmessen zu lassen. Equipagen mit Livréedienerschaft halten vor dem Hause, vornehme Leute steigen aus und ein, von den Aufsehern unter Kratzfüßen empfangen und unter gleichen Kratzfüßen an den Kutschenschlag zurückbegleitet, als wenn die Herrschaften sämmtlich regierende Häupter wären; hinten, in dem reservirten Theile des Etablissements, aber von den Galerieen nur durch hohe Spiegelscheiben getrennt, drängen sich die eigentlichen Kunden, die ihre Einkäufe und Bestellungen machen, — kurz, „l'art du tailleur a dit son dernier mot,“ wie es in der kleinen Broschüre heißt.

Wenn nur auch der innere Kern dieser äußern schimmernden Schale entspräche, wenn nur alles Gold wäre, was glänzt! Aber man muß hier in Paris sehr auf seiner Hut sein, um nicht angeführt zu werden,

namentlich in Bezug auf derartige neu auftauchende induſtrielle Unternehmungen.

Seit Jahren ſpielt z. B. in dem großen Modewaaren-Magazin der Chauſſée d'Antin, beim jedesmaligen Beginn der Winter-Saiſon, die bekannte Comödie der Scheinkäufer, der vorfahrenden Equipagen, der aus- und einſteigenden „Herrſchaften"; und doch iſt all der Hokuspokus nur Schwindel, nur Goldſchaum und hohler Schein. — Wer verbürgt uns mithin, daß die neuen „Galeries de Paris" nicht ähnliche Seifenblaſen ſteigen laſſen, und nicht vielleicht ſchon jetzt hinter verſchloſſenen Thüren das Reſultat ihrer ſpätern „déconfiture" berechnen? Hat doch noch vor kurzer Zeit ein ähnliches Etabliſſement, das ſeine Zahlungen einſtellen mußte und vom Handelsgerichte zum gänzlichen Ausverkaufe „à tout prix" gezwungen wurde, einen Proſpectus in Paris vertheilen laſſen, der mit den Worten anfing: „Enfin nous sommes en faillite, et nous défions tout le monde de nous prouver le contraire." Alſo mit wahrem Triumph den Banquerott publicirt und diejenigen förmlich herausgefordert, die behaupten, man wäre nicht wirklich inſolvent. Allerdings kommen auf der andern Seite auch oft Scheinbanquerotte vor, nur um durch einen ſogenannten Zwangsverkauf, der alsdann mit großen Buchſtaben und lauten Poſaunen verkündigt wird, leichtgläubige Käufer anzulocken. Unredliche, verächtliche Manöver, die wahrhaftig um nichts beſſer ſind, als abſichtlicher Betrug oder ſonſtige Prellerei! Dabei nehmen die franzöſiſchen Geſetze den einfachen, gewöhnlichen Banquerott ſehr leicht und laſſen

dem Falliten allerlei Hinterthüren offen, um ſich zu „rehabilitiren", wie der Code ſagt; nur bei einem erwieſen fälſchlichen Banquerott ſind die Geſetze ſehr ſtrenge; aber der Schwindel, der in der Mitte zwiſchen beiden liegt und oft am ſchlimmſten und am gefährlichſten iſt, ſchlüpft glücklich durch, ſtolzirt im ſcheinenden Gewande, macht ſich breit und thut groß, und ruft wohl ſchließlich noch ganz laut: beweist uns doch einmal, daß wir unehrliche Leute ſind. — O tempora, o mores!

Ein pikanter Gemäldehandel.

Der Marquis v. A. iſt kürzlich geſtorben, und da er im Rufe eines Sonderlings ſtand, ſo iſt es natürlich, daß man ſich nach ſeinem Tode manchen ſpaßhaften Streich von ihm erzählt. Er war ein paſſionirter Gemälde-Liebhaber, namentlich der alten Schule; er kaufte gern und viel, bezahlte auch, da er ein großes Vermögen beſaß, hohe Preiſe, wenn er ſicher war, einen berühmten Meiſter zu bekommen. Daß er, obwohl er ſich ſehr gut auf Bilder verſtand, dennoch manchmal angeführt wurde, darf Keinen Wunder nehmen, vorzüglich in Paris, wo der Gemäldehandel in gewiſſen Regionen mit großem Schwindel betrieben wird. Aber der Marquis war ein feiner, verſchlagener Herr und führte ſeinerſeits auch die Verkäufer wieder an, wenn ſich ihm dazu eine günſtige Gelegenheit bot. So unter Anderm wie folgt.

Ein bekannter Händler ſpricht dem Marquis ſeit

einiger Zeit ſtets von einem wundervollen Tizian, den er durch einen „glücklichen Zufall“ irgendwo entdeckt hat: 25,000 Franken. Der Marquis ſieht das Gemälde, findet es ſchön, hält es aber für eine Copie und bietet 1200 Franken. Der Händler ſchwört bei allen Heiligen, daß es ein Original ſei, zeigt auf das doppelt verſchlungene TZ, die bekannte Chiffre des Meiſters, und bearbeitet den Marquis dergeſtalt, daß dieſer endlich einwilligt, das Bild zu nehmen, d. h. den verlangten hohen Preis zu zahlen.

„Nur eine Bedingung mache ich,“ ſagte der Marquis zum Verkäufer, „der Handel wird rückgängig, wenn Sie ſelbſt einräumen, ſich geirrt zu haben. Die Herren hier ſind Zeugen.“ Es waren gerade einige Freunde des Marquis gegenwärtig.

Der Händler geht ſelbſtverſtändlich auf dieſe Bedingung ein; denn, wie ſollte er ſelbſt je in den Fall kommen, dies „Original“ für eine Copie anzuerkennen?

Schließlich bittet ihn der Marquis, das Bild, ſorgfältig verpackt, nach ſeinem Schloſſe in der Nähe von Bordeaux zu expediren, wo es ſein Intendant für die dortige Galerie in Empfang nehmen werde.

Auch dies geſchieht. Kaum aber iſt es geſchehen, ſo ſchreibt der Marquis ſeinerſeits dem Intendanten, ihm das Bild, ſo wie es angekommen, wieder nach Paris zurückzuſenden, was ebenfalls geſchieht. In Paris läßt er das Gemälde mit einem leichten Firniß überziehen, in einen prachtvollen Rahmen ſetzen und in einem Saale ſeines Hotels aufhängen. Alsdann läßt er den Händler

bitten, sich zu ihm zu verfügen, sorgt auch dafür, daß die oben erwähnten Herren sich um dieselbe Stunde bei ihm einfinden. Der Händler erscheint und wird von dem Marquis mit Vorwürfen empfangen: er habe keine Nachricht erhalten, daß das Gemälde wirklich in Bordeaux angekommen sei. Jener hat aber, als guter Geschäftsmann, den Frachtbrief in der Tasche und überreicht denselben dem gnädigen Herrn. „Eh bien," sagt der Marquis, „das ist noch nicht Alles; während Sie behaupten, mir den echten Tizian nach Bordeaux geschickt zu haben, ist es mir geglückt, das wahre Original hier in Paris aufzufinden. Kommen Sie und urtheilen Sie selbst," und er führt den Patron in das Nebenzimmer und vor das Bild. Kaum erblickt es der Händler, als er sofort ausruft: „Das nennen Sie ein Original von Titian? Eine mittelmäßige Copie ist es, weiter nichts!"

„Auf Ehre und Gewissen?" fragte der schlaue Marquis.

„Mein Ehrenwort! und diese Herren sind Zeugen."

Statt aller Antwort reichte ihm der Marquis seinen Frachtbrief. Ein Todesurtheil hätte den seiner Prellerei so eclatant und unwiderlegbar überwiesenen Mann nicht härter treffen können, als diese demonstratio ad oculos.

„Für tausend Franken will ich das Bild behalten," sagt der Marquis ruhig, wie wenn nichts vorgefallen wäre; „Sie haben alsdann den Rahmen bezahlt, er kostet gerade zweihundert Franken und 1200 bot ich Ihnen ja gleich Anfangs." Der Händler sagte zu Allem

ja, und machte ſich auf und davon; vermuthlich mit dem löblichen Vorſatze, dem Marquis in Zukunft nie wieder eines ſeiner „Originale“ anzubieten.

Ein Maskenball im Irrenhauſe.

Welcher Leſer kennt nicht die Salpetrière, das große Pariſer Irrenhaus für weibliche Geiſteskranke (die männlichen ſind in Bicètre), und wenn man auch jene Anſtalt nicht beſucht hat, ſo kann man ſich doch leicht vorſtellen, daß ſie, wie alle derartigen hieſigen Etabliſſements, großartig und bedeutend iſt. Aber auch ſchrecklich, wie dies ja die Beſtimmung eines ſolchen Hauſes mit ſich bringt.

Das ungeheure Gebäude gleicht einer kleinen Stadt und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die durchaus von einander getrennt ſind: in der größern werden ungefähr dreitauſend arme, alte Frauen auf Staatskoſten verpflegt; in der andern Abtheilung ſind die Geiſteskranken und Irrſinnigen untergebracht, gegen ſechszehnhundert! Schon dieſe Zahl hat etwas Erſchütterndes. Unter jenen Unglücklichen ſind gar viele, die den beſſern Ständen angehören, weshalb ſie auch in verſchiedene Diviſionen eingetheilt ſind. An Sonntagen wird zur Zerſtreuung und Aufheiterung der Kranken in den verſchiedenen Diviſionen Muſik gemacht, auch wohl hier und da getanzt, und am Faſtnachtsdienstage findet alljährlich eine allgemeine große Maskerade Statt.

Ein Maskenball im Irrenhauſe und zwar unter den

Irren ſelbſt! Unwillkürlich beſchleicht uns ein unheimliches Gefühl bei dieſem Gedanken, und man iſt faſt verſucht, von vornherein ſeine Mißbilligung darüber auszuſprechen, ſo widerſinnig erſcheint uns auf den erſten Blick ein derartiges Feſt in einem ſolchen Hauſe; aber die Aerzte behaupten das Gegentheil und man hat daher bei der vor ungefähr zehn Jahren erfolgten Reorganiſation der Anſtalt die „Maskerade" beibehalten. Selbſtverſtändlich iſt einem Fremden, unter welchem Vorwande es auch immer ſei, der Zutritt nicht geſtattet; ſogar die männlichen Beamten und Angeſtellten des Hauſes, mit alleiniger Ausnahme der Aerzte, ſind von dem Beſuch des Balles ausgeſchloſſen. Dennoch hatte ſich die Direction durch eine Empfehlung von hoher Hand bewogen gefühlt, uns einen flüchtigen und discreten Beſuch zu erlauben; als aber der Tag und die Stunde erſchienen waren, fehlte mir der Muth, mitzugehen. Der alte Major behauptete freilich, ein Mann müſſe Alles ſehen und mitmachen können, und dem Dr. B., der ſich vielleicht gern auf meine Seite geſchlagen hätte, blieb nichts übrig als ihn zu begleiten. Tags darauf kam er zu mir, um mir ſeine Eindrücke zu erzählen, damit ich doch nicht ganz leer ausginge, wie er ſagte, und nun erzähle ich ihm wieder nach.

In der großen Halle, dem ſogenannten „préau", fanden ſie gegen fünfhundert Masken beiſammen; kleinere Abtheilungen hatten ſich in den verſchiedenen Nebenſälen verſammelt. Uebrigens waren bei weitem nicht alle Kranken erſchienen, ſondern nur diejenigen, die ſich aus

eigenem Antriebe gemeldet hatten. Aber der Zudrang ſoll dennoch ſehr bedeutend geweſen ſein. Schon einige Wochen vorher hatte die Adminiſtration Goldpapier und ſonſtige Flitter, auch bunte Stoffe und allerlei derartigen Putz unter die Irren austheilen laſſen und jede arbeitete emſig an ihrem Maskenkleide. Dieſe Wochen ſind ſtets die ruhigſten und friedlichſten in der großen Anſtalt. Am Tage der Maskerade ſelbſt kamen nun die wunderlichſten und abenteuerlichſten Verkleidungen zum Vorſchein; denn eigentliche Koſtüme werden natürlich nicht geliefert und auch keine Masken, ſo daß ſich eine jede Kranke nach eigenem Geſchmack und eigener Erfindung verkleidet. Das aus acht Muſikanten beſtehende Orcheſter hatte man für jenen Abend aus dem Café des Aveugles des Palais Royal entlehnt, wo bekanntlich nur Blinde ſpielen, ſo daß auch von dieſer Seite kein profanes Auge die Unglücklichen beläſtigte; gewiß ein Beweis für die bis auf das Kleinſte ſich erſtreckenden humanen Rückſichten der Direction. Unſere beiden Herren gingen nun in Begleitung einiger Aerzte, für die man ſie ebenfalls ausgab, durch die verſchiedenen Säle, um ſich das eigenthümliche Schauſpiel genau anzuſehen. Von den jüngern Kranken tanzten gar viele auf das Ausgelaſſenſte, allein oder zu zweien, überall die ſchwarzgekleideten Aufſeherinnen dazwiſchen, die Getränke, Apfelſinen und Kuchen umherreichten. Geſprochen wurde ſo gut wie gar nicht, wie wenn die Gäſte einander ganz fremd wären. An den Wänden entlang ſaßen die ältern und ganz alten unter den Geiſteskranken, die meiſten mit gleichgültigen, faſt

todten Augen in das bunte Gewühl hineinſtarrend, einige wie Mumien, ſo unbeweglich und theilnahmslos. „Sie können ſich nicht vorſtellen," ſagte mir der Dr. B. „wie traurig jener Ball anzuſehen war; auf keinem Geſicht ein Lächeln oder ſonſt ein Ausdruck der Freude; nur ein mechaniſches Hin- und Herſpringen nach dem Tact einer unſchönen Muſik und die Muſiker ſelbſt arme Blinde." Und doch „amüſiren" ſich dieſe Unglücklichen in ihrem phantaſtiſchen Putz, und noch nach Monaten können die Aufſeherinnen und Wärterinnen durch bloße Erinnerung an die „Maskerade" und durch Verſprechen einer baldigen neuen auf die meiſten dieſer kranken Gemüther mit großem Erfolge wirken.

In einem der Nebenſäle ſtand eine Kranke auf einem Stuhl und that, wie wenn ſie mit großer Lebendigkeit Violine ſpielte; ein Stock vertrat die Stelle des Bogens, den ſie auf ihrem linken Arme hin und her zog. Dieſe Unglückliche, früher eine bedeutende Pianiſtin, ſoll in einem Concerte der Milanollo's den Verſtand verloren haben und ſich ſeitdem für die ältere jener beiden Schweſtern halten. Derartige Fälle ſind übrigens nicht neu, aber das Seltſamſte und als Schauſpiel zugleich das Traurigſte war der Umſtand, daß zwanzig, dreißig andere Irren dieſe Violinſpielerin umſtanden, mit der größten Aufmerkſamkeit allen ihren Bewegungen folgten, kurz zuhörten, als wenn wirklich dort etwas zu hören geweſen.

Doch genug des trüben Bildes! ich mache mir faſt Vorwürfe, überhaupt davon berichtet zu haben; aber

Paris iſt einmal das Land des Außerordentlichen und der Extreme, und um es ganz zu kennen, darf man ſich nicht ſcheuen, manchmal auch eine ſeiner dunkelſten Seiten aufzudecken.

Eine „réception“ in der franzöſiſchen Akademie.

Meine Schuld iſt es wahrlich nicht, wenn hier auch bei ernſten Gelegenheiten das Luſtige und Lächerliche ſtets obenauf ſchwimmt und ſelbſt da herausſchaut, wo man die Maske des Gegentheils angelegt hat. So bei der neulichen Aufnahme Camille Doucet's im Inſtitut de France. Die Antrittsrede des neuen Akademikers und die Antwort des Präſidenten (Jules Sandeau), die doch eigentlich die Hauptſache ſein ſollten, ſind auch dies Mal, wie immer, zur Nebenſache geworden, und von zwanzig Menſchen in der Verſammlung hat wohl noch nicht Einer auch nur halbwegs zugehört. So will es übrigens die Mode, beſonders für die Damen, die ſich unmöglich für gelehrte Abhandlungen intereſſiren können, aber alles daran ſetzen, bei der Feierlichkeit zugegen zu ſein. Der enge Raum des Saales (wir klagten ſchon oft darüber), vorzüglich in den ſogenannten Logen und auf den Galerieen, wo die Bänke ſo dicht geſtellt ſind, daß man gar nicht weiß, wie man ſich drauf ſetzen ſoll, für Damen namentlich ein ſchreckliches Dilemma! . . . die von allen Seiten

hinzuſtrömende Menge — denn es werden ſtets, ſo unſinnig es iſt, doppelt ſo viel Eintrittskarten ausgegeben, als Plätze da ſind —, das dadurch entſtehende Gedränge und die durch das Gedränge entſtehende Hitze; die Huiſſiers im Kampf mit den Crinolinen, die Crinolinen im Kampf unter ſich, die Nationalgardiſten, die freilich das ſchöne Geſchlecht verſchonen, aber ſich dafür den Männern mit vorgehaltenem Gewehr entgegenſtellen, Angſtrufe Erſtickender und Hülferufe nach einem Arzte, auch die Klingel des Präſidenten, wenn oben der Lärm gar zu groß wird, daß man unten ſein eigen Wort nicht mehr hören kann — das ſind ſo ziemlich die Haupteindrücke, die man aus einer ſolchen „solennité académique“ mit nach Hauſe bringt. Nur in der Rotunde ſelbſt, wie auf einer ſichern Inſel inmitten des bewegten Meeres, herrſcht gemeſſene Ruhe und eine gewiſſe feierliche Etikette: in erſter Reihe ſehen wir Guizot, der bei keiner Sitzung fehlt, wie wenn er die einzige Gelegenheit eifrig benutzte, die ihm noch geblieben iſt, ſich öffentlich zu zeigen; ſein geiſtreiches, ſcharf geſchnittenes, blaſſes Geſicht, das für mich ſtets eine auffallende Aehnlichkeit mit dem P. Ravignan hatte, imponirt ſehr; Thiers nicht minder, aber in anderer, nicht ſo würdiger Weiſe, faſt wie eine Carricatur. Lamartine, der ebenfalls nur an ſolchen Tagen, wie ein Einſiedler aus ſeiner Klauſe, in die laute Welt tritt, feſſelt den Blick und die Operngläſer; denn auch das gehört zum guten Ton, die „Unſterblichen“, wie im Theater, mit bewaffneten Augen zu betrachten: der berühmte Verfaſſer der „Meditationen“ iſt noch

immer derſelbe, eine lange, hagere, vornehme Figur, in Bewegung und Handlung große Diſtinction. Und alle die Andern! Sainte-Beuve, der neue Senator, mit einem Stern auf dem Frack und einem kleinen ſchwarzen Sammtkäppchen auf dem Kopf, letzteres gegen alles Reglement, aber er hat einen beſondern Dispens; Ponſard, der bekannte Dramatiker, dem ſein „Lion amoureux“ ein neues Relief gegeben hat — „Vive Ponsard!“ ruft ſogar eine kecke Stimme auf der Galerie und alle Köpfe drehen ſich und ſchauen hin, aber ein Gardiſt erſcheint und ſtellt die Ruhe wieder her; — der Biſchof von Orleans, Monſeigneur Dupanloup, im violetten Gewande, den kleinen ausdrucksvollen Kopf mit den blitzenden Augen in ſteter Bewegung; immer neue Akademiker treten ein und ſetzen ſich gravitätiſch auf ihren „Fauteuil“, die am Eingange wacheſtehenden Soldaten präſentiren jedesmal das Gewehr. Jules Sandeau iſt faſt verlegen unter der Laſt ſeiner hohen Würde; wenn man ihn ſieht, denkt man unwillkürlich an jenen andern großen Schriftſteller, dem die Pforten der Akademie verſchloſſen ſind, und dem Jules Sandeau ſeinen Namen, aber der ihm dafür Gedanken, wo nicht gar ganze Bücher gegeben hat: an Georges Sand. Das Haus auf dem Quai Saint Michel iſt nun auch demolirt (was würde wohl nicht in Paris demolirt!), wo einſt jene Beiden in einem kleinen Dachſtübchen ihren erſten Roman ſchrieben. In dreißig Jahren kann ſich viel ändern. „Sehen Sie doch nur, wie ſie ſich da unten drängen,“ ſagte mir mein Nachbar, „wie wäre da noch Platz für den dicken

Jules Janin!“ Der arme Janin! ſollte er denn wirklich auf dieſe letzte und größte Hoffnung ſeines Lebens verzichten müſſen? Wenn er denn auch etwas unbequem zu ſitzen käme; die Prinzeß Mathilde, die allein faſt ihre ganze Loge ausfüllt, ſcheint auch nicht viel bequemer placirt zu ſein, und fehlt doch bei keiner Sitzung. Unterdeſſen leſen die Redner ihre Reden ab, aber, wie geſagt, ohne ſonderliche Theilnahme von Seiten des Publicums, und ſchon vor dem Schluß drängt ſich alles hinaus auf den Quai und an das große Portal des Gebäudes, um die bedeutendſten unter den „Unſterblichen“ in noch näherer Nähe beim Einſteigen zu ſehen. Früher wurden alsdann oft zum Abſchied einige ominöſe Rufe laut, wenn bedeutende Perſönlichkeiten im Veſtibül erſchienen, wie Berryer, Lacordaire, Changarnier u. ſ. w. Aber die Stadtſergenten ziehen jetzt um das innere Gitter einen magiſchen Kreis, den Niemand ohne Gefahr überſchreiten kann, und andere Poliziſten halten ſich rechts und links, ſo daß die Ruhe des Quai's und des Kaiſerreiches ungefährdet bleibt.

Trotzdem hat das „Inſtitut de France“ ſich aber doch bis auf den heutigen Tag einen kleinen Schimmer (der Leſer ſieht, wie beſcheiden wir geworden ſind) einen kleinen Schimmer von Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit bewahrt, der ſich z. B. ſchon darin zeigt, daß nie des regierenden Monarchen mit einem „Vive le Roi“, oder jetzt mit einem „Vive l'Empereur“, gedacht wird, was bei allen ſonſtigen öffentlichen Verſammlungen, wenigſtens bei den officiellen, eine unvermeidliche Zugabe

iſt. So erſcheinen auch die Majeſtäten niemals im Inſtitut, wenigſtens iſt der Kaiſer noch nie darin geweſen, die Kaiſerin allerdings einmal, aber ganz ausnahmsweiſe, bei der Aufnahme Octave Feuillet's, der bei der hohen Dame in beſonderen Gnaden ſteht, was er hauptſächlich ſeinem letzten chriſtlichen Tendenz-Roman „Histoire de Sibylle“ verdankt. Daß dagegen jeder neu aufgenommene Akademiker von dem Präſidenten den Majeſtäten in den Tuilerien vorgeſtellt wird, iſt bekannt, und ebenſo, daß Berryer bei ſeiner damaligen Ernennung dieſer Sitte nicht nachkam und ſich durch einen, noch dazu ſehr pikanten Brief an den Kaiſer entſchuldigte, der indeß vielfach und ſelbſt von ſeinen Freunden getadelt wurde und auch ſeinen Zweck verfehlte, weil er im großen Publicum ganz unbeachtet blieb. Viel wichtiger und intereſſanter iſt indeß ein Project, für das im Stillen bereits eifrig Propaganda gemacht wird, nämlich den Kaiſer zum Mitgliede der Akademie zu ernennen, und zwar als Autor für ſein Werk „La vie de César“. Schon bald nach Erſcheinen des famoſen Buches ging ſtark die Rede davon, aber der erlauchte Verfaſſer ſelbſt ſchien abgeneigt zu ſein; jetzt will die Akademie das Erſcheinen des zweiten Bandes abwarten und alsdann durch einen Beſchluß in pleno, mit Uebergehung der kleinen, numeriſch unbedeutenden Oppoſition, Napoleon III. zu ihrem Mitgliede proclamiren. Allerdings gegen die Statuten und gegen die Geſchäfts-Ordnung, aber Richelieu iſt lange todt und ſo gut wie vergeſſen, und für einen Kaiſer kann man ſchon eine Ausnahme machen. Im

Gegentheil, die Procedur wäre ganz logiſch, denn der Kaiſer käme auf dieſe Weiſe durch einen akademiſchen Coup d'Etat in's Inſtitut, wie er durch einen politiſchen auf den Thron gekommen iſt. Dies Bonmot, lieber Leſer, iſt nicht von mir, ſondern von Thiers; ich will mich nicht mit fremden Federn ſchmücken.

Die Ledru-Rollin-Hüte.

Es iſt hier kürzlich ein neues Buch erſchienen, unter dem Titel: „Les gens de bureau.“ Diejenigen, auf die es abgeſehen iſt, mögen ärgerlich genug ſein und den Verfaſſer in's Pfefferland oder ſonſt wohin wünſchen; denn er erzählt uns die luſtigſten und pikanteſten Anekdoten aus der untern Beamtenwelt, und der eigentliche Bureaukrat, der in Paris und in Frankreich eben ſo gut wie in Berlin und anderswo zu Hauſe iſt, hat hier einen ſchlimmen, unerbittlichen Spötter und Kritiker gefunden.

Nur eine kleine Geſchichte, die erſte, beſte. Der Verfaſſer citirt das bekannte Talleyrand'ſche Wort: „surtout, Messieurs, pas de zèle,“ und erzählt bei dieſer Gelegenheit Folgendes. Im November 1851 ſchrieb Drouin de Lhuys, der damalige Miniſter des Innern, auf einen Zettel, den er zu den übrigen Departementsdepeſchen legte, die Worte: „Man meldet uns, daß in vielen Departements die grauen, ſogenannten Ledru-

Rollin-Hüte wieder aufkommen; die Präfecten könnten vielleicht unter der Hand dahin wirken, daß wenigſtens die Beamten dergleichen Hüte nicht tragen."

Der Secretär des Miniſters, „un homme fort zélé," redigirte in der Abſchrift die Note folgendermaßen: „Die Präfecten haben darüber zu wachen, daß keiner von ihren Untergebenen einen ſogenannten Ledru-Rollin-Hut trage."

So kam die Note an den Diviſionschef, der, „également très-zélé," ſie wieder umänderte, und zwar ſo: „Die Präfecten haben ihren ſämmtlichen Untergebenen im Namen Sr. Excellenz zu eröffnen, daß es ihnen bei ſchwerer Strafe verboten iſt, einen ſogenannten Ledru-Rollin-Hut zu tragen."

Endlich gelangt dieſe Notiz mit den übrigen Depeſchen an den Cabinetsdirector zur Ausfertigung; dieſer, „encore plus zélé que tous les autres," ſendet ſie in folgender Faſſung ab: „Das Tragen der ſogenannten Ledru-Rollin-Hüte iſt zufolge eines Specialbefehls Sr. Excellenz auf das ſtrengſte verboten. Die Contravenienten, inſoweit ſie dem Beamtenſtande angehören, ſind ſofort zu verabſchieden und den betreffenden Gerichten zu überweiſen."

Da ſieht man, wohin der allzu große Eifer führen kann, und daß Talleyrand wohl Recht hatte mit ſeiner Empfehlung.

Die ſchreckliche Cabinetsordre blieb übrigens unausgeführt; denn ein paar Tage darauf erfolgte der Staats-

ſtreich des zweiten Decembers, und man hatte an ganz andere Dinge zu denken als an die Ledru-Rollin-Hüte.

Eine Loretten-Gräfin vor Gericht.

Pikante, d. h. ſkandalöſe Proceſſe, gibt es hier in Paris ſtets eine große Menge, und die Gerichtsverhandlungen ſind alsdann ſo beſucht, wie wenn dort ein neues Stück von Sardou gegeben würde. Der Proceß Desbrouſſe-Berthier erinnert ganz an ſein berühmtes Stück „die Familie Benoiton", und man darf im Theater, trotz der grellen, ſchreienden Farben, nicht von Uebereilung reden, ſo lange das wirkliche Leben derartige Beiſpiele liefert. Die Details jener unſaubern Geſchichte hatten wirklich etwas Empörendes, das aller, auch der bequemſten und nachſichtigſten Moral in's Geſicht ſchlug, — ein eben ſo trauriges, wie wahrheitsgetreues Bild der Pariſer Sitten. Die ſogenannte Comteſſe Berthier (eine Schneiderstochter aus Orleans, die ihren Eltern im fünfzehnten Jahre davonlief und ſich in Paris als Lorette etablirte — ganz wie andere anſtändige Leute irgend ein bürgerliches Geſchäft anfangen —) hatte ſchon, wie die Verhandlungen lakoniſch melden, drei Andere „auf dem Gewiſſen," bevor ſie die Maitreſſe des jungen Desbrouſſes wurde. Der Erſte, ein ruſſiſcher Edelmann, ruinirte ſich für ſie in anderthalb Jahren, kam in's Schuldgefängniß, wurde von ſeiner Familie losgekauft und mußte Paris ſchimpflich verlaſſen. Der Zweite, ein

franzöſiſcher Artillerie-Officier, brachte mit ihr ſeine väterliche Erbſchaft durch, machte falſche Wechſel, flüchtete nach Algier und erſchoß ſich aus Verzweiflung. Der Dritte, Buchhalter bei einem reichen Banquier, verheirathet und die einzige Stütze einer zahlreichen Familie, unterſchlug ihretwegen anvertraute Gelder, ſpeculirte an der Börſe, um die leeren Kaſſen wieder zu füllen, verſpielte aber ſtets größere Summen und fiel endlich der Juſtiz in die Hände, die ihm zu ſechsjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilte. Und das alles wird vor Gericht debitirt, wie ein einfaches Zeitungs-Referat, und die Zeitungen melden es nachher breit und ungenirt, wie irgend einen Theater- oder Feſt-Bericht; kein Wort der Entrüſtung wird laut, im Gegentheil, nicht wenige Leſer legen das Blatt lächelnd bei Seite und ſagen wohlgefällig: „Ma foi, die hat's verſtanden!“

Alſo mit dieſem dreifachen Debüt erſchien die Bréda-Gräfin vor den Schranken der police correctionnelle, und man rechnete es ihr noch zum Lobe an und rühmte ihre Beſcheidenheit, daß ſie einfach gekleidet war und keine toilette tapageuse zur Schau trug, wie bei ähnlichen Gelegenheiten jene Weiber faſt immer zu thun pflegen. Die Ausſagen verſchiedener Zeugen und namentlich des Vaters completirten das klägliche Bild. Dieſer, ein durch Demolitionen und Conſtructionen reich gewordener Bau-Unternehmer (das Gerücht gibt ihm ſechs Millionen), hatte ſeinem neunzehnjährigen Sohne keine weitere Erziehung mitgegeben, als zwölftauſend Franken jährliches Taſchengeld. Er ſetzte naiv hinzu, daß ihm

ſeine vielen Geſchäfte nie Zeit gelaſſen, ſich um ſeine Familie zu bekümmern. Der Sohn, reicher Leute Kind, und in das wilde Pariſer Leben hineingeworfen wie eine Nußſchaale in ein brandendes Meer, ſpielte bald eine bedeutende Figur im Jardin Mabille, im Château des Fleurs, in Asnières und wie die ſonſtigen Cirkel der demi-monde alle heißen, wo Geld, Geſundheit und Ehre zum Teufel gehen. Die zwölftauſend Franken reichten kaum zwölf Wochen, er machte Schulden auf den Namen und Credit des Herrn Papa, der auch die erſten 50,000 Franken ohne große Schwierigkeit bezahlte, aber doch den Burſchen für die Zukunft warnte. Dieſer, deſſen Credit dadurch erſt recht befeſtigt wurde, ſetzte ſein leichtſinniges, gewiſſenloſes Leben fort und machte die Bekanntſchaft der erwähnten Comteſſe, die er — der einfältige, leichtgläubige Tropf! — wirklich anfangs für eine ſolche gehalten hat, und zwar, wie ſie ſich ausgegeben, für eine Nichte des Marſchalls Berthier. „Aber um Gottes willen, junger Mann," ruft ihm der Präſident zu, „iſt Ihnen denn nie der Gedanke gekommen, mit einer Schwindlerin, mit einer verlaufenen Weibsperſon zu thun zu haben?" — „Herr Präſident," antwortet der Burſche mit möglichſter Würde in Ton und Haltung, „ich verdiene den Vorwurf nicht; ich habe mich von meinem Herzen hinreißen laſſen; aber ich glaube, wie ein Mann von Ehre einer Dame gegenüber gehandelt zu haben." Auch dieſe, im Grunde überaus alberne Antwort fand ſo großen Beifall im Auditorium und wurde dergeſtalt beklatſcht, daß der Präſident die Galerieen zu

räumen drohte. Um es kurz zu machen, das ſaubere Paar (der Mann von Ehre und die Nichte des Marſchalls Berthier) gibt in kaum zehn Monaten über 160,000 Franken aus; man ſollte eine Null zu viel glauben, aber keineswegs. Freilich gehören zu dieſer Summe für 36,000 Franken Schmuck und Juwelen und für 50,000 Franken ausgeſtellte und durch Wucherer in Umlauf geſetzte Wechſel. Und juſt in Bezug auf dieſe Wechſel, welche die Berthier dem jungen Desbrouſſes abgeſchwindelt hatte, um ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen, iſt der Vater klagbar geworden, und auch nur als ſogenannte Nichtigkeitsbeſchwerde; denn ſo pauvre iſt es moraliſch mit dem vielgerühmten Code Napoléon beſtellt, daß überhaupt die Gerichte jene Klage nur aus dem einen Grunde angenommen haben, weil ſie einen Minderjährigen betraf (détournement de mineur, ſagt das Geſetzbuch) — ein Jahr ſpäter, und der junge Desbrouſſes wäre volljährig und die Klage unſtatthaft geweſen, wenigſtens in ſo weit dieſelbe die Hauptperſon, die Bréda-Gräfin, angeht. Dieſe, und auch das iſt nicht minder empörend und nicht minder charakteriſtiſch, nahm die Sache in ihren Antworten beim gerichtlichen Verhör rein geſchäftlich: „Wir fragen niemals danach, ob Jemand minorenn oder majorenn iſt: wir nehmen Geld und Geſchenke an, ſo viel man uns gibt, und auch ohne weiter zu fragen, wo ſie herkommen u. ſ. w.“ Ich übergehe den weitern, rein cyniſchen Reſt. Die Comteſſe wurde trotzdem zu ſechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt, das (ſehr mild erſcheinende) Maximum für

derartige Vergehen. Als die Gendarmen sie fortführten, soll ihr der junge Desbrousse die zärtlichsten Kußhände zu- und nachgeworfen haben, was das versammelte Publicum ebenfalls sehr rührend und erbaulich gefunden hat. Der Vater wird nun doch wohl zahlen müssen, um nicht in weitläufige Civilprocesse verwickelt zu werden; aber er wird gut thun, das Häuserbauen etwas einzuschränken, um dafür im eigenen Hause etwas mehr Ordnung zu halten.

Der Leichenzug Meyerbeer's.

Er zog allerdings glänzend und prächtig vorüber, und mit königlichem Gepränge, aber doch nur als weltliches Schauspiel; denn die Kirche, die als versöhnende Mittlerin zwischen dem Grabe und dem Jenseits steht, war hier durch keinen ihrer Diener vertreten. Die herbeigeströmte Menge (und bei solchen Gelegenheiten sieht es aus, als sei die Einwohnerzahl der Hauptstadt um das Doppelte gewachsen) beschaute neugierig den sechsspännigen, mit Federbüschen und schwarzen, silbergestickten Draperieen überladenen Leichenwagen, alsdann die Orden, die auf zehn Sammtkissen (fast alle bedeutenden Decorationen der Welt) dem Sarge nachgetragen wurden; die verschiedenen Deputationen der Opern und Theater mit ihren Bannern, was einen unglücklichen, fast widerwärtigen Eindruck machte, und schließlich die endlose Reihe von schwarzen Trauercarrossen, denen sich noch zahlreiche vor-

nehme Equipagen anreihten. Großartig und erſchütternd war freilich der von vier Muſikchören unterwegs geſpielte Schillermarſch, und noch erhabener, beinahe überwältigend war der Moment der Ankunft des Zuges am Nordbahnhof, wo ein Sängerchor von mehr als dreihundert Sängern und Sängerinnen den großen Todten mit ſeinen eigenen Melodieen aus dem Propheten und den Hugenotten empfing: ein himmelanbrauſender melodiſcher Wogenſchwall von Ton und Klang, der alle Herzen mit fortriß, eine wundervolle Apotheoſe des unſterblichen Meiſters. Ergreifend war auch der Schlußact der Feierlichkeit, wo der preußiſche Geſandte, in voller Uniform und von ſeinem glänzenden Legationsperſonal gefolgt, die Leiche in Empfang nahm und zu dem ſchwarz ausgeſchlagenen Trauerwaggon geleitete, der mit einem Extrazuge ſofort nach Berlin abfuhr. Paris und Frankreich haben dem dahingeſchiedenen deutſchen Tonkünſtler, den ſie in vieler Beziehung ſtolz den ihrigen nennen durften, einen eben ſo herrlichen wie verdienten Abſchied, „die letzte Ehre“ dargebracht.

Nicht umſonſt ſtarb Meyerbeer gerade im Maimonat, er wurde buchſtäblich unter Blumen zu Grabe getragen. Als der Zug an der Madeleinekirche vorüberkam, wo gerade Blumenmarkt war, erſchien eine Legion ſchwarz gekleideter Diener und überſchüttete zuerſt den Sarg und alsdann die breite Boulevardchauſſée dergeſtalt mit Blumen, daß der Leichenwagen einige Augenblicke lang unter den Blumenbergen zu ſtocken ſchien. Die vornehmen engliſchen Familien des dortigen Stadtviertels

hatten sich zu dieser Huldigung vereinigt und schon am Morgen sämmtliche Blumen des Marktes, des bedeutendsten von ganz Paris, aufgekauft. Das Schauspiel war wunderschön und rührend zugleich. Auch die Straßenindustrie der Armen profitirte von dieser Munificenz; denn noch am späten Abend desselben Tages bot man uns auf jenen Boulevards überall kleine Bouquets an: „du tombeau de Meyerbeer.“ Weiterhin ging der Zug an dem neuen unvollendeten Opernhause vorüber, zu dessen Eröffnung und Einweihung Meyerbeer, eine großartige Tondichtung geschaffen hatte (die erst nach seinem Tode aufgeführte „Afrikanerin“); alsdann an dem alten Operngebäude, das er so viele tausend Abende mit seinen Harmonieen gefüllt. Lorbeerkränze mit goldenen Bändern warf man ihm dort aus allen Fenstern zu, und so ging dies hochbegabte und reiche, dies weltberühmte und weltgefeierte Künstlerleben unter Blumen und Lorbeern zu Grabe.

Ein Pariser Heirathspuff.

Ein reicher, junger Gutsbesitzer kommt aus der Normandie kürzlich nach Paris, einestheils um sich die „Wunder der Weltstadt“, die er noch nicht kannte, anzusehen, anderntheils — aber dies ganz in der Stille — um sich dort vielleicht eine Lebensgefährtin zu suchen. Bekanntschaften und Empfehlungen hat er allerdings so gut wie keine, aber an der Table d'hôte in irgend

einem Hôtel der Rue de Rivoli lernt er zufällig einen Herrn kennen, der zufällig ein Heirathsvermittler iſt, und zwar, wie geſagt, ein vornehmer, und der auch zufällig eine famoſe Partie zu vergeben hat. In Paris hängt ſo Vieles vom Zufall ab, daß unſer Provinzial ſich nicht weiter darüber wundert und auch ſchon am nächſten Morgen den Négociateur in ſeiner Wohnung aufſucht.

Pompöſe Einrichtung in der Bel-Etage! Ein Bureau mit großen, prächtig eingebundenen Folianten, die aber ſämmtlich mit blitzenden Vorlegeſchlöſſern verſehen ſind, um die Discretion zu wahren; der Herr vom Hauſe ſelbſt elegant und fein, wie ein Mann von Welt, wie ein Diplomat . . . . und der folgende kurze, aber inhaltsſchwere Dialog: „Auf wie viel belaufen ſich Ihre Revenuen?“ — „Sie ſind nicht ſehr bedeutend; denn mein ganzes Vermögen beſteht in Grundbeſitz, der aber wohl eine halbe Million werth iſt.“ — „Très bien! ſolche Vermögen ſind eben die beſten; auch habe ich juſt eine Partie für Sie. Vorher noch die eine Frage: Lieben Sie die Blonden?“ — „Die Blonden waren von jeher mein Lieblingsgeſchmack.“ — „Gut; da laſſen Sie mich nur ſorgen, und Sie ſollen ſchon mit mir zufrieden ſein.“ Der heirathsluſtige Gutsbeſitzer will ſofort ſeine Zukünftige ſehen und fragt ungeduldig nach Namen und Adreſſe. „Patience, mon ami“, antwortet der Herr, „ſo ſchnell geht das nicht; es iſt eine vornehme Familie, die ſehr rückſichtsvoll behandelt ſein will; das einzige, was ich vor der Hand thun kann, iſt, daß ich

Ihnen das Fräulein zeige und zwar übermorgen in der italieniſchen Oper, wo ich für die Familie eine Loge und für uns zwei Sperrſitze nehmen werde. Dies und ſonſtige Unkoſten machen einen kleinen Vorſchuß von fünfhundert Franken nothwendig.“ — Unſer Provinzial, der ſchon ganz poetiſch geſtimmt iſt, fällt bei der Geldforderung wieder in die nüchterne Proſa zurück, zahlt aber doch die verlangte Summe und — „auf übermorgen in der Salle Ventadour!“

In einer erſten Rangloge ſitzt auch wirklich die Familie; Vater, Mutter und die Tochter in der Mitte. Er lorgnettirt aus dem Parquet hinauf und findet das Fräulein überaus reizend, klagt aber, daß ſie ihn gar nicht zu bemerken ſcheint. „Mon cher,“ entgegnet der Mentor, „ſie iſt ſchüchtern, wie es ſich für ein geſittetes Mädchen ziemt. Schon zwei Mal hat ſie mit verſtohlenem Seitenblick zu uns herabgeſchaut; übrigens will ich hinauf und ihnen einen kleinen Beſuch machen, um zu fragen, wie Sie Ihrerſeits gefallen haben.“ Richtig tritt auch der Patron während des nächſten Zwiſchenactes in die Loge, ſpricht ein paar Worte mit dem Vater, grüßt die Damen verbindlich und kommt dann wieder herab. „Die Eltern,“ ſagt er dem ſehnſüchtig Harrenden, „ſind recht zufrieden und das Fräulein, das eigentlich noch von nichts weiß, hat ſich ſehr angelegentlich nach Ihnen erkundigt. Kommen Sie nur morgen wieder auf mein Bureau.“

Unſer Heiraths-Candidat läßt nicht auf ſich warten; aber der Vermittler iſt ungeſchickt genug, ihm einen

weitern Vorschuß von fünfhundert Franken abzuverlangen, die ihm jener ungenirt verweigert. Es kommt zu gegenseitigen Explicationen, und der Provinzial, der überhaupt gar nicht so dumm ist, wie vielleicht der Andere glaubt, schöpft Verdacht, sagt aber noch nichts und geht davon. Sein glücklicher Stern führt ihn in den Tuilerienpark und er trifft dort die Familie vom vorigen Abend. Als ehrlicher schlichter Mann, dem alle krummen Wege verhaßt sind, zumal er die redlichsten Absichten hegt, beschließt er, sich sofort Licht zu verschaffen. Er folgt dem Vater, der die Damen auf einen Augenblick verläßt, um eine Zeitung zu kaufen, und redet ihn herzhaft an. Er fragt ihn nach den ersten höflichen Entschuldigungen, ob er nicht gestern mit seinen beiden Damen in der italienischen Oper gewesen sei. Der Alte bejaht, spricht aber zugleich sein Erstaunen aus über die eigenthümliche Frage. Der junge Mann läßt sich indeß nicht irre machen, sondern fährt fort: „Und kannten Sie den Herrn, der in Ihre Loge trat und mit Ihnen sprach?“ — „Ich sah ihn zum ersten Male in meinem Leben; er fragte mich, ob ich nicht der Graf so und so sei und ob ich nicht früher in der Garde gedient hätte. Ich verneinte kurz, worauf er sich excüsirte und beurlaubte.“ — „Eh bien Monsieur!“ ruft der Andere entrüstet, „dieser Mann ist ein Gauner!“ Und er erzählt dem Alten die ganze Geschichte. Dieser läßt die Damen in's Hôtel fahren und begibt sich sogleich mit dem extemporirten Schwiegersohne in das bewußte Bureau. Lebhafte dramatische Scene, wobei sogar der Spazierstock des Vaters in sehr drohende Be-

wegung kommt. Der Heirathsmacher ſpielt den armen Sünder und legt ſich auf's Bitten, und die beiden Herren, ſchon um weiterm Scandal vorzubeugen, der durch jede gerichtliche Klage unvermeidlich geweſen wäre, laſſen ihn laufen; der Gutsbeſitzer aber doch erſt, nachdem er ſeine fünfhundert Franken zurück erhalten hat.

So weit der erſte Act des Stückes; das Nachſpiel iſt einige Monate ſpäter gekommen. Unſer Heiraths-Candidat, der auf ſo eigenthümliche Weiſe die Bekanntſchaft jener Familie gemacht hat, gefällt zuerſt dem Vater, der ihn einladet, dann der Mutter, die ihn erſucht, wiederzukommen, und endlich der Tochter, die ihn bittet, zu bleiben, oder doch dieſen Wunſch nicht undeutlich merken läßt. Stand, Vermögen und alle übrigen Verhältniſſe conveniren gegenſeitig, die Hauptperſonen erſt recht; — kurzum, das junge Paar verlobt ſich und macht Anſtalt zur Hochzeit.

Da meldet ſich auf einmal der Négociateur und reclamirt 10,000 Franken als ſtipulirtes Honorar. Man weist ihm entrüſtet die Thür, aber der ſaubere Vermittler nimmt einen Advocaten an (der grobe Vers von Abraham a Santa Clara gilt auch für Paris: „Keine Sach' iſt ſo trüb und faul, ſie findet ein Advocatenmaul") und droht mit einem Proceß. Das Drohen kann man ihm nicht verwehren, auch den Scandal fürchtet man jetzt, wo die jungen Leute verlobt ſind, nicht mehr, wenn es aber wirklich zum Plaidiren kommen ſollte, ſo iſt es wohl nicht zweifelhaft, wer Recht behalten wird. Vielleicht läßt er ſich auch abfinden; derartige

Leute laſſen ſtets mit ſich handeln, nachdem er vorher von ſeiner Forderung eine Null geſtrichen, oder gar zwei.

Ein fürſtliches Paar.

Die Vermählung des Herzogs von Mouchy mit der Prinzeß Anna Murat, einer Couſine des Kaiſers, machte viel von ſich reden. Der Herzog, der letzte Sprößling eines der älteſten franzöſiſchen Adelsgeſchlechter, und die Prinzeß, eine Enkelin des Königs Murat, der bekanntlich eines Gaſtwirths Sohn geweſen! Wieder eine Errungenſchaft der Neuzeit und der Napoleoniſchen Politik, aber im Faubourg Saint-Germain ſchreit man Ach und Weh darüber.

Zufällig befanden wir uns in den elyſeiſchen Feldern, als ſich der Hochzeitszug vom Rond-Point durch die große Avenue in die Tuilerien begab. Hätten wir das Schauſpiel eigens für uns beſtellt, ſo wären wir nicht beſſer bedient geweſen. Zwei berittene Piqueurs voran, alsdann im ſechsſpännigen kaiſerlichen Galawagen das Brautpaar — das glückliche Brautpaar; denn hier ſind alle Bedingungen zu ſeltenem Erdenglück vereinigt: hoher Stand, Reichthum, Jugend und Schönheit — und hinterher in mehreren vier- und zweiſpännigen Hofcarroſſen die übrigen Gäſte. Der Zug ging langſam genug, um uns einen genauen Anblick zu geſtatten. Daß alle Augen zunächſt und hauptſächlich auf die Braut ſich richteten, wird man uns gern glauben. Die Prinzeß

war einfach weiß gekleidet, ohne Juwelenschmuck, so viel wir wenigstens bemerken konnten, fast ganz von einem weißen Spitzenschleier eingehüllt, im dunkeln Haar eine Krone von Orangenblüthen, die bekanntlich in Frankreich den jungfräulichen Myrthenkranz ersetzt; der Bräutigam, der übrigens jünger aussah als die Braut, in schlichtem Schwarz, aber doch auf der Brust einen blitzenden Stern — wie man uns sagte, das Großkreuz des Maltheserordens, auf dessen Besitz die Herzoge von Mouchy seit Ludwig's XIV. Zeit ein erbliches Recht haben. Dem Brautpaare gegenüber, saß der Prinz Murat, in dessen Hôtel, in der Rue Montaigne, die sogenannte Civilehe stattgefunden hatte. Der Wagen hochroth und über und über vergoldet, oben mit einer freischwebenden großen goldenen Krone geziert. Es war derselbe, der bei der Hochzeit des Kaisers in Notre-Dame gedient hatte, nur daß er damals von acht Pferden gezogen wurde. Etwas mußten doch die Majestäten voraus haben; aber höher konnte der Kaiser seine Cousine nicht wohl ehren. Der Zug ging über den Concordeplatz (wieder ein hübsches Symbol für das junge Paar) direct durch die Haupt-Allee des Tuilerienparks in's Schloß, wo die Majestäten die jungen Leute empfingen, der Kaiser sogar unten an der großen Treppe (au pied de l'escalier d'honneur); die Kaiserin oben am Eingang der Galerie de Diane. Der Erzbischof von Paris, als grand-aumônier de l'Empire, vollzog die Trauung. „Glückliches Paar!" sagten wir oben, und wir wollen ihnen auch gern das schöne, glänzende Wort lassen, obwohl gerade das Schloß

und die Kapelle uns an manche andere Heirath erinnern, die unter gleich goldenen, sonnenheitern Auspicien geschlossen wurde, wo aber die glücklich Gepriesenen später den bittersten Leidenskelch leeren mußten.

Auch den Diamantschmuck, den der Herzog seiner Braut zum Geschenk gemacht hat, darf ich nicht unerwähnt lassen; zumal ich ihn selbst gesehen und berührt habe, als er bei Monbro, dem Kronjuwelier in der Rue de la Paix, ausgestellt war. Nicht im Schaufenster, bitte ich zu glauben (Monbro hat übrigens gar keinen Laden), sondern oben im ersten Stock, in einem eleganten Salon, wo man außerdem nur auf specielle Empfehlung und nach vorangegangener Anmeldung zugelassen wurde. Der Schmuck, ein Diadem und ein Collier, bestand ganz aus Smaragden und Brillanten, die letztern so groß und von so wundervollem Wasser, wie vielleicht nur Frau v. Rothschild ähnliche hat, welche die schönsten Diamanten der Welt besitzen soll, was wir ohne notarielle Bestätigung gern glauben. In der Mitte des Diadems prangte der berühmte Saphir, ein Erbstück der Familie Mouchy, fast einen Quadratzoll groß und von dem herrlichsten Veilchenblau. Dieser Monbro'sche Schmuck soll gegen dreimalhunderttausend Franken gekostet haben; dazu das vielbesprochene und vielbewunderte Perlenhalsband des Kaisers, im Werth von einer halben Million; ferner die Diamanten der Mutter des Herzogs; kurz, im Ganzen für anderthalb Millionen Juwelen. Viel Geld für todte Steine, so prächtig, so sinn- und augenverblendend sie auch immerhin sein mögen. Die Tagesblätter schilderten

alles, bis auf die letzten Armbänder und Ohrringe, mit umständlicher Breite, fast wie das Inventar eines Goldschmiedladens im Palais Royal. Sie erzählten uns ferner von dem verfehlten nächtlichen Einbruch im Hôtel Murat, wo ein fortgeschickter Stallknecht mit einem andern Taugenichts sich eingeschlichen hatte, um den Brautschmuck zu stehlen. Die dummen Teufel fanden aber das Nest leer (bei den Murats ist ohnehin nicht viel zu finden, wodurch sich auch die kaiserliche Mitgift von zwei Millionen erklärt) und wurden einfach von der Polizei beim Kragen genommen. Die junge Herzogin soll sich jetzt für die Freisprechung der beiden Burschen verwendet haben, — ein Zug, der, wenn er auch ohne Erfolg bleibt, doch immer ihrem Herzen zur Ehre gereicht. Der Herzog hat seinerseits am Hochzeitstage dreitausend Franken für die Pariser Stadtarmen auf die Präfectur geschickt, was ebenfalls die Zeitungen laut verkündeten, und ungeschickt genug, am Schluß desselben Artikels, der über die anderthalb Millionen Diamanten berichtete. Dadurch wurde der Unterschied der beiden Summen nur noch auffallender, und unwillkürlich drängte sich uns die Bemerkung auf, daß die fürstliche Heirath, wenn oben eine Null weniger und unten eine Null mehr gewesen, entschieden nobler ausgefallen wäre. Die Diamanten werden wir zum ersten Mal bei der großen Neujahrs-Cour paradiren sehen, zu welcher das herzogliche Paar wieder nach Paris zurückkehren wird; das Schleppkleid der Herzogin (le manteau de cour) ist bereits bei Gagelin bestellt: himmelblauer Sammt mit silbernen Bienen, also

gut napoleoniſch.*) Der Herzog muß ſich bis auf weiteres (man ſpricht nämlich ſchon von einem Geſandtſchaftspoſten für ihn) mit der einfachen, wenn auch eleganten Uniform eines kaiſerlichen Kammerherrn begnügen. Ein Mouchy, Kammerherr eines Napoleon! Sie können es im Faubourg Saint-Germain noch immer nicht glauben. Tempora mutantur . . . .

Fernande.

Kürzlich wurde eine Enkelin des Grafen Montalivet, frühern Generalintendanten der Civilliſte Ludwig-Philippe's, hier in Paris in der Marienkirche getraut, und wir erfuhren bei dieſer Gelegenheit folgende ſeltſame Geſchichte:

Vor mehr als zwanzig Jahren veröffentlichte Alexander Dumas im Feuilleton der „Preſſe" unter dem Titel „Fernande" einen Roman, der namentlich in der Pariſer Damenwelt großen Anklang und allgemeine Sympathieen fand. Die Haupthelbin war ein junges Mädchen in der

---

*) Wichtige Notiz für Damen! Die Schleppkleider werden wieder um einen halben Meter länger getragen, ſo daß die Schleppe jetzt gut drittehalb Ellen lang iſt. Man merkt ſich die Länge leicht, vorzüglich, wenn man einmal das entſetzliche, durch keine Reue wieder gut zu machende Unglück gehabt hat, auf eine ſolche Schleppe zu treten. Das reizendſte Antlitz wird dadurch in ein Meduſenhaupt verwandelt. Es klingt ſchrecklich; aber es iſt nur zu wahr!

Blüthe der Jahre, ſchön, liebenswürdig und reich, aber durch ein unheilbares Bruſtleiden dem unerbittlichen Tode verfallen. Die tiefe Trauer der Eltern, die Verzweiflung des Verlobten, die vergeblichen Bemühungen der bedeutendſten Aerzte, — Alles war von Meiſterhand geſchildert, auch die Symptome der Krankheit ſelbſt in allen ihren Phaſen waren nicht vergeſſen; kurz eine Geſchichte, ergreifend, feſſelnd und rührend, wie ſie eben Dumas zu ſchreiben verſteht. Mit jedem neuen Feuilleton fürchteten die Leſer, — ach! und mehr noch die Leſerinnen — den Tod ihres Lieblings zu erfahren, und wenn ſie glücklich bis zu Ende geleſen, ohne daß Fernande geſtorben, ſo ſagten ſie traurig: wer weiß, vielleicht iſt morgen oder übermorgen der letzte Tag!

Aber an einem jener Tage ließ ſich ein Herr bei Dumas melden, eine hohe Reſpectsperſon bei Hofe und vielvermögend, denn er war ein perſönlicher Freund des Königs: der Graf Montalivet. „Cher Monsieur Dumas," begann der Graf ohne alle Präliminarien, „iſt Ihr Roman Fernande bereits vollendet, und wenn dies der Fall iſt, was iſt das endliche Loos der Heldin?"

„Eine ſeltſame Frage," erwiderte Dumas, der übrigens den Grafen recht gut kannte; „der Roman iſt fertig, und die arme Fernande ſtirbt einen ſehr rührenden Tod. Aber darf ich meinerſeits fragen, Herr Graf, weshalb Sie ſich ſo ſehr für das Schickſal meiner Heldin intereſſiren?"

Der Graf wurde ernſt und antwortete, indem er ſeine Thränen nur mit Mühe unterdrückte: „Meine

einzige Tochter leidet an derſelben Krankheit wie Ihre Heldin; ſie heißt ſogar zufällig Fernande, wie ſie, und hat leider Ihren Roman geleſen. Sie verfolgt mit Angſt jedes neue Feuilleton, und hat ſich ſo in die traurige Geſchichte hineingelebt, daß ſie feſt überzeugt iſt, in ähnlicher Weiſe zu enden, wie ihre unglückliche Namensſchweſter. Die Aerzte fürchten das Schlimmſte; aber ſie ſind zugleich der Anſicht, daß eine günſtige Wendung in der Krankheit Ihrer Fernande auch die meinige retten kann."

„Wenn dem ſo iſt," entgegnete Dumas lächelnd und gerührt, „ſo zählen Sie auf mich, Herr Graf; Ihre Fernande wird nicht ſterben, ſo weit dies von der meinigen abhängt."

Und ſchon am nächſten Morgen brachte das Feuilleton eine faſt wunderbare Wendung in der Krankheitsgeſchichte der Heldin, die am Schluß, dem Leben und der Geſundheit wiedergegeben, als glückliche Braut von uns ſcheidet. Dieſe letzten Capitel ſollen dabei die ſchönſten des ganzen Romans ſein. Und, o Wunder! auch die Tochter des Grafen beſſerte ſich zuſehends; eine Badereiſe und ein Winteraufenthalt in Neapel thaten das Weitere, und zwei Jahre ſpäter vermählte ſich die wirkliche, nun ganz geneſene Fernande mit dem Oberſten von L., der kürzlich zum Diviſionsgeneral befördert wurde. Ihr Sohn iſt Zouavencapitain und hat bei der Einnahme von Puebla das Ehrenkreuz erhalten; und ihre Tochter, welche die Mutter, die übrigens wohl nie etwas von dem Beſuch ihres Vaters bei Dumas erfahren, gleichfalls

Fernande genannt, war eben die Braut, die in der Marienkirche getraut wurde. Die Verſammlung war zahlreich und glänzend; außer den Geladenen hatte ſich auch, wie ſtets in Paris, eine große Menge Neugieriger eingefunden, vollends dies Mal, weil die eigenthümlichen Nebenumſtände, die bereits bekannt geworden waren, der heiligen Handlung einen beſondern Reiz verliehen. Unter den Trauzeugen ſtanden in erſter Reihe Guizot und Lamartine, als Freunde und Geſinnungsgenoſſen des Großvaters, und neben dieſem Alexander Dumas, der dort gewiß an ſeinem Platze war. „Le bon Dieu y était pour beaucoup," ſagte er in Bezug auf die glückliche Geneſung der Mutter der Braut, „mais j'y étais bien pour quelque chose aussi"; und als ihn der alte Graf nach der Trauung ſcherzhaft an ſein Feuilleton vor zwanzig Jahren erinnerte, rief der Dichter mit komiſchem Pathos: „Meine Fernande hat fünf Auflagen erlebt, ſo viel Kinder wünſche ich der Ihrigen!"

Térésa, die Alcazar-Diva.

Die beiden Directoren, ſowohl der italieniſchen wie der großen Oper, dachten vermuthlich nicht, als ſie die Saiſon mit ihren Koryphäen eröffneten: jener mit der Patti, dieſer mit der Geymard und beide außerdem mit noch andern Sternen erſter Größe, daß ihnen in einer gewöhnlichen Café-Concert-Sängerin eine gefährliche Rivalin entſtehen würde. — Ein außerordentliches Talent? fragt

neugierig der Leſer, der vielleicht beide Namen — Alcazar und Téréſa — zum erſten Male hört; eine zweite Catalani, Malibran, Sontag oder Jenny Lind? Oder ein wunderbar begabtes Naturkind und für den Geſang das, was einſt die Rachel für das Drama? Grand Dieu! nichts von alle dem! Die Sängerin Téréſa, die kaum den Namen einer Sängerin verdient, hat weder Talent noch Stimme, iſt weder ſchön noch gebildet, und machte und macht dennoch allabendlich ein zum Erdrücken und Erſticken volles Haus, bei dreifach erhöhten Eintrittspreiſen, trotz Pfeifen- und Cigarrenqualm, und Bier und Punſch; beides, Tabak wie Getränk noch dazu von der letzten Sorte. Und die Löſung dieſes Räthſels? Sie iſt einfach, ja für den, der Paris und die Pariſer kennt, iſt es gar kein Räthſel. Große Sängerinnen hat man längſt gehabt, und eine Primadonna, wie die obengenannte, iſt im Grunde nichts Seltenes. Laſſen wir daher einmal eine Sängerin auftreten, die eben keine iſt, die dabei auch nicht ſchön, ſondern häßlich, nicht graziös, ſondern plump iſt, die ſtatt des feinen Spieles ſchlechte Manieren hat, und legen wir ihr ſchließlich ſtatt zarter Verſe unſaubere, zweideutige Bänkelſängerlieder in den Mund . . . wer weiß, wer weiß, wir könnten vielleicht reüſſiren. Weiter nichts? entgegnet man uns. Dergleichen Subjecte gibt es auch anderswo, und in den Kneipen und Tanzlocalen letzter Claſſe kann man ſolch' kümmerliche Waare in allen Städten antreffen und braucht deshalb nicht nach Paris zu gehen. Das wohl, aber das findet man in keiner

andern Stadt der Welt, daß eine ſolche „Künſtlerin“ Mode wird und Epoche macht, und daß man ihren Namen mit Popularität wie mit einem Nimbus umgibt.

Der pauvre Alcazar konnte ſich zuerſt gar nicht in die hohe Ehre finden, ein ſo vornehmes Publicum in ſeinen ſchlecht bemalten Räumen zu ſehen. Aber er ſtellte doch ſchnell einen Diener in Schwarz mit ſilberner Halskette am Eingang auf, um die Herrſchaften in die obere Galerie zu weiſen, wo man die ſchmutzigen Logen, die früher Gott weiß zu welchen intimen Scenen gedient, gebürſtet und gefegt hatte, um wenigſtens den profanen Staub der plebejiſchen Beſucher zu entfernen. Im großen Saale unten kneipten, rauchten und ſchwatzten die Arbeiter und die kleinen Bürgersleute mit Frau und Kind nach wie vor, und ſchauten ſtolz zu den Logen hinauf, wo manche Marquiſin oder Herzogin ſaß, aber doch Anſtandshalber ihren Schleier nicht gelüftet hatte. Vielleicht auch, daß ſie ſich während des Geſanges den Schleier über die Ohren zogen, um die platten Couplets nicht zu hören. Aber ſie waren doch da geweſen und konnten am nächſten Abend auf der großen Geſandtſchafts-Soirée, oder ſonſt in einem fürſtlichen Cirkel, ſich lächelnd hinter ihren goldenen Fächer von Alexandre verſtecken und ein Wort in's Geſpräch werfen, wenn, wie vorauszuſehen, die Rede auf die berühmte Téréſa kam. O, dieſe Welt!

Schon Petron erzählt uns, wie zur Zeit der Dekadenz die vornehmen Römerinnen heimlich und verkleidet in zweideutige Häuſer gingen, um den Orgien der Frei-

gelaſſenen zuzuſchauen. Sollen doch ſogar die Herren und Damen den Kaiſer gebeten haben, die Téréſa nach Compiègne kommen zu laſſen, und wer weiß, was geſchehen wäre, denn Se. Majeſtät iſt überaus liberal gegen ſeine Gäſte und gewährt ihnen, wie Girardin kürzlich ſagte, alle die Freiheiten, die er dem franzöſiſchen Volke entzieht. Aber die Kaiſerin legte mit ihrem gewöhnlichen Tact ein energiſches Veto ein. Dürfen wir uns nach ſolchen Vorgängen über die hochrothgefärbten Haare der Loretten und über ihre blau oder grün angemalten Schooßhunde, beides ebenfalls Errungenſchaften der demi-monde aus den verfloſſenen Jahren, wundern? Auch in dieſer Beziehung können wir einen römiſchen Schriftſteller citiren, Juvenal, der von einem Decret berichtet, welches allen feilen und leichtfertigen Weibern Roms befahl, ihre Haare roth zu färben. Von den Hunden ſagt Juvenal nichts; aber etwas müſſen wir Modernen doch auch vor den Alten voraushaben.

Das Repertorium der Téréſa wird man mir wohl in ſeinen Détails erlaſſen. Ein Sappeur, der in eine Köchin verliebt iſt; ein Tambour-Major, der von ſeiner kleinen Maitreſſe geprügelt wird; ein Droſchkenkutſcher, der ein verliebtes Paar in die Rue de Paradis fahren ſoll, aber den Weg verfehlt und in der Rue d'Enfer ankommt — das ſind die Bravour-Arien der Diva des Alcazars, die für jede Rolle eine beſondere Stimme hat, die Weiber zumeiſt durch die Fiſtel ſingt und für die Männerpartieen einen nie dageweſenen Alt entwickelt. Die Geſten und Stellungen entſprechen natürlich dem

Geſange, und der unvermeidliche Cancan, in höchſter Rigolboche-Vollendung, bildet jedesmal den Schluß.

Lord Seymour.

Wenn die großen und reichen Familien Paris verlaſſen, ſo bleibt in der Regel ein Theil der Dienerſchaft zurück, jedenfalls aber der Portier mit Frau und Kind, der ein integrirender Theil eines jeden pariſer Privathôtels iſt. Dieſe Leute haben alsdann bequeme, gute Tage, und oft gilt von ihnen das Sprichwort von den tanzenden Mäuſen, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt. Keiner hatte es nun wohl in dieſer Hinſicht beſſer und glücklicher getroffen, als der Portier des verſtorbenen bekannten Lord Seymour, der ein prächtiges Hôtel auf dem Boulevard des Italiens bewohnte, das heißt richtiger nicht bewohnte, denn der edle Lord war faſt beſtändig auf Reiſen. Bei dem bloßen Namen Lord Seymour kommt uns übrigens ſofort ein ganzer Schwall luſtiger und abenteuerlicher Geſchichten, denn er iſt jahrelang die figura comica von ganz Paris geweſen.

Er war wie geſagt viel auf Reiſen, freilich auch wiederum oft in Paris, aber ſtets nur auf kurze Zeit. Sein großes, palaſtähnliches Hôtel war faſt immer hermetiſch verſchloſſen, ſelbſt wenn er es bewohnte, denn der Lord ſcheute ſeiner ſchwachen Augen wegen das Tageslicht; das Kerzenlicht konnte er beſſer vertragen und deshalb waren oft in den hohen Sälen am hellen

Mittage alle Kronleuchter angezündet. Manchmal gab er um fünf Uhr Morgens große Diners, und an Genossen für seine Excentricitäten fehlte es ihm natürlich nicht in einer Stadt wie Paris und bei einem Vermögen, das man auf vier Millionen Thaler Renten schätzte. Der Lord hatte seit Jahren einen Portier, halb Engländer halb Franzose, der mit seiner Familie im untern Stockwerk des Hôtels wohnte. Monsieur Charles war zugleich eine Art Intendant, Verwalter, Rechnungsführer, kurz das Factotum seines Herrn, der ihm in Allem ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Der Lord reiste hin und her durch Europa, kehrte zurück, reiste wieder ab, und kam und ging, und Monsieur Charles sorgte für alles. Einmal kam der Lord direct aus Edinburg, bloß weil er seine Cigarrentasche in Paris vergessen hatte. Er blieb auch ruhig im Reisewagen sitzen, Monsieur Charles trat an den Kutschenschlag, vernahm den Befehl seines Herrn, holte schnell das Gewünschte und der Lord reiste sofort wieder nach Schottland zurück.

War aber unser Portier allein im Hôtel, so spielte er völlig den Herrn, und seine Frau, eine verschlagene Pariserin, machte gern die große Dame. Man empfing gute Freunde, gab kleine Fêten, und Küche und Keller Sr. Excellenz mußten daran glauben.

Die Sommerzeit bis Ende Oktober brachte der Lord beständig außerhalb Paris zu und der Septembermonat war für Monsieur Charles der bequemste und angenehmste, denn er war sicher, alsdann nicht durch die plötzliche Ankunft seines Herrn in seinem dolce far niente gestört

zu werden. Einmal sollte er aber doch auf schlimme Weise das Gegentheil erproben.

Der Geburtstag der Madame Charles fiel gerade in den September und ihr würdiger Gemahl hatte dazu ein besonderes Fest bereitet. Man hatte ungenirt im Speisesaal decken lassen, das Tafelservice und das Silberzeug hervorgeholt, ein ausgesuchtes Diner bei Chevet bestellt und einige Herren und Damen, intime Familienfreunde, eingeladen. Kerzen und Lampen waren bereits angezündet und man schickte sich gerade an, in den Speisesaal zu gehen, als . . . es ist nicht möglich! aber es war doch so . . . als plötzlich mit lautem Lärm unten ein Reisewagen vorfährt und zugleich die große Hausglocke in mächtige Schwingung versetzt wird. Der Lord war auf einmal aus Nizza, wo er bis zum November bleiben wollte, zurückgekehrt. Der Schrecken der Gäste läßt sich denken, nur Monsieur Charles verlor weder den Muth noch die Geistesgegenwart. „Er hat vielleicht nur etwas vergessen", sagte er lächelnd, drängte die Herren und Damen schnell in ein dunkles Cabinet und öffnete das Hofthor. Statt eines Reisewagens hielten deren zwei vor dem Hôtel. Der Lord hatte mit vier, fünf andern Herren eine Champagnerwette gemacht und verloren und die Freunde eingeladen, den Champagner bei ihm zu trinken. Weiter nichts. — „So hat mich doch meine Ahnung nicht betrogen", ruft Monsieur Charles, „ich erwarte Ew. Excellenz seit gestern, es ist alles bereit". Der Lord sieht seinen Intendanten groß an, und steigt halb lachend, halb fluchend die Treppe

hinauf, von ſeinen Gäſten (nicht von denen des Monſieur Charles) gefolgt. Er findet alles erleuchtet, im Speiſeſaal den Tiſch gedeckt, ſeine Gerichte dampfen auf der wohlbeſetzten Tafel, man braucht nur Platz zu nehmen. Zwei Couverts ſind zu viel, aber beſſer zwei zu viel als zu wenig, und der Lord iſt außer ſich vor Stolz und Freude über ſeinen Haushofmeiſter. „Du verdienſt wahrhaftig mit uns zu ſpeiſen“, ruft er ihm zu. „Excellenz ſind zu gütig“, entgegnet der ſchlaue Fuchs, „wie dürfte ich es wagen, mich an die Tafel meines gnädigen Herrn zu ſetzen. Ich that ja nur meine Schuldigkeit; wie geſagt, meine Ahnung“. — Im neben anſtoßenden Rauchzimmer brannte ſogar ein mildes Kaminfeuer, das ſilberne Kaffeeſervice ſtand auf dem Tiſch und die Havannacigarren daneben. — „Mein Karl iſt ein Tauſendkünſtler“, rief der Lord und zog ſeine prächtige Uhr heraus, ein wahres Cabinetſtück, und ſchenkte ſie dem Intendanten. — Das iſt die Geſchichte von Lord Seymour und ſeinem Portier.

Monſieur Charles hat ſeinen Herrn überlebt. Der Lord vermachte ihm in ſeinem Teſtament eine anſtändige Jahresrente, auch hatte er außerdem während ſeiner zwanzigjährigen Dienſtzeit redlich (!) geſpart und zurückgelegt, ſo daß er jetzt als vermögender Rentier in Paris wohnt. Er trägt ſogar ein buntes Band im Knopfloch, Gott weiß, wie er dazu gekommen iſt.

Der arteſiſche Brunnen in Paſſy.

So iſt denn endlich, endlich! das große Problem gelöst, das vielfach bezweifelt und bekämpft wurde, und deſſen Durchführung mehrere Jahre gedauert hat: das rechte Seine-Ufer hat jetzt in Paſſy, wie das linke in Grenelle, ſeinen arteſiſchen Brunnen, das heißt, ſein freies, unabhängiges Waſſer, das Gottlob mit dem dicht vorbeifließenden Seineſtrome gar nichts zu thun hat und in gar keiner Verbindung mit ihm ſteht. Gottlob! denn das Seinewaſſer iſt bekanntlich gerade in dieſer Gegend von Paris, am weſtlichen Ende der Hauptſtadt, ſo ſchlecht und ungenießbar, daß das eigentliche Trinkwaſſer täglich mit großen Koſten nach Paſſy und Auteuil geſchafft werden mußte.

Der Ingenieur Kindt, unſer Landsmann, hat das nicht geringe Verdienſt, die ungeheuern Arbeiten zu einem glücklichen Ende geführt zu haben, denn vor etwa zwei Jahren, als die Bohrer in einer Tiefe von bereits neunhundert Fuß auf eine feſte Granitmaſſe ſtießen und wochenlang trotz der unerhörteſten Anſtrengungen nur einige Centimeter vorrückten, da verließ Alle der Muth, und der Stadtrath verlor die Luſt, ſo große Summen ohne Reſultat auszugeben; man ſtellte daher die Arbeiten bis auf Weiteres ein und gewöhnte ſich im Publicum bereits daran, den arteſiſchen Brunnen in Paſſy als eine mißglückte Speculation zu betrachten. „C'est de l'argent jeté dans un puits“, ſagte man in der bekannten leichtfertigen Manier, ſchon um eine

Art Wortſpiel aus jener Redensart zu machen, denn der Leſer muß wiſſen, daß das Geld, das man in Deutſchland „zum Fenſter“ hinauswirft, in Frankreich in den „Brunnen“ geworfen wird. Aber Herr Kindt ließ ſich durch alle Hinderniſſe nicht abſchrecken; er ſetzte, wenn auch natürlich in verkleinertem Maßſtabe, da er auf ſeine eigenen Koſten arbeiten ließ, die Bohrverſuche fort, gelangte auch glücklich durch die Granitſchicht, machte darauf ſeinen Rapport direct an den Kaiſer, der auch ſofort befahl, die Arbeiten in ihrem ganzen frühern Umfange wieder aufzunehmen. Bei achtzehnhundert Fuß Tiefe wurde endlich der unterirdiſche Waſſerſpiegel erreicht .... Kindt, ein zweiter Columbus an Hoffnung und Ausdauer, konnte mithin ausrufen, nicht wie Jener, „Land“, ſondern „Waſſer“! .... und der Moment, wo der lang erſehnte Strahl hervor quoll und noch dazu mit einer Fülle und Stärke, daß man eine Ueberſchwemmung befürchtete, belohnte ihn reichlich für die gebrachten Opfer und für ſo manche erlittene Demüthigung, die dem „Projectenmacher“ im Laufe der Jahre zu Theil geworden.

Nun änderte ſich natürlich die vox populi, dieſe launenhafteſte aller Wetterfahnen, ſofort, und der Ingenieur Kindt wurde ein großer Mann, ein Genie und alle Zeitungen waren ſeines Lobes und ſeines Ruhmes voll. Der Kaiſer begab ſich in Perſon nach Paſſy und trank ein Glas Waſſer auf die Geſundheit Kindt's und ſeiner Arbeiter, und ſeitdem pilgert ganz Paris hinaus, um das Wunderwerk zu ſehen. Intereſſant iſt dabei der

Umſtand, daß der Brunnen in Grenelle, ſobald der in Paſſy zu laufen begann, weniger Waſſer gab, ja am zweiten Tage faſt zu verſiegen drohte, was den Bewohnern des linken Ufers große Unruhe machte; glücklicherweiſe war die Befürchtung ungegründet, denn nach einigen Tagen kam Alles wieder in's alte Geleiſe und jetzt geben beide Brunnen gegen anderthalb Millionen Liter Waſſer täglich und werden gar bald das Dreifache geben.*)

Der König von Preußen in Compiègne.

Es iſt dies eine ſehr intereſſante Erinnerung für mich, freilich ſchon vom Jahr 62, und gar Vieles (gar Vieles!) hat ſich ſeitdem geändert; aber es iſt ein Blättchen aus meinen Memoiren (pardon für das ſtolzklingende Wort) und deshalb möchte ich es dem Leſer nicht vorenthalten.

Welch' ein Glück, wenn man gute Bekanntſchaften hat! Sie können Einem zu Allem verhelfen und man iſt ſtets wohl geborgen. So der alte François aus

*) Man kann ſich dieſe Waſſermaſſe in Litern nur ſchwer und unklar vorſtellen, eben ſo wenig nach Cubikmetern oder gar Cubikfuß. Weit leichter verſtändlich iſt folgendes Bild: Das zu Tage tretende Waſſer füllt zuerſt ein weites, über ſechszehn Fuß tiefes Baſſin, auf welchem man bequem in großen und kleinen Booten ſpazieren fahren kann und fließt alsdann als wirklicher Fluß ab: eine Seine en miniature.

Fontainebleau, den ich zufällig im reservirten Theile des Tuileriengartens wieder sah, der jedesmal dem Publicum offen steht, wenn die Majestäten nicht in Paris sind. Der Sohn des alten François ist Unterbibliothekar auf der Schloßbibliothek in Fontainebleau, eine Sinecur, die jährlich nur zwei, dreimal unterbrochen wird, wenn nämlich der Kaiser irgend ein Buch verlangt, das der Oberbibliothekar, der natürlich noch weniger zu thun hat, nicht zu finden weiß . . . und der alte François selbst ist eine Art Schloßvogt, Castellan, oder wie man sonst will, einer von den hundert Angestellten, wie man sie überall in den kaiserlichen Schlössern findet, und die ungefähr eben so schwere Arbeit haben wie die Bibliothekare. Aber dabei ist er ein interessanter Mann, der viel gesehen und mitgemacht, und z. B. als Knabe auf der großen Schloßtreppe gestanden und dem berühmten Abschied des ersten Kaisers von seinen Garden in Fontainebleau zugeschaut hat.

Der Alte kam mir äußerst gelegen, denn er wollte gerade nach Compiègne fahren, wohin er auf acht Tage beordert war, und bot mir an, ihn zu begleiten. Eine bessere Gelegenheit war unmöglich, denn das Publicum wird erst nach der Abreise des Hofes wieder zum Besuche des Schlosses zugelassen; man konnte also nur wie ein Schmuggler und auf Schleichwegen hinein gelangen. Ueberdies war es der 9. October, also nur ein Tag nach der Abreise des Königs; ich war daher gewiß, noch die Räume in ihrer ganzen Frische zu sehen.

Und so war es auch; nur daß mir der Eintritt

diesmal noch mehr erschwert wurde, als bei ähnlichen Gelegenheiten; denn es war nicht mein erster Schleichweg der Art. Der alte François bedurfte seiner ganzen Autorität, um mich durch das große Hauptthor hinein zu schmuggeln, und selbst in den innern Schloßhöfen mußte ich noch manchem betressten Frager Rede und Antwort stehen. Ja, wer weiß, was geschehen wäre und ob ich nicht doch vielleicht mit langer Nase hätte abziehen müssen, wenn nicht zufällig der gesammte Hof auf der Jagd gewesen, so daß das Schloß auf einige Stunden leer stand und wie ausgestorben aussah. So ging ich denn keck die breite escalier d'honneur hinauf, eine prächtige Doppel-Treppe ganz aus weißem Marmor, auf der sich der roth-geflammte Teppich wunderschön ausnahm. Im großen Empfangssaale war noch Alles wie an jenem Abende, wo ihn der König von Preußen mit der Kaiserin am Arme zuerst betreten. In den hohen kostbaren Vasen die seltensten ausländischen Blumen, die man aus den botanischen Gärten von Marseille, Lyon und Paris mit großen Kosten und noch größern Umständen hatte kommen lassen; die Vasen selbst, manche mit ihrem Untersatze aus Goldbronze gegen zehn Fuß hoch, und die Gemälde auf einigen im Werthe von über zwanzigtausend Franken, kurz, das Reichste und Schönste, was Sèvres je geliefert; die Gobelins ferner an den Wänden, lebhafter und ausdrucksvoller als die Rubens-schen Gemälde im Louvre, und die Hinterwand des Saales in ihrer ganzen Höhe und in ihrer halben Breite ein einziger ungeheuerer Spiegel; rechts und links bis

hinauf an den goldenen Fries der Decke blühende Topfgewächse: Farbenglanz, Blumenduft, Reichthum, Eleganz — man meinte, alle Schlösser Frankreichs hätten ihr Schönstes und Kostbarstes hergesandt, diesen einen Saal auszuschmücken. Und nun denke man sich diesen Raum belebt von mehr als dreihundert Personen der höchsten Stände! Schimmernde Uniformen und blitzende Ordenssterne, Goldstickereien und Federhüte, und dann die Damentoiletten in Sammet und Spitzen, und die Hauptsache! die Juwelenpracht, vorzüglich die Diamanten, Alles im Feuer von mehr als zweitausend Kerzen — kurz, der Empfang des Königs muß wundervoll gewesen sein. Und ein Etwas kam hinzu, das diesen Empfang vor allen übrigen auszeichnete, die der Kaiser Napoleon schon andern gekrönten Häuptern bereitet hat. Das waren die feinen Aufmerksamkeiten und zarten Rücksichten für den königlichen Gast, die sich überall kund gaben, ohne die geringste Prätension und wie absichtslos, die aber den König selbst, der sie sofort verstand, erfreuten und rührten. So die Vorliebe des Königs für Blumen, für gewisse Musikstücke und Operntexte u. s. w. Die ganze Terrasse vor den königlichen Gemächern war in einen Blumenflor verwandelt, wie eben nur die kaiserlichen Treibhäuser einen solchen aufzuweisen haben; man hatte die Orangen- und Granatbäume im Freien gelassen, so daß man sich mitten im Sommer glaubte, und das herrlichste Wetter begünstigte die Täuschung. Auch in das Schlafzimmer wagten wir uns hinein: Alles in Blau, „la couleur de la Prusse“ sagten die

pariſer Feuilletons pathetiſch. Auch die Hofdamen ſollen an jenen Tagen viel Blau in ihrer Toilette getragen haben, was ſogar einzelne Oppoſitionsblätter auf eigenthümliche Weiſe commentirten, als wäre man in der Courtoiſie zu weit gegangen. Eine große Albernheit, ſofort einige blaue Bänder und Kleider eine politiſche Rolle ſpielen zu laſſen, aber echt franzöſiſch!

Der alte François ging noch mit mir in das Privat-Cabinet des Königs, ein allerliebſtes Boudoir, ganz mit veilchenblauem Sammet ausgeſchlagen; an den Wänden reizende Medaillons aus Sèvres, der Plafond aus farbigen Cryſtallplatten zuſammengeſetzt, der Kronleuchter aus getriebenem Silber. Auf dem prächtigen Bureau ſtand noch das ſilberne Schreibgeräth, und ein Paar gewöhnliche Federn lagen in der Achat-Muſchel. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, mir eine dieſer Federn anzueignen, zumal ihre mit Dinte geſchwärzten Spitzen augenſcheinlich bewieſen, daß man ſich ihrer bedient hatte. Mein Führer lächelte, als ich heimlich und verſtohlen eine jener Federn in die Bruſttaſche meines Rockes ſteckte, und ließ den unſchuldigen Diebſtahl ruhig geſchehen.

Plötzlich hörten wir Trommelwirbel und Lärm im Schloßhofe; der Hof kehrte von der Jagd zurück; die Majeſtäten hielten bereits an der großen Treppe des ſüdlichen Flügels; neben ihnen der kleine Prince Impérial in einem allerliebſten Jagdcoſtüm à la Louis quinze, grün mit goldenen Treſſen und amaranthfarbigen Aufſchlägen, auf der Bruſt einen Ordensſtern, an der Seite

einen Hirſchfänger; das zahlreiche Gefolge füllte mit Pferden und Wagen faſt den ganzen Hofraum. Wir benutzten die allgemeine Bewegung, um unbemerkt über die Terraſſe in den Garten und von da in's Freie zu kommen, was ſehr leicht war, da ſich Niemand um uns bekümmerte; der alte François wollte mich ſogar an einer Jagdtafel ſpeiſen laſſen, wozu eine einfache Empfehlung an einen der vielen Ordonnanz-Officiere genügt hätte, die beſtändig Freunde einladen dürfen; aber ich dankte für die übergroße Ehre. Ich zog einen Spaziergang nach Pierrefonds vor, jener berühmten Ruine mitten im Walde, wo man Tags zuvor dem Könige von Preußen ein ländliches Bankett gegeben, das bis gegen Abend dauerte, und wozu man die Ruinen und die umliegenden Felspartieen erleuchtet hatte. Das Muſikcorps der Guiden war dabei in einer nahen Schlucht verſteckt und empfing den König mit einigen ſeiner Lieblings-Arien, eine Aufmerkſamkeit, die Se. Majeſtät ſehr hoch aufnahm.

Jagdgeſchichten.

Sobald alljährlich im Seine-Departement die Jagd eröffnet iſt (gewöhnlich in den erſten Tagen des Septem-ber's), ſo kommt Bewegung und Leben unter die Pariſer. Man ſollte es kaum denken, aber es iſt ſo: für viele tauſend Einwohner der Weltſtadt iſt die Jagd Zerſtreuung, Erholung und Paſſion, und in keinem Lande der

Welt gibt es wohl ſo viele Sonntagsjäger, als hier in Paris. Der ehrſame, friedliche Bürger und Familienvater aus der Rue Saint-Denis oder der Rue Saint-Martin iſt auf einmal wie umgewandelt, wenn die Jagdzeit herannaht; er rüſtet ſich wie zu einem Feldzuge und zieht davon, wie wenn es eine Expedition in ein fremdes, entlegenes Land gälte.

Schon hinter Montmartre beginnen die Jagdreviere, freilich einfache Stoppelfelder und Wieſen und auch nur von Kaninchen und Rebhühnern beſucht, die zudem gar ſchnell weggeſchoſſen werden, aber das macht nichts; es iſt doch eine Abwechslung mit dem ewig gleichen Bois de Boulogne, den elyſeiſchen Feldern und den Boulevards, und wenn der Pariſer nur Abwechslung hat, ſo iſt er ſchon zufrieden.

Der „Charivari“ iſt freilich ein ſchadenfroher und ſchlimmer Patron, und wie er ſich über Alles luſtig macht, ſo bringt er auch alljährlich zur Jagdzeit die abenteuerlichſten und albernſten Geſchichten zu Markte, noch dazu mit den nöthigen Illuſtrationen, die meiſtens Carricaturen bekannter Perſönlichkeiten ſind. Bald hat ein allzu hitziger Jäger eine Scheune in Brand geſchoſſen, wird vom Feldhüter arretirt und muß hundert Franken Schadenerſatz zahlen: bald hat ein anderer nicht minder eifriger Hubertusjünger die Hühner eines Meierhofes für Rebhühner gehalten und kalt gemacht, und Monſieur Prudhomme, die ſtereotype figura comica des pariſer Volkes, hat ſogar kürzlich ein gewöhnliches Schwein mit ſeinem tödtlichen Blei erlegt, in der Meinung, es ſei

ein wilder Eber. Doch das ist noch unschuldiger Scherz, den man dem „Charivari“ verzeiht, da sich derselbe ja die Aufgabe gestellt hat, alle Morgen die Pariser fünf Minuten lang zu amüsiren und zum Lachen zu bringen. Weit schlimmer und wahrhaft attisch gesalzen ist dagegen die Anzeige eines bekannten Wildprethändlers, die in allen Zeitungen zu lesen ist und folgendermaßen lautet, man weiß wirklich nicht, ob im Spaß oder im Ernst:

„Allen unglücklichen Jägern, die nichts geschossen haben und die dennoch nicht mit leeren Händen nach Hause kommen wollen, um sich nicht dem Gezänk ihrer Frau und dem Spotte ihrer Freunde auszusetzen, empfiehlt der Unterzeichnete sein reichhaltiges Lager von Wildpret aller Art zu den billigsten Preisen. Derselbe hat ferner in seinem Garten angebundenes lebendiges Wild in großer Auswahl, im Fall der Jäger es nämlich vorziehen sollte, das gewünschte Thier selbst zu schießen. Die äußerste Discretion wird natürlich zugesichert.“

Also eine Jagdgelegenheit günstig wie keine! Der Zulauf soll auch gleich in den ersten Tagen so groß gewesen sein, daß der erwähnte Wildprethändler zwei neue Niederlagen eröffnete, eine an der Bastille und die andere an der Madeleine, und trotzdem hat er nicht allen Anforderungen entsprechen können.

Dank diesen neuen Etablissements, passiren die lustigsten Geschichten, unter andern diese: Wie dort für den heimkehrenden Jäger Wildpret zu verkaufen ist, so kann sich der abreisende mit dem nöthigen Proviant versehen. Zwei Freunde treffen zusammen, der Eine, der

unglücklich gewesen und nichts geschossen, kauft einen Hasen und vier Rebhühner, der Andere, der zu einer Jagdgesellschaft gehört, einen Hummer und eine Pastete. Sie verwechseln darauf aus Versehen ihre Jagdtaschen und die spätere Entdeckung des Irrthums ist gegenseitig sehr spaßhaft: dieser, der auf die Jagd geht und anstatt seines Frühstücks bereits die Jagdtasche voll Wild hat, und vollends jener, der triumphirend vor seiner Familie die erlegte Beute zeigen will und Hummer und Pastete hervorzieht. Und so nehmen die guten und schlechten Witze kein Ende, aber die Gewehrfabrikanten stehen sich gut dabei und die großen Kleidermagazine nicht minder, denn jeder Jäger muß vor Allem ein habillement complet de chasse haben, um mit Ehren zu bestehen.

Stolz und geringschätzend sieht allerdings der vornehme Pariser auf diese kleinen Jagdhelden herab; für ihn beginnt das edle Waidwerk erst im nächsten Monate, wenn der kaiserliche Hof dazu in Fontainebleau oder in Compiègne die Losung gegeben. Im mittleren Frankreich, namentlich in der Touraine, wo noch die großen wildreichen Wälder zu finden sind, in denen bereits Ludwig XIV. gejagt hat, wird es alsdann auf den dortigen Schlössern lebendig und bis in den November hinein dauern die Treib- und Hetz-Jagden, denn es gehört zum guten Tone, so lange wie möglich auf dem Lande zu bleiben, da man ja ohnehin den Sommer auf Reisen oder in Bädern zugebracht hat und man doch

auf ſeinem Schloſſe oder Landgute wenigſtens einen Monat im Jahre wohnen will.

Sankt Petersfeſt auf Montmartre.

Es iſt dies eines der glänzendſten Volksfeſte von Paris und dauert im Ganzen vierzehn Tage, aber die beiden Sonntage ſind natürlich am bedeutendſten. Der letzte Sonntag gleicht wirklich einem kleinen Longchamp und iſt äußerſt amüſant und ſehenswerth. Rings um den hohen Berg ein Flaggen- und Fahnen- und Flammenmeer, und Muſik an allen Enden; nur die ernſte, dunkle Kirche auf der weſtlichen Seite bildet mit ihren drei, vier traditionellen Windmühlen einen eigenthümlichen Contraſt.

Ich möchte den Leſer einen kurzen Augenblick hinaufführen auf das platte Kirchendach und auf denſelben Platz, wo einſt Blücher geſtanden, als er ſich mit eigenen Augen überzeugen wollte, von welcher Wirkung das ſchwere Geſchütz von hier aus auf die unten liegende Stadt ſein würde, im Falle es zu einer Beſchießung käme, wozu ein paar Stunden lang alle Ausſicht war. Blücher hatte nämlich von Saint-Denis aus mit ſeinen Preußen den Montmartre ſchon am Morgen geſtürmt und genommen, und wartete nun auf weitere Ordre von den verbündeten Monarchen, die erſt gegen Mittag ihren Einzug hielten und zwar von der Seite der elyſeiſchen Felder. Da dieſer Einzug aber ein überaus

friedlicher, ja, gewiſſer Maßen ein Triumphzug war, ſo hatten die Feindſeligkeiten ein Ende und die Beſchießung unterblieb natürlich auch. In einem kleinen alten, aber maſſiven Hauſe, dicht neben der Kirche, zeigt man noch im Erdgeſchoß das Zimmer, wo Blücher mit einigen Generälen und Adjutanten gefrühſtückt hat; hier und da ſtecken in den Wänden mehrere Kanonen- und Flintenkugeln, die dort augenſcheinlich eingemauert ſind, da gerade dieſer Theil des Hauſes ganz durch die Kirche gedeckt iſt, woran wohl die guten Leute nicht gedacht haben, als ſie dieſe hiſtoriſche Merkwürdigkeit zurecht machten. Das Haus ſoll übrigens jetzt auch demolirt werden (denn was demolirt man nicht heutzutage in Paris!), da man die baufällige Kirche endlich, endlich reſtauriren will. Der arme Pfarrer! Jahre lang hat er umſonſt petitionirt um einen Nothpfennig für ſein verwahrlostes Gotteshaus; er konnte keine tauſend Franken bekommen, weder von den Kirchenvorſtehern, noch von ſeiner Commune, noch von dem Maire ſeines Arrondiſſements, oder gar von der Stadt Paris: es war kein Geld da. Kein Geld in Paris! Und die diesjährige Campagne für die Neubauten iſt auf 175 Millionen Franken angeſchlagen und die vorjährige hat gar zweihundert und zwanzig Millionen gekoſtet. Für Kirchenbauten freilich, ſelbſt im Innern von Paris, iſt von jenen ungeheuern Summen wenig oder nichts verwendet worden, auch lag damals Montmartre ja noch außerhalb der Stadt und hatte ſeine beſondere Municipalität, die eben nichts hergeben konnte oder wollte. Aber ſeitdem die

Barrieren hinaus an die Feſtungswerke verlegt ſind, gehört Montmartre eben ſo gut zur Weltſtadt wie der Boulevard des Italiens und die Chauſſee d'Antin, und der neue Maire zeigte ſich ebenfalls ſehr günſtig geſtimmt, ſo daß ſich die gewünſchten 20,000 Franken ſofort fanden.

Auf der entgegengeſetzten Seite des Berges erhebt ſich aber ſeit einigen Jahren ein prächtiger ſchloßähnlicher Bau mit hohem Thurm, der Meilen weit ſichtbar iſt in der ringsum liegenden Landſchaft — freilich keine Kirche, ſondern ein Hôtel mit Tanzlocal und Kaffee-Wirthſchaft: la tour de Solférino. Die Koſten dieſes Etabliſſements haben gegen dreimalhunderttauſend Franken betragen, aber das Geld war gleich da, und der Unternehmer, ein kluger Speculant, baute unbeſorgt darauf los. Auch die Commune und die Stadt gaben jede eine nicht unbedeutende Summe dazu her; denn daß ſich ein ſolches Unternehmen rentiren würde, lag auf der Hand.

Wohl iſt auch dies wieder ein charakteriſtiſches Zeichen der Zeit: dort die halbzerfallene, Einſturz drohende Kirche, und „kein Geld" zur Wiederherſtellung des Gotteshauſes, und hier der hochgewölbte goldgemalte Tanzſaal, in den obern Etagen die ſchmucken Geſellſchaftszimmer und auf dem ſtolzen Thurm faſt allabendlich ein elektriſches Freudenfeuer, das man in Saint-Denis und ſogar in Enghien und Montmorency wie eine Sonne herüberſcheinen ſieht! Aber ſo ſehr iſt in unſerer materiellen Zeit, dem vielgeprieſenen Dampf- und Maſchinenſäculum, das Gefühl für höheres Seelenbedürfniß geſchwunden, daß man als Pedant angeſehen und belächelt

wird, wenn man auf diesen Contrast und Mangel hinweist, und daß vielleicht mehr als ein Leser ausrufen wird: Was soll das Alles? Wenn nun auch der Chronikschreiber anfängt zu philosophiren, anstatt uns Neuigkeiten aus Paris zu erzählen, so kündigen wir ihm den Kauf.

Pardon! Pardon! wir steigen ja schon den Solferinothurm hinauf und werfen von der obern Galerie einen Blick auf das unermeßliche Paris, das unabsehbar zu unsern Füßen liegt. Im Westen wie ein Stück Meeresspiegel das Glasdach des Industrie-Palastes und bis zum äußersten Horizont dichtgedrängte Häusermassen, dunstbedeckt und unkenntlich; nur die Kirchen ragen in Menge mit ihren vielgestaltigen Thürmen hervor, ein wohlthuendes, versöhnendes Bild, so daß es uns fast vorkommen will, als hätten wir eben zu scharf geurtheilt.

Und vollends am letzten Sonntage des Sanct-Petersfestes, wo die Gesellschaft hier oben eine weit gewähltere und anständigere war, als gewöhnlich, wo der Maire in Person (ein pariser Maire ist ein vornehmer Mann!) das Signal zum Feuerwerk gab, das eine Viertelstunde lang den ehrsamen Montmartre in einen feuerspeienden Berg verwandelte.

Auf dem großen freien Platze am Fuße des Berges entfaltete unterdessen die Illumination ihre Lichterreihen und Flammenlinien, und das Standbild des Apostelfürsten in der Mitte strahlte wie eine Sonne. Man war diese Aufmerksamkeit gewissermaßen dem Heiligen schuldig; denn irgend ein böswilliger Gesell hatte der Statue am Vorabende des Festes den großen Schlüssel

entwandt, den ſie ſeit mehr als fünfzig Jahren, wo ſie dort ſteht, in der Rechten hält .... Große Beſtürzung unter den gutgeſinnten Einwohnern von Montmartre und albernes Geſchwätz von Seiten der „Aufgeklärten“: man habe dem Petrus den Schlüſſel genommen, weil er weder hier noch in Rom etwas auf- und zuzuſchließen habe u. ſ. w. — Aber ſiehe da, am Morgen des erſten Feſttages hielt der Heilige einen großen prächtigen goldenen Schlüſſel in der Hand, der weithin blitzte und die Spötter zu Schanden machte.

Die Patti und die Victoria.

Viel hundert Anekdoten circuliren in Paris über beide Künſtlerinnen; hier nur zwei zur Probe. Sie ſpielen freilich ein bischen in die Chronique ſcandaleuſe hinein; aber einem Pariſer Chroniſten, ſelbſt dem ehrbarſten, muß es dann und wann geſtattet ſein, in dieſes eigentlich verbotene Terrain ein klein wenig hinüberzuſchweifen. Es iſt auch zu keinem Eclat gekommen, und das Ganze iſt, wie geſagt, ein „on dit.“

Der jüngere Sohn des Marquis d'A., eines unſerer erſten Financiers, ſoll ſich nämlich ſterblich in die Patti verliebt haben. Lieber Gott! ſo etwas iſt im Grunde nicht unerlaubt und ſchon hundert Mal dageweſen. Aber der junge Marquis ſoll ſeinen Eltern erklärt haben: dieſe, oder keine. Auch das iſt ſchon dageweſen. Der Vater (ebenfalls nichts Neues) antwortete

einfach, er wolle von ſolchen „Kindereien“ nichts wiſſen und rechnete weiter. Der alte Marquis iſt nämlich ein großer Rechenmeiſter, was er von ſeinem Großvater geerbt haben ſoll, der unter dem Directorium als armer portugieſiſcher Handelsjude nach Paris gekommen iſt, wo er „gute Geſchäfte“ gemacht hat, ſo gute, daß das Haus A. jetzt mit circa fünfzig Millionen an der Börſe notirt iſt. Schon der Sohn des armen Emigranten, der Vater des jetzigen Marquis, war ein ſteinreicher, angeſehener Mann, der geadelt wurde oder ſich den Adel kaufte, und nach portugieſiſcher und ſpaniſcher Sitte ſeinen Familiennamen mit allen möglichen Titeln vergrößerte, die er nach ſeinen angekauften Gütern und Liegenſchaften führen durfte. In der dritten Generation war vollſtändig der obſcure Urſprung vergeſſen; die Marquiſin iſt Hofdame der Kaiſerin und der Marquis dinirt beim Kaiſer in den Tuilerien und beim Prinzen Napoleon im Palais Royal, die ja auch nicht mehr Ahnen aufzuweiſen haben und doch große, mächtige Potentaten ſind.

Uebrigens iſt die Familie längſt zum Katholicismus übergetreten und in ganz Paris wegen ihrer Liberalität ſehr geachtet. An der Schwägerſchaft mit der Patti, ſo hübſch ſie auch iſt und ſo herrlich ſie auch ſingt, war ihr daher nicht viel gelegen, und der junge Marquis fand zu Hauſe für alle ſeine Betheuerungen und Ueberredungsverſuche nur verſchloſſene Herzen und Ohren. Da wollte er es denn mit einem „coup de tête“ wagen, etwa einer Entführung, einer heimliche Trauung

und dergleichen, aber der Vater kam seinem Sohne zuvor und gab ihm Hausarrest, indem er ihn einfach auf seinem Zimmer einsperrte und den Schlüssel in die Tasche steckte. Die Patti erhielt darauf einen Ruf nach Wien, den sie auch annahm, und der kleine Roman ist auf diese Weise ganz still zu Ende gegangen, und das große Publicum ist um den pikanten Schluß gekommen. Wer weiß, vielleicht ist es auch nur der erste Theil des Romans, und der zweite Theil wird die eigentliche Lösung bringen. Die Künstlerin soll sich übrigens bei der ganzen Geschichte sehr verständig und tactvoll benommen haben, und in der hohen Pariser Gesellschaft ist sie dadurch nur um so gesuchter geworden. Sie konnte gar nicht alle Einladungen annehmen, und sang doch in keinem Privat-Concerte unter 2500 Franken den Abend. Keine Kleinigkeit! Aber man fand auch ihren Namen mit 4000 Franken auf der Subscriptionsliste der „Patrie", zum Besten der armen Baumwollenspinner, und das ist wieder sehr hübsch, und wir dürfen es nicht verschweigen.

Der Leser sieht also, daß meine Chronique scandaleuse gar nicht so gefährlicher Natur ist, ja hier bei uns würde man die kleine Geschichte kaum des Lesens werth halten, weil ihr die eigentliche „pointe" fehlt. Die Pariser sind einmal an starkes Gewürz gewöhnt. Das folgende Histörchen ist daher schon besser, aber es gehört doch noch in die Kategorie des Erlaubten.

Die kleine Victoria ist eine dramatische Patti, und seit Jahren das „enfant chéri" des Publicums, dabei

eine durchaus respectable Künſtlerin, kürzlich mit dem gleich bedeutenden Schauſpieler Lafontaine verheirathet und lebenslängliches Mitglied des théatre français. All dies hat aber einen alten, reichen Herrn nicht abgehalten, ihr ſeine Huldigungen zu Füßen zu legen, was übrigens nur bildlich zu nehmen iſt, da der arme Seladon nie vorgelaſſen und von der Dame ſo gut wie ganz ignorirt wurde. Doch die Liebe iſt erfinderiſch, vorzüglich die unerwiderte, eben weil ihr ſtets die goldene Hoffnung endlicher Erhörung bleibt. Die ſchöne Phraſe iſt leider nicht von mir, man findet ſie in jedem alten Muſen-Almanach.

Was thut unſer Held? Er kauft zwei ſchöne Kleider, eines ſchöner als das andere und vermuthlich auch eines theurer als das andere, und ſendet beide der Künſtlerin, mit einem kurzen Billet, in welchem er ſie höflich bittet, unter den beiden Roben diejenige zu wählen, die ihr am beſten gefalle, er ſelbſt würde alsdann die Ehre haben, perſönlich ihren geneigten Entſchluß entgegenzunehmen. Das war doch gewiß pfiffig ausgedacht; denn ohne den Geber zu verletzen, konnte man ihm nun füglich die Thür nicht länger verbieten. Aber die kleine Victoria war doch noch pfiffiger; ſie ſchrieb ſofort und ohne ſich lange zu beſinnen die folgende Antwort zurück: „Die Kleider ſind wirklich beide ſo gleich ſchön, daß ich mich gar nicht für eines entſcheiden kann; ich behalte ſie deshalb beide. Sie brauchen ſich alſo nicht zu mir zu bemühen.“ Etwas maliciös nicht wahr? Aber die Pointe iſt gut und ſie wird ſogar doppelt ſpitzig, wenn

Bayerische Staatsbibliothek München

man bedenkt, daß böſe Zungen heimlich hinzuſetzen, jener alte, reiche Herr ſei Niemand anders als der alte Marquis von oben, der ſo ſtrenge gegen ſeinen Sohn verfuhr. Das können wir nun freilich nicht verbürgen; aber ſpaßhaft wäre es doch, wenn es wahr wäre.

Die Deſſertteller und das Sauerkraut des Baron v. Rothſchild.

Ueber den „Kröſus in der Rue Lafitte“ iſt ſchon ſo viel geſchrieben worden, daß etwas Neues und zugleich Intereſſantes nicht leicht zu finden iſt. Daher auch nur zwei kleine Geſchichtchen, wie wir ſie in einer Pariſer Zeitung gefunden haben, — se non è vero, è ben trovato; es ſoll aber wirklich wahr ſein.

Welcher Sterbliche je bei dem großen Baron ein Galadiner mitgemacht hat, vergißt daſſelbe in ſeinem Leben nicht, und ſollte er hundert Jahre alt werden. Das Nachtiſch-Service grenzt namentlich an's Fabelhafte, — doch wir haben ſchon früher einmal, bei Gelegenheit des kaiſerlichen Beſuches in Ferrières, davon geſprochen. Dennoch ſind die maſſiven goldenen und ſilbernen Tafelaufſätze nicht das Koſtbarſte an jenem Service, ſondern einfach dreißig Deſſertteller von Sèvresporzellan, und auch nur durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden.

Es ſind nun bald fünfzehn Jahre her, als man dem Herrn v. Rothſchild eines Morgens einen Mann meldet, der ihn ſehnlich zu ſprechen wünſcht; und der

Baron, ſei es aus Neugier oder aus zufälliger guter Laune, läßt ihn auch vor ſich kommen. Der Mann ſieht arm und alt aus, ſo alt und gebrechlich, als ſtände er ſchon mit einem Fuße im Grabe. Er zieht mit zitternder Hand aus ſeinem ſchmutzigen Rock einen Porzellanteller hervor und hält ihn dem hohen Herrn hin. Dieſer, ein feiner Kenner, bewundert die Malerei und fragt nach dem Preiſe. „Herr Baron“, antwortet der Alte und huſtet dabei wie ein Engbrüſtiger, „Herr Baron, ich hab' deren dreißig, einer ſchöner als der andere und alle unverſehrt; ein Erbſtück von meinem Urgroßvater, und in der ganzen Welt nicht mehr zu haben. Thun Sie ein gutes Werk, Herr Baron, und nehmen Sie mir die Teller ab. Wie lang' habe ich noch zu leben? Vielleicht ſechs Monate, vielleicht ein Jahr. Geben Sie mir einen Schein von Ihrer Hand, daß ich mir an Ihrer Kaſſe monatlich hundert Franken auszahlen laſſen kann, bis an mein ſelig Ende, und die dreißig Teller gehören Ihnen.“ Herr v. Rothſchild lächelt über den ſonderbaren Handel, ſieht ſich darauf den armen hektiſchen Teufel näher an, der vielleicht keine drei, vier Monate mehr zu leben hat, und ſagt großmüthig: „Bringen Sie mir Ihre dreißig Teller und wenn ſie wirklich alle ſo ſchön ſind, wie dieſer da, ſo können Sie ſich monatlich zweihundert Franken auszahlen laſſen.“. Die dreißig Teller waren für einen Liebhaber leicht tauſend Franken werth, und ſollte wirklich der Alte noch fünf Monate leben? Wohl ſchwerlich. Das Geſchäft war mithin kein ſchlechtes, und außerdem war

der Baron um eine gute Handlung reicher. Aber was geſchah? Der Alte läßt ſich die erſten zweihundert Franken auszahlen, die zweiten und die dritten, und wird zuſehends jünger und geſünder, und geſünder und jünger. Ein Jahr geht hin, und aus dem gebrechlichen Alten, der bereits ſeinen Sarg beſtellen konnte, iſt ein kräftiger Mann geworden, bejahrt allerdings, aber doch nichts weniger als ein Todescandidat. Als der Krösus dieſe wunderbare Metamorphoſe erfährt, läßt er ihn kommen. „Komödiant!“ ruft er ihm zu, „Ihr habt mich hübſch angeführt; wenn das noch zehn Jahre ſo fortgeht, ſo koſten mich die Teller über zwanzigtauſend Franken!“ — „Herr Baron“, antwortete der Schalk, „Ihre großmüthige Unterſtützung hat mich wieder geſund gemacht; und jetzt ſollten Sie meinen Tod wünſchen? gewiß, das können Sie vor Gott nicht verantworten.“ — „Ich werde den albernen Handel rückgängig machen!“ — „Herr Baron, das fürchte ich nicht; denn das wäre das erſte Mal, daß Sie Ihre Unterſchrift nicht honorirten.“

Der Krösus mußte ſich ergeben, und der theuere Spaß ſoll nun ſchon fünfzehn Jahre dauern. „Die Teller ruiniren mich noch“, hat Herr v. Rothſchild ſeitdem manchmal geſagt; „daß man mir nur um Gotteswillen keinen zerbreche!“ Deshalb werden ſie auch nur an hohen Galatagen gebraucht. Vielleicht iſt die ganze Geſchichte nur eine Fiction; denn wie oft hat ſchon der reiche Mann in der Rue Lafitte ſeinen Namen zu irgend einer unglaublichen Anekdote hergeben müſſen!

Dieſelbe indiscrete Zeitung führt uns alsdann in

die unterirdiſchen Räume des berühmten Hôtels, in die Küchen und in die Keller. Doch auch das iſt ſchon ſo oft geſchildert worden, daß wir Zeit und Papier nicht an dieſen Lappalien verlieren wollen, ſelbſt auf das Riſico hin, die Feinſchmecker und Gourmands gegen uns aufzubringen. Das Sauerkraut macht freilich eine Ausnahme, und der Rarität wegen wollen wir auch unſern Leſern davon eine Schüſſel ſerviren.

Das Sauerkraut! dies ultraproſaiſche Gericht, für das die eleganten Franzoſen nicht einmal ein eigenes Wort, ſondern nur das kauderwelſche „choucroute“ haben; und das wird auf der Rothſchild'ſchen Tafel ſervirt? Gewiß! und es iſt noch dazu eines der koſtbarſten Gerichte. Mit welchem Stolz wohl ein Magdeburger dieſe Zeilen leſen wird! denn kommt uns nicht von dort die beſte Qualität? Aber das Wie iſt die Hauptſache. Die alte Clara aus Kiſſingen, die nun ſchon zwanzig Jahre lang in den Rothſchild'ſchen Küchen als eine Art Factotum fungirt und das weibliche Dienſtperſonal unter Obhut hat, iſt mit der Zubereitung dieſer culinariſchen Rarität betraut. Man höre das Recept: in ſilberner Caſſerolle wird das Sauerkraut auf ein ſanftes, gleichmäßiges Gasfeuer geſetzt (in den Rothſchild'ſchen Küchen bedient man ſich nur des Gaſes, und keine unſaubere Kohle überſchreitet die vornehme Schwelle), wo es einen Tag und eine Nacht ununterbrochen kochen muß, — vier und zwanzig Stunden! Alle halbe Stunden gießt Clara ein Glas Champagner hinein; bei dem acht und vierzigſten Glaſe iſt das Gericht fertig, und die

Stunde coincidirt dann aſtronomiſch genau und auf die Minute mit der Tafelſtunde des hohen Herrn; und wenn der Baron den Kaiſer zu ſeinem Sauerkraut einladet, ſo würde mich das nicht weiter wundern. Aber die arme Clara! Sie hat freilich einen Gehülfen für die Nachtwache an der ominöſen Caſſerolle, und Beide werden ſich vermuthlich ſelbſt bei dem Champagneraufguß nicht vergeſſen, aber es iſt doch ein hartes, ſchwerverantwortliches Amt; denn man denke ſich das Unglück, wenn ein ſolches Sauerkraut mißlänge . . . O dieſe Welt!

Ein ernſtes Wort nach dieſer Albernheit. Wenn ich der Herr v. Rothſchild wäre, ſo würde ich mir geradezu, und ſehr kategoriſch, dergleichen „Indiscretionen“, die nach Charenton oder Bicêtre gehören, verbitten. Aber ſo iſt der Pariſer: frivol und blaſirt, und ſeelenvergnügt, wenn man ihm in ſeinen Tagesblättern ſolche Gerichte auftiſcht; denn welche Redaction würde wohl derartigen Kohl (hier paßt das Wort doppelt) ihren Leſern zu bieten wagen, wenn ſie ſich nicht im voraus damit viel willkommen wüßte? Mit uns (haben wir überhaupt nöthig, dies hinzuzuſetzen?) iſt es etwas Anderes. Wir halten unſern Spiegel der hieſigen Geſellſchaft vor; ob ein reines, edles Gemälde hineinfällt, oder ein Zerrbild — wir thun unſer Amt. „De Himmelsdoh“, ſagt Grimm in ſeinen „Deutſchen Rechtsalterthümern“, „fallt ebenſo goot up'n Roſenblatt as up'n Kohſlahden.“

Ein Blatt aus Alexander Dumas' Memoiren.

Während ſeines erſten Aufenthaltes in Italien, im Jahre 1841, erhält der große Romancier einſt in Florenz den Beſuch eines deutſchen Prieſters, der ſich als Abbé Devrient anmelden läßt und auch wirklich ein Sohn der berühmten Schröder-Devrient iſt. Der Abbé, Vicar in Köln, wie er ſagt, kommt mit einer eigenthümlichen Bitte: er hat durch langjährige Oekonomie eine kleine Summe erſpart, um eine Reiſe nach Rom zu machen; die Koſten ſind aber viel größer, als er ſich dachte; er hat noch gerade genug, um nach Rom zu kommen, doch von da wieder zurück nach Köln — unmöglich. Die ewige Stadt war aber von jeher das Ziel aller ſeiner Hoffnungen und Träume, und nun auf halbem Wege umzukehren! — Lieber thut er den peinlichen Schritt und ſpricht einen Fremden um Unterſtützung an. Ein paar Herren, die er im Gaſthofe kennen gelernt, haben ihm die Idee gegeben, ſich an Dumas zu wenden, deſſen Liberalität ſprichwörtlich ſei, u. ſ. w. — „Und Sie haben ganz Recht daran gethan, cher abbé", erwidert Dumas, der vermuthlich bei Kaſſe war und in ſolchen Momenten ſtets mit vollen Händen gab. „Wie viel brauchen Sie?" — „Fünfhundert Franken würden reichen", antwortet der Prieſter; aber er ſetzt verlegen hinzu: „Es iſt, wie ich ſagte, mehr eine Unterſtützung, als ein Darlehn; denn ich muß Ihnen als ehrlicher Mann offen geſtehen, daß ich wohl nie im Stande ſein werde, eine ſolche Summe zurückzuzahlen."

— „Das macht nichts“, ruft Dumas, durch dieſe Freimüthigkeit vollends gewonnen; „wer einem Prieſter gibt, der leiht dem lieben Gott, und ich bin ihm viel ſchuldig. Kommen Sie nur mit mir zu meinem Banquier. Und noch eins: wenn Sie gar zu ſcrupulös ſind, ſo ſchicke ich Ihnen ſpäter meinen Sohn Alexander auf ein paar Monate in Penſion, um bei Ihnen Deutſch zu lernen, und Sie geben mir auf dieſe Weiſe mein Geld noch dazu mit Zinſen zurück.“

Der Prieſter erhielt die fünfhundert Franken, reiste ſeelenvergnügt nach Rom, und ſchrieb auch von dort einen Dankesbrief an ſeinen großmüthigen Wohlthäter.

Vier Jahre ſpäter kam Dumas ſelbſt nach Köln und ſuchte natürlich ſofort ſeinen Freund, den Abbé Devrient, auf. Dieſer führte ihn, nach den erſten herzlichen Begrüßungen, in ein ſauberes Gaſtzimmer, das er ſeit langer Zeit für den Sohn Alexander bereit hielt, der leider jener Einladung nie nachgekommen iſt. (Dies „leider“ ſetzen wir hinzu; denn der junge Dumas hätte möglicher Weiſe durch einen Aufenthalt in Deutſchland für ſeinen Geſchmack äſthetiſch und moraliſch profitiren können.) „Und die fünfhundert Franken?“ fragte der Vicar beſorgt, „Sie ſind vielleicht gekommen, um mich zu mahnen?“ — „Vorderhand brauche ich ſie noch nicht, cher abbé; auch werde ich, wenn ich je gezwungen ſein ſollte, meine ausſtehenden Gelder einzutreiben, gewiß zu Ihnen zuletzt kommen, und da ich ſehr viel ausſtehen habe, ſo können Sie unbeſorgt ſein.“ — „Hélas“, ſchließt Dumas ſeine Erzählung; „jetzt, wo ich im Jahre 1865

wieder einen Beſuch in Köln mache und nach dem Paſtor Devrient frage, antwortet man mir, er ſei todt, wie mein anderer Freund Farina. Auch ihm, dem guten deutſchen Prieſter, bewahre ich ein herzliches Andenken, und ich bin noch heute froh, ihm einſt, wie er ſelbſt ſagte, die größte Freude ſeines Lebens verſchafft zu haben, die nämlich, Rom zu ſehen."

Die Geſchichte iſt ſo übel nicht, Notabene, wenn ſie, was man bei allen Geſchichten Dumas' ſtets hinzuſetzen muß, wenn ſie wahr iſt.

Wir erfahren aber bei dieſer Gelegenheit noch eine andere wichtige Neuigkeit. Wenn nämlich Köln Europa und die übrige Welt überhaupt noch mit Eau de Cologne verſorgen kann, ſo hat es dies ſtreng genommen dem Herrn Dumas zu verdanken, der einſt einen Jean Maria Farina vom Tode gerettet und — natürlich gerade denjenigen, der das Fabrikations-Geheimniß beſaß. So erzählt er wenigſtens in einem Briefe an Jules Noriac, und jener Brief machte, wie alle Dumas'ſchen Briefe, die Runde durch die Feuilletons. Die Geſchichte iſt mit zwei Worten dieſe.

Zur Zeit der Invaſion durch die Alliirten wohnte Dumas als zehnjähriger Knabe mit ſeiner Mutter in dem kleinen Städtchen Crépy, zwölf Stunden etwa von Paris. Der Duc de Trévíſe zog mit ſeiner Diviſion durch, um die Hauptſtadt zu ſchützen, die Preußen folgten ihm auf dem Fuße nach und lieferten beſtändig kleine Scharmützel. Ein ſchwerverwundeter preußiſcher Officier ſchleppt ſich bis vor das Dumas'ſche Haus, die

Kinder ziehen hin hinein und retten ihn vor den Verfolgern. Dies war eben der junge Farina. Durch ſorgfältige Pflege geheilt, kehrt er ſpäter in ſein Vaterland zurück und ſchickt von Köln aus zum Dank eine Kiſte Eau de Cologne. Von da an datirt ſich Dumas' Vorliebe für jenes Riechwaſſer, der nie im Leben ein anderes gebraucht hat. (Dieſe kleine perſönliche Notiz müſſen wir dem Romancier zu gute halten; ſie iſt vielleicht nicht ſonderlich wichtig, aber von einem großen Manne iſt ja Alles wichtig.)

Später, im Jahre 1836, klopft eines Abends Jemand in Köln bei Farina an; man öffnet dem Unbekannten, der ſich aber ſofort zu erkennen gibt, und der Lebensretter des Hausherrn wird wie ein König gefeiert.

Portomarken.

Sammeln Sie Portomarken, verehrtes Fräulein? und Sie ſammeln gewiß welche, denn alle Welt hat ja eine Sammlung, hier wenigſtens in Paris, d. h. die junge, vornehme Damenwelt, und die Mode iſt ja auch längſt über den Rhein zu Ihnen gekommen. Schade, daß Sie ſich alsdann nicht gegen zwölf Uhr im Tuileriengarten einſtellen können, wo ſich alle Sammler, zumeiſt ſind es freilich Sammlerinnen, zuſammenfinden, um mit den Händlern und Verkäufern oder auch unter einander zu tauſchen und Geſchäfte zu machen. Denn der Kauf und Verkauf von Portomarken iſt hier eine eigene Induſtrie

geworden, die von einigen unternehmenden Speculanten, die nicht wenig dabei verdienen, in's Große getrieben wird. Das Haupt-Rendezvous in den Tuilerien iſt der bekannte „Marronnier du vingt mars“ der berühmte, frühzeitige Kaſtanienbaum, und bei ſchönem Wetter wird es dort um die Mittagszeit ſehr lebendig. Ein wahrer Blumenflor von jungen Mädchen, in reizenden Toiletten, wie man ſie nur in Paris ſieht. Viel Kinder darunter mit ihren Bonnen, denn auch die Kinder ſammeln; im Hintergrunde ſitzen die Mütter, vornehme Damen aus der Rue de Rivoli und den angrenzenden Stadtheilen, die ihre tägliche Spazierfahrt um eine Stunde aufgeſchoben haben, um den Kleinen gefällig zu ſein. Ja, von jenen Damen ſelbſt zieht gar manche ein niedliches Büchlein hervor, ſaffianduftig und mit reicher Goldverzierung, die einzelnen Blätter in ſaubere kleine Quadrate abgetheilt, in deren jedes eine Portomarke hineinpaßt; ſolche Büchlein ſind in allen feinen Papierhandlungen zu haben. Außerdem gibt es aber noch große Albums, in prächtigem Einband, für vollſtändige Sammlungen; in ihnen prangt auf dem Bogen das buntgemalte Wappen des betreffenden Landes, mit kurzen geographiſchen, ſtatiſtiſchen und politiſchen Notizen, alſo ganz wiſſenſchaftlich, ganz „akademiſch“, wie ſie hier ſagen. Doch das Alles werden Sie auch längſt daheim im lieben Deutſchland haben.

Aber nun denken Sie ſich, Verehrteſte, man hat plötzlich unſere Portomarken-Börſe im Tuilerienpark polizeilich aufgehoben! Ich ſage „unſere“, denn auch ich

ſammelte ja — wer hätte nicht manchmal im Leben eine ſchwache Stunde? Sonſt aber habe ich mich dort manierlich und ehrbar betragen, das verſichere ich Ihnen. Ich ſetze dies hinzu, weil in der letzten Zeit dort die abenteuerlichſten und drolligſten Geſchichten paſſirt ſein ſollen. Der Zudrang wurde nämlich immer größer, und manchmal waren dort an ſchönen Nachmittagen über tauſend Perſonen verſammelt, von denen gar viele, wie es ſcheint, nicht bloß der Portomarken wegen gekommen waren. So lange die Kinder unter einander handelten und tauſchten, blieb die Sache unſchuldig, ſo wild es auch manchmal unter dem kleinen Volke herging; als ſich aber die Erwachſenen hineinmiſchten, nahm die Sache eine andere Wendung. Und doch ſind es eigentlich nur die großen Kinder, die den Eclat herbeigeführt haben, denn an Donnerstagen und Sonntagen kamen die Schüler der verſchiedenen Lyceen ebenfalls in den Park, aber um etwas anderes zu erhandeln und einzutauſchen, als timbres-poste. Ein Quartaner oder gar ein Tertianer iſt auch in Paris ein gefährlicher, ſchlimmer Patron, wenigſtens einem zwölf, dreizehnjährigen Mädchenherzen gegenüber, wenn die Frau Mama ſorglos und ruhig fünfzig Schritte weiter auf einer Gartenbank ſitzt und mit einigen andern Herren und Damen über die neueſte Oper, oder über den letzten Ball in der öſterreichiſchen Geſandtſchaft ſpricht. Dieſen günſtigen Moment benutzt unſer Don Juan und ſagt keck zur Auserwählten ſeines Herzens: „Mein Fräulein, haben Sie nicht einige Chili oder Paraguay mir abzulaſſen?“ — „Gewiß“, antwortet

die Kleine, „aber was geben Sie mir dafür?“ — „Was ich Ihnen gebe?“ erwidert er und ergreift kühn die Hand der Theuern, ſtatt der Portomarken, „was ich Ihnen gebe? Mein Herz! O, zürnen Sie nicht“, fährt er haſtiger fort, als er ſieht, wie ſich die „Dame“ halb erſtaunt, halb entrüſtet wegwendet, „ſchon ſeit Wochen folge ich Ihnen mit liebender Sehnſucht und ſuche vergebens nach einer günſtigen Gelegenheit; ſeien Sie nicht grauſam, Fräulein, verſchmähen Sie meine Huldigungen nicht.“ — „Mein Herr“, entgegnet die Kleine vornehm und kalt, aber doch nicht ohne innere Befriedigung; „ſo ſchnell verſchenkt keine Dame, die ſich reſpectirt, ihr Herz; noch kenne ich Sie nicht und weiß nicht, ob Sie meiner Liebe würdig ſind. Mon Dieu! ich glaube, meine Mutter ſieht nach uns herüber. Auf Wiederſehen nächſten Donnerstag!“ — Unſer Held geht wie Cäſar ſtolz von dannen und beneidet in dieſer „glücklichſten Stunde ſeines Lebens“ nicht einmal den Kaiſer, der dort im Schloſſe gegenüber wohnt. Die Kleine läuft unbefangen zu ihrer Mama zurück und hütet ſich wohl, etwas von dem Abenteuer zu verrathen. Il n'y a plus d'enfants.

Dergleichen verliebte Scenen ſollen dort viele geſpielt haben; ſogar Gedichte und Liebesbriefe wurden mit den Portomarken aus- und eingetauſcht, und die ernſten Kaſtanienbäume, die ſchon ſo viele Revolutionen mit angeſehen, ſchüttelten drohend die gedankenſchweren Wipfel. Die großen Tauben, die bekanntlich dort auf Staatskoſten gepflegt werden und in eben jenen Wipfeln niſten, ſchauten freilich lachend herab auf die kleinen Roman-

helden, aber die Mütter der „Angebeteten“ dachten anders: ſie wollten eben keine Freimarke bewilligen für eine derartige Herzenscontrebande.

Als ſich nun ſpäter gar einige Taſchendiebe und ſonſtige Gauner auf der Börſe einfanden und das Malheur hatten, von den Garten-Aufſehern attrappirt zu werden, konnte die Polizei nicht länger müßig zuſehen, und endlich wurde der ſchreckliche Schlag gegen die Portomarkenjugend geführt. Ob vorher ein Miniſterrath deswegen ſtattgefunden, meldet die Geſchichte nicht, und auch nicht, ob die Truppen in den verſchiedenen Kaſernen conſignirt geweſen, aber das meldet ſie, daß eine halbe Stunde lang große Aufregung unter den Spaziergängern des Parks geherrſcht und daß es beinahe zu „bedauerlichen Scenen“ gekommen wäre. Gott Lob nur beinahe; ſo daß die Abendblätter, die über das Ereigniß berichteten, am Schluß die traditionelle Phraſe hinzufügen konnten: „Paris iſt ruhig“.

Die kleinen Herren und Damen hatten ſich nämlich an jenem Tage wie gewöhnlich zur Börſenzeit im Park verſammelt (unſer Liebespaar von oben war vermuthlich ebenfalls gegenwärtig), als auf einmal, noch dazu in bedeutend verſtärkter Anzahl, die Aufſeher und Poliziſten erſchienen und allen „Geſchäften“ ein Ende machten, indem ſie alles Stehenbleiben, alſo die „Zuſammenrottungen“, verboten und verhinderten, und die Widerſpänſtigen geradezu auseinandertrieben, was oft ſchwer genug war. So machte namentlich ein kleines zwölfjähriges Fräulein, ſehr elegant in blauem Sammt mit Zobel, den „Repräſen-

tanten des Geſetzes", wie man hier die Stadtſergenten bei wichtigen Gelegenheiten nennt, viel zu ſchaffen: ſie wollte durchaus ihren Handel nicht einſtellen; ſie hörte auch nicht auf die Ermahnungen ihrer begleitenden Gouvernante, ſondern griff einen der Aufſeher mit ihrem Sonnenſchirm beherzt an, indem ſie ihm entrüſtet zurief: „Vous verrez, je dirai tout à Papa et vous aurez ce soir votre démission!" Dies Fräulein war die Tochter des Polizei-Präfecten Boitelle, ſie durfte ſich mithin etwas herausnehmen, aber fügen mußte ſie ſich doch, und ſie folgte endlich weinend dem Bedienten, der ſie ehrerbietig in den Wagen hob. Ob der Aufſeher noch an demſelben Abend ſeine Entlaſſung erhielt, haben wir nicht erfahren. Die männliche Jugend ging reſignirter auseinander, aber nicht ohne ſich zuvor für den nächſten Tag ein Rendezvous im Garten des Palais-Royal oder in den elyſeiſchen Feldern gegeben zu haben, abſichtlich an zwei von einander weit entlegenen Orten, wie Verſchworene ſtets thun, um die Aufmerkſamkeit der Polizei abzulenken. Welchen Erfolg übrigens dieſe Oppoſition gehabt hat, wiſſen wir nicht, nur ſo viel iſt leider ſicher, daß im Tuilerienpark alle Börſengeſchäfte unterſagt bleiben. Trotzdem ſammelt die Jugend unverdroſſen fort, und die Hinderniſſe, die man ihr von Oben her in den Weg legt, reizen ſie nur noch mehr, nicht nachzugeben. Die Politik iſt übrigens jenem Staatsſtreich gegen die Timbropoſtomanie fremd geblieben, und es waren zunächſt nur die beſorgten Mütter, Tanten und

Großmütter, welche dieſe Gewaltmaßregel im Intereſſe ihres häuslichen Friedens hervorgerufen haben.

Wer konnte ſich aber auch denken, daß die anſcheinend ſo unſchuldige Paſſion des Freimarkenſammelns in ein ſo romantiſches Extrem übergreifen würde. Paris iſt und bleibt eben immer Paris, und wie geſagt: „il n'y a plus d'enfants.“

Eine Zeitungsente.

Sie mag auch hier in meinen „ſämmtlichen Werken“ einen Platz finden, denn ſie ſchwamm keck und wohlgemuth durch alle Pariſer Zeitungen.

Sie iſt uns aus America, dem Vaterlande der Barnums und Humbugs, gekommen; aber die weite Reiſe iſt ihr leicht geweſen, denn jene Ente iſt — ein Wallfiſch.

Ein Herr Bernier fährt eines ſchönen Morgens in ſeinem kleinen Fiſcherboot in's Meer hinaus, um zu angeln. Das kann jedem Sterblichen paſſiren und iſt mithin nichts Beſonderes. Aber was noch keinem Sterblichen paſſirt iſt, das iſt das folgende Rencontre. Herr Bernier ſieht eine koloſſale dunkle Maſſe auf ſein Boot zutreiben; es kommt näher und näher, es iſt ein gewaltiger Wallfiſch und zwar ein todter. Ein köſtlicher Fund für einen Fiſcher, der einen unſchuldigen Cabliau zu fangen ausfuhr. Herr Bernier ſpringt raſch aus ſeinem Boot auf den Leichnam des Ungethüms und ſtößt ihm

ſein Ruder in das Luftloch, um es auf dieſe Art an einem Strick heimzubugſiren. Da regt ſich auf einmal der Leichnam; denn der Wallfiſch war nur eingeſchlafen und nicht todt. Herr Bernier kann nicht in's Boot zurück, er ſteht wie gefeſſelt auf dem Rücken des Unthiers, und der abenteuerliche Tanz beginnt, ein wahres Steeple-Chaſe auf hoher See. Der Wallfiſch ſchießt wie raſend fort, rechts und links weiße Schaumwogen aufwühlend, aber glücklicher Weiſe dem Lande zu. Dies gibt unſerm Helden ſeine Geiſtesgegenwart wieder; er zieht ſein Jagdmeſſer, das er zufällig, und obwohl nur zum Fiſchfang ausgerüſtet, in der Taſche hat, und bearbeitet damit den Kopf des Behemoth, der wüthend, aber auch zugleich blind vor Schmerz, toller und immer toller weiter jagt, und endlich an der Küſte ſtrandet. Andere Fiſcher kommen dem mehr todten als lebendigen Herrn Bernier zu Hülfe und geben dem Ungeheuer den Reſt, deſſen Speck über ſechzig Tonnen Thran geliefert hat.

Nicht wahr? das läßt man ſich gefallen; . . . . „Aber wenn dem Thier die Idee gekommen wäre, unterzutauchen?“ fragte mich der kleine Louis, als ich ihm die Geſchichte vorgeleſen, die er mit großen Augen angehört hatte. „Der Schmerz und die Angſt nahmen ihm alle Beſinnung,“ entgegnete ich ernſthaft, und der Kleine gab ſich zufrieden.

Schwimm' alſo nur luſtig weiter, du Wallfiſch-Ente oder Enten-Wallfiſch, ſchwimm' über den Rhein, über die Weſer und Elbe, und wenn ſie dir nicht glauben wollen,

ſo ſag' ihnen nur, ich hätte es in vier, fünf, ſechs Pariſer Zeitungen geleſen.

Schon wieder ein Lorettenprozeß.

Dieſer iſt faſt noch ſkandalöſer als der oben S. 53 geſchilderte. Ein getreues Pariſer Sittenbild, aber ein recht trauriges.

Der erſte Buchhalter eines Banquiers wird auf einmal unſichtbar und hinterläßt ein Deficit von mehr als einer Million Franken. Man ſollte es nicht für möglich halten, wenn die Verhandlungen und die eigenen Geſtändniſſe des Angeklagten nicht alle Details auf das Genaueſte beſtätigten. „Ce sont les femmes qui l'ont perdu", ſagt man hier mit einer heilloſen Gleichgültigkeit und drängt ſich wohl noch in den Sitzungsſaal, um die „intereſſante Perſon" zu ſehen, die jährlich über hunderttauſend Franken mit ihrem „amant" durchgebracht hat. O, dieſe Zeit! Sechs Bände umfaſſen die Hugo'ſchen „Misérables", aber der große Sittenſchilderer hat keine einzige Seite verwendet, um auf dieſe ſchlimmſte und ſchrecklichſte Wunde der Pariſer Geſellſchaft hinzuweiſen, die alljährlich Tauſende von Opfern groß und klein verſchlingt, von denen man kaum ſpricht, wenn nicht, wie in vorliegendem Falle, eine ganze Million und darüber „verjubelt" nnd „vermöbelt" iſt; . . . wir ſuchen nach ähnlichen Ausdrücken, wie ſie hier gang und gebe ſind, aber die feine, elegante franzöſiſche Sprache

überbietet hierin an Leichtfertigkeit und Cynismus die deutſche.

Zehn Jahre lang war der Angeklagte ein redlicher, fleißiger Arbeiter geweſen und hatte das Vertrauen ſeines Principals in ſo hohem Grade gewonnen, daß ihn dieſer zuletzt an die Spitze des ganzen Geſchäftes ſtellte. Das erklärt auch praktiſch die Möglichkeit ſo großer Unterſchleife und Betrügereien, denn ein Pariſer Banquier rechnet täglich mit vielen Hunderttauſenden und am Wochen- und Monatsſchluſſe werden ſtets Millionen gebucht.

Zufällig (in einer gewiſſen Welt ſind alle diejenigen Ereigniſſe Zufall, die Schlechtes und Verbrecheriſches in ihrem Gefolge haben) lernt der Buchhalter eine Lorette kennen und . . . und drei Jahre ſpäter ſitzt er auf der Armenſünderbank und hat mehr als eine Million geſtohlen und verthan.

Dies Mal war aber doch die Sache zu ernſt, um nicht auch die Maitreſſe zu arretiren und vor Gericht zu ſtellen. Die Perſon verſicherte ganz naiv, ſie habe „höchſtens“ zweimalhunderttauſend Franken erhalten; gegen ſiebenzigtauſend Franken jährlich. Von ihrer Lebensgeſchichte (der Leſer erinnert ſich vielleicht der Anna Delion aus einem unſerer früheren Bände) erfahren wir nur, daß ſie im fünfzehnten Jahre nach Paris gekommen, daß es ihr in der erſten Zeit ſchlecht gegangen ſei und daß ſie auch ſpäter als Lorette nicht eben glänzend gelebt habe, „nur ſechshundert Franken monatlich.“ Und alles dies wird unbefangen debitirt und protokollirt, wie jede

Zeugenaussage, denn auch die Richter finden das ganz natürlich. Wendet sich doch der Präsident vorwurfsvoll gegen den Angeklagten mit den Worten: „Sie hatten früher eine Maitresse, eine Witwe, über die Sie sich nicht beklagen konnten, die Ihnen keine großen Ausgaben verursachte, aber die haben Sie verlassen und ein unordentliches, zügelloses Leben angefangen.“ Das ist es eben, worauf wir hinweisen wollen, daß selbst von Oben herab nicht der moralische Ernst gewahrt wird und daß man mit unverzeihlicher Toleranz über Menschen und Verhältnisse hinweggeht, die nicht laut und nachsichtslos genug gerügt werden können. Die Person (ich will ihr nicht die Ehre anthun, hier ihren Namen zu nennen) wird vielleicht ganz leer ausgehen, wenn man ihr nicht irgend ein bestimmtes criminelles Factum nachweisen kann und ein solches liegt nicht vor. „Il m'a donné deux cent francs par jour,“ sagt sie einfach, „et je les ai acceptés;“ damit ist für sie die Sache erledigt.

Für den Angeklagten sieht es freilich schlimmer aus, aber seine beiden Advocaten, Nogent St. Laurens und Lachaud, die ersten von Paris, die vorzüglich für derartige Affairen einen großen Ruf haben, werden schon das Ihrige thun und die Jury wird wohl mildernde Umstände herausfinden.*)

---

*) Die Sache ist doch wider alles Erwarten anders gekommen; nicht für den Angeklagten, der zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde („des circonstances atténuantes“), wohl aber für seine Maitresse, die ebenfalls mit fünf Jahren Gefängniß be-

Das Pariſer Leben iſt wirklich wie eine laterna magica, in welcher helle und dunkle Bilder vorüberziehen, Wolken und Sonnenlicht, geputzte Leute und niederes Geſindel.

Aux Italiens.

Das Publicum der italieniſchen Oper iſt ein ganz eigenthümliches. Zunächſt die höchſte „crême“ der alten Nobleſſe des Faubourg Saint-Germain, was noch aus der bourboniſchen Zeit datirt, ferner die reichen Fremden, unter ihnen die Ruſſen obenan; und endlich, ſo unpaſſend auch dieſe Zuſammenſtellung erſcheinen mag, die Koryphäen der Lorettenwelt, die ja leider in der öffentlichen Pariſer Geſellſchaft nach wie vor die erſten Plätze einnehmen. Der hohe Adel, und gerade dieſer mehr als die übrigen Klaſſen, ſieht darüber ſehr tolerant hinweg; er denkt auch wohl an ſeine Großeltern unter der Regence, die es nicht beſſer gemacht haben. Außerdem gehört es nicht allein zum guten, ſondern zum beſten Ton, ſeinen feſten Platz in der italieniſchen Oper zu haben, weit mehr noch als in der großen Oper; für die Herren das Parquet und für die Damen die Logen. Obwohl die Abonnements außerordentlich theuer bezahlt werden, ſo

---

ſtraft wurde. Der Staatsanwalt wußte ihr „escroquerie“ nachzuweiſen, abgeſchwindelte Wechſel u. ſ. w., und dadurch war ſie dem code pénal verfallen. Tant mieux!

ſind doch alle Plätze immer vergriffen und die Direction muß alljährlich eine Menge Anmeldungen unberückſichtigt laſſen. Seitdem das Parterre zur großen Unzufriedenheit Vieler gänzlich unterdrückt iſt, ſind ſogar die Preiſe noch erhöht worden und ein Parquetplatz koſtet zwölf Franken für die Vorſtellung und dreitauſend im Abonnement. Dieſer Preis iſt, trotz ſeiner Höhe, noch ſehr mäßig im Vergleich zu den Logen des erſten Ranges, für welche man jährlich (d. h. während der ſechs Wintermonate) die enorme Summe von achtzehn- bis zwanzigtauſend Franken bezahlt.

Eine ſolche Loge iſt ganz im italieniſchen Geſchmack eingerichtet, mit Seſſeln, Cauſeuſen, Spiegeln und Gueridons, wie ein kleines Boudoir; grüne Seidenvorhänge ſchließen ſie gegen die Außenwelt ab, und die Frau Herzogin oder Gräfin, oder auch eine Rigolboche neueſter Auflage, empfängt dort ganz wie zu Hauſe; jedoch werden nur die Allerintimſten zugelaſſen. Man ſervirt Sorbet und Eis, man plaudert und intriguirt und bekümmert ſich in der Regel wenig um die Oper, die nach italieniſcher Manier laut und lärmend über die Bretter zieht, wenn nicht irgend eine beſondere Arie oder ein bedeutender Gaſt die grünen Vorhänge auf kurze Zeit auseinander gehen läßt; ja oft wird in jenen Logen ein weit bunteres und verwickelteres Stück geſpielt, als auf der Bühne ſelbſt. Doch wir wollen nicht indiscret ſein. In den Zwiſchenacten wird Alles lebendig und begibt ſich zu einer Promenade in die Couloirs und Foyers, und in jener Viertelſtunde kommen alsdann die großartigen Toiletten

zum Vorſchein, deren Schilderung allwöchentlich in den Pariſer Modejournalen die eigentlichen Leitartikel bilden. Bei den kaiſerlichen Soireen in den Tuilerien ſieht man wohl kaum ſo viel Diamanten und Spitzen, Sammt- und Atlasroben, wie im Foyer der Salle Ventadour; alle Damen ſind hoch friſirt mit Blumen, Federn und Perlen, und gepudert und geſchminkt wie auf einem Hofballe unter Ludwig XV.

Manchmal, wie in Folge eines ſtillſchweigenden Uebereinkommens, ſind ſämmtliche Ranglogen geöffnet und die Herrenwelt im Parquet hält dann auf möglichſt ungenirte Weiſe mit Operngucken und Lorgnetten eine große Revue ab, welcher Dame die Krone des Abends zuerkannt werden ſoll.

In frühern Jahren konnte man ſtets in der linken Proſceniums-Loge einen Herrn ſitzen ſehen, der bei keiner Vorſtellung fehlte. Dieſer Herr war ſeltſam ausſtaffirt, hochroth geſchminkt, die Augenbrauen ſchwarz gemalt, die Friſur ein ſchwarz gelockter Tituskopf; vor ſich auf der Brüſtung und in einem hohen Geſtelle, das er nach allen Richtungen hin bewegen konnte, hatte er einen Operngucker, wie ein kleines Doppelfernrohr, mit welchem er in alle Logen hineinſah, oft zur großen Unbequemlichkeit der Damen, vielfach aber auch durch eine nicht minder kecke Lorgnette (oder Lorette) herausgefordert. Dieſer Herr war der Herzog von Braunſchweig, komiſchen und kümmerlichen Andenkens, von dem wir ſchon früher manchmal den Leſer unterhielten; damals einer der Löwen der Salle Ventadour. Jetzt iſt Se. Hoheit, trotz

ſeiner Schminke und Perücke alt geworden und ſo ziemlich vom Schauplatz abgetreten; „la loge du duc,“ wie die Habitués der Oper ſeine Loge nennen, iſt wenigſtens anderweitig vermiethet.

Falſche Banknoten.

Es ſind deren immer welche im Umlauf, aber im Herbſt des Jahres 67 häuften ſie ſich auf beunruhigende Weiſe. Die Bank, wo ſie derſelben habhaft werden konnte, löste ſie in ihrem eigenen Intereſſe ſofort ein, wie ſie immer thut, um ihrem Credite nicht zu ſchaden; dabei wurden die ſtrengſten Nachforſchungen durch ganz Frankreich auf das Unermüdlichſte fortgeſetzt. Dieſe führten aber zu keinem Reſultate; nur Das conſtatirte man, daß im mittlern Frankreich die meiſten falſchen Banknoten circulirten und namentlich im Departement du Loiret.

Einer der drei Generalſecretäre der Bank, M. Marſault, war begreiflich äußerſt unglücklich darüber und ſann auf Abhülfe des Uebels; denn faſt täglich wurden auf der Bank falſche Hundertfrankenbillets präſentirt, und die Fälſchungen ſchienen eher zuzunehmen als ſich zu vermindern. Endlich ſchlug Monſieur Marſault der Adminiſtration eine geheime Umänderung in den Zeichnungen der Banknoten vor, die auch gebilligt wurde, die aber auch eine äußerſt geſchickte Hand erforderte. Wo dieſe Hand finden? Monſieur Marſault berieth ſich eines

Tages mit einem Freunde darüber, der einen obern Posten an der Pariser Sicherheitspolizei bekleidet. Dieser Beamte ruft nach einigem Nachsinnen auf einmal: „εὕρηκα, ich habe Ihren Mann!“ und er erzählt dem Monsieur Marsault, daß er in der Nähe von Orleans einen Freund habe, einen angesehenen Gutsbesitzer, der sich aus Liebhaberei seit langen Jahren mit Lithographiren und Kupferstechen beschäftige und von dem er selbst überraschend schöne Arbeiten gesehen habe; der werde gewiß Auskunft geben und Rath schaffen können.

(Der Leser merkt hoffentlich noch nichts, wenn er aber etwas merken sollte, so ist er höflich gebeten, nichts zu verrathen.) Herr Marsault wenigstens merkte seinerseits nichts, und beide Herren machten sich auch bald auf den Weg, um den bewußten Gutsbesitzer zu besuchen, der ein so geschickter Steinzeichner und Graveur war. Sie wurden sehr gut empfangen, der Polizeibeamte besonders, als ein langjähriger, intimer Freund, und Monsieur Marsault nicht minder. Sie besehen auch schon am ersten Tage ihres Aufenthalts das Atelier, wo ihnen der Herr vom Hause unbefangen seine verschiedenen Arbeiten zeigt. Monsieur Marsault bringt die Rede auf die vielen falschen Banknoten, die gerade in jenem Departement am meisten circuliren, und kommt dadurch auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen. Unser Gutsbesitzer hört aufmerksam zu, er macht sogar dem Bank-Secretär aus freien Stücken verschiedene Vorschläge zur Veränderung der Zeichnungen, namentlich der Wasserschrift, und entwirft sofort einige Proben seiner Kunst.

Monſieur Marſault reißt die Augen weit auf, denn es wird ihm auf einmal etwas klar, oder ſteigt doch wenigſtens als Verdacht in ihm auf: der Gedanke nämlich, daß gerade eine ſolche geſchickte Hand, wie die ſeines Wirthes, nöthig geweſen, um die falſchen Banknoten zu verfertigen, die nach Ausſage der Sachverſtändigen ſo täuſchend waren, daß ſie ſelbſt das geübteſte Auge irre führen konnten. Natürlich behält Monſieur Marſault für den Augenblick ſeinen Verdacht für ſich; aber ſchon am nächſten Morgen ſagt er zu ſeinem Freunde, dem Polizeibeamten, den er allein im Garten trifft, ganz trocken und ohne weitere Einleitung:

„Eh bien, mon cher, unſer Wirth iſt wirklich der Mann, den ich ſuchte; den müſſen wir feſthalten.“

„Nicht wahr?“ entgegnete der Freund, „ich ſagte es Ihnen ja, es gibt vielleicht in ganz Frankreich keinen geſchicktern Zeichner.“

„Das iſt auch meine Meinung,“ erwidert der Bank-Secretär, „und deshalb arretiren Sie ihn nur ſo ſchnell wie möglich, denn kein Anderer als er iſt der Verfertiger der falſchen Banknoten.“

Der Polizeibeamte fiel aus den Wolken; zuerſt meinte er, es ſei Scherz; als aber ſein Freund ganz ernſthaft darauf beſtand und ſeine Behauptung mit ſehr ſchlagenden Beweiſen unterſtützte, auch die ganze Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen erklärte, mußte er nachgeben und ſeine Pflicht thun. Er glaubte wirklich zu träumen . . . . ſein langjähriger Freund, der Gutsbeſitzer, ein vornehmer, geachteter Mann im Lande,

Mitglied des Gemeinderaths, glücklicher Familienvater, ſelbſt in Paris mit vielen angeſehenen Familien bekannt und befreundet, — der ein Falſchmünzer, welcher die lebenslängliche Galeere verwirkt hatte! Freilich kamen ihm nun allerlei Umſtände in's Gedächtniß, die ihn ſchon früher frappirt, denen er aber keine weitere Bedeutung beigelegt; jetzt wurden ſie zu einer lauten Anklage. Der Mann war in kurzer Zeit ſehr reich geworden, hatte ſein anfänglich nur kleines Beſitzthum durch wiederholte groß-artige Ankäufe zu einem wahren Landgute vergrößert, machte dabei einen Aufwand wie ein reicher Edelmann, brachte einen Theil des Winters in Paris zu u. ſ. w. Damals hieß es immer, er habe unverhoffte beträchtliche Erbſchaften gemacht, auch in Börſenſpeculationen viel gewonnen .... jetzt war der geheime Grund und die verſteckte Quelle ſeines Reichthums klar!

Der Bankſecretär war diesmal feiner geweſen, als der Polizeibeamte; jetzt blieb dem Letztern nichts übrig, als energiſch zu handeln.

Die Gendarmen des Ortes wurden in der Stille beordert, ſich zur Dispoſition zu halten, und nach dem Frühſtücke, bei welchem der Gutsbeſitzer, wie gewöhnlich, den liebenswürdigen, gaſtfreien Wirth gemacht hatte, kam der ſchreckliche Augenblick: der Hausherr wurde arretirt, und bei der ſofort angeſtellten Hausſuchung fanden ſich in den geheimen Fächern des Schreibtiſches ganze Haufen falſcher Hundertfranken-Billets, über tauſend, und Monſieur Marſault erkannte dieſelben auf den erſten Blick als die ebenbürtigen Brüder der bewußten Banknoten, die

ihm ſo manche unruhige Stunde gemacht. Im entlegenſten Winkel des Kellers fand man ferner in einem leeren Weinfaſſe die ſämmtlichen Utenſilien: Zeichnungen, Metallplatten, Stempel und ſonſtige Präparate, die zu der verbrecheriſchen Fabrication gedient hatten. Alles wurde nach Paris geſchafft, und der Böſewicht natürlich zuerſt und unter ſtarker Bedeckung. Durch die Evidenz überwieſen, geſtand er Alles: er hatte für mehr als dreimalhunderttauſend Franken falſche Banknoten ausgegeben.

Allerheiligen und Allerſeelen.

Der Leſer weiß vermuthlich nicht, daß dieſe beiden Tage für die eigentliche pariſer Mittelklaſſe (la petite bourgeoisie) die größten und wichtigſten Feſttage des ganzen Jahres ſind, mehr als ſelbſt Oſtern mit ſeinem Charfreitag und Weihnachten mit ſeinem darauf folgenden jour de l'an. Man ſollte vielleicht bei dem als leichtfertig bekannten pariſer Volke gerade das Gegentheil vorausſetzen und eher meinen, daß ſie den Tag der Todten mit ſeinem unvermeidlichen memento mori weit, weit hinter die Feſte der Freude zurückdrängten; aber dem iſt nicht ſo, und ein Fremder, der Paris nur am Allerſeelentage beſuchte, würde glauben, in eine wirkliche Gottesſtadt gekommen zu ſein. Alle Kirchen ſind zunächſt übervoll, doch das ſind ſie auch an andern hohen Feſten und das ſagt obendrein nicht viel, da Paris, im Verhältniß zu ſeiner großen Einwohnerſchaft nur wenig

Kirchen hat. Man hat ja bekanntlich auch deshalb noch vier neue gebaut. Aber nach dem Gottesdienste die Wallfahrt nach den Kirchhöfen und vor Allem nach dem Père Lachaise, dem größten und berühmtesten unter allen Kirchhöfen der Hauptstadt! Zu Hunderttausenden ziehen sie hinaus, Männer, Frauen und Kinder; Jeder trägt einen Kranz, hie und da auch ein schwarzes Kreuz mit weißen Bändern, auch wohl ein Marienbild oder sonst die kleine Statue eines Heiligen, auch Blumen, Epheu, Rosmarin oder Buchsbaumzweige . . . mit leeren Händen kommt Keiner . . . und Alle haben dasselbe stille, wehmüthige Ziel: ein theures Grab, ach, oder vielleicht mehr als eines. Von der Bastille an durch das Faubourg St. Antoine und die lange rue de la Roquette ist es schwarz von Menschenmassen, Alle in Trauer, und der Dürftige hat wenigstens einen Flor oder sonst einen schwarzen Lappen um den Arm gewickelt. Die Wagencirculation hört Nachmittags schon an der Bastille auf, auch die vornehmen Leute müssen dort aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß machen: auf der Reise nach dem Kirchhof sind Alle gleich — schwarzgekleidete Diener, schwarzbetreßt und mit langen Flören, folgen hie und da einer Dame in Trauer und tragen die Kränze. Das ist Alles, was vielleicht an Standesunterschied in der Menge mahnt, aber man bemerkt es nicht, oder denkt nicht weiter daran, denn Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Auf den Trottoirs rechts und links haben die Arbeiterkinder der Vorstadt kleine Altäre aufgebaut, wie man dieselben am Frohn-

leichnamsfeste in ganz Paris ſieht . . . eine leidige Speculation, wenn man ſtreng urtheilen will; denn die Kinder bitten uns um einen Sou, um für unſere Todten zu beten . . . aber man urtheilt eben heute nicht ſtrenge, und die kleinen Mädchen knieen auch wirklich nieder und ſprechen ein Gebet, was rührend ausſieht. Bei weitem widerwärtiger iſt der Lärm und das Geſchrei in der Nähe des Kirchhofs, wo wir von hundert und aber hundert Kranz- und Kreuzverkäufern beſtürmt werden, die uns um geringe Preiſe ihre Waaren anbieten „pour porter un souvenir à votre mort“ wie ſie ſagen, vielleicht ohne den ernſten Doppelſinn zu ahnen, der in jenen Worten liegt.

Der Kirchhof, dieſe ungeheure Nekropole, ein zweites Paris, aber ein Paris der Todten, iſt ſchon ſeit dem frühen Morgen von Menſchen angefüllt und Nachmittags iſt kaum ein Plätzchen frei. Nur in den großen Hauptalleen bleibt die Paſſage ununterbrochen, und nach und nach gelangt Jeder an den ſtillen Fleck Erde, der für ihn irgend ein Liebes, oder auch ſein Liebſtes birgt. In den prächtigen Kapellen, welche die Reichen über den Gräbern ihrer Angehörigen aufführen laſſen, ſieht man überall brennende Kerzen, und das Innere ſchimmert in Marmor und Gold . . . dicht nebenan ein ſchlichter Erdhügel mit einem hölzernen Kreuz und verblichenen Atlasbändern; aber die Monatroſen und Aſtern, oft auch Veilchen und Sammetblumen ſtehen in herrlicher Blüthe: ein lichter Frühlingsgruß mitten im Spätherbſt, wie wenn bis in dieſe Regionen der Ruhe und des Friedens

die winterlichen Stürme nicht drängen. So ſah es wenigſtens in dieſem Jahre auf dem Père Lachaise aus: der ganze unermeßliche Kirchhof, der amphitheatraliſch gebaut iſt, ſo daß man von ſeiner Höhe herab nicht allein ganz Paris überſieht, ſondern noch meilenweit über die Stadt hinaus nach allen Seiten — der ganze Kirchhof prangte in dieſem Jahre, Dank dem herrlichen Wetter, in einem Blumenflor, wie man es nie geſehen; er hatte ſich zu ſeinem Feſte geputzt, nicht wie zu einer Todten-, ſondern wie zu einer Auferſtehungsfeier. „Blumen verhüllen die Gräber beſſer, als Schnee," ſagt Jean Paul, „denn ſie mahnen an den jenſeitigen himmliſchen Frühling." Das ſchöne Wetter iſt wie ein Troſt für die Kirchhofsgänger, die, ſo will es mir wenigſtens vorkommen, vielleicht weniger betrübt ſind, wenn die helle Sonne, dies Bild des ewigen Lebens und der ewigen Liebe, vom Himmel lacht.

Post festum.

Ich bin wirklich einmal am 2. Januar, alſo am Tage nach der großen Neujahrscour, in den Tuilerien geweſen; zum erſten Januar hatte ich, trotz meiner „guten Freundſchaften" im Schloſſe, keine Einladung erhalten; auch glich mein Beſuch gar ſehr einer ſchnell durchgeſchmuggelten Contrebande, und konnte ſich, ſelbſt unter dem Schutz eines befreundeten Portiers, für deſſen Hausarzt ich ſeit Jahr und Tag gelte, nur auf die Empfangsſäle erſtrecken, denn die übrigen Räume der Tuilerien, wo

die Majeſtäten wohnen, ſind wie gefeit, ſo ſtreng werden ſie bewacht: berittene Guiden unten in den Höfen an den Haupttreppen, gewehrſchulternde Grenadiere in den Corridors, helmtragende Centgarden mit gezogenem Degen in den Vorzimmern. Im Marſchallsſaal wurde gerade gelüftet und abgeſtäubt, auch der grünſammtne Thronſeſſel erhielt ſeinen coup de plumeau wie jedes andere Erdenmöbel; die Diener fegten und kehrten den Schmutz aus allen Winkeln zuſammen, wahrhaftig ganz wie in jedem ſonſtigen ehrlichen Bürgershauſe, wenn „große Geſellſchaft“ geweſen iſt, und die Frotteurs kamen und wichsten die Parquetböden und machten nicht einmal zufriedene Geſichter dazu, denn die Arbeit war keine geringe.

In der Galerie de Diane ſah es noch wilder und unwirthlicher aus: abgeriſſene Bandſchleifen und vertrocknete Bouquets lagen auf dem Boden umher und auf einem Tabouret in einer Fenſterniſche fand ich einen ſchmutzigen, aber eleganten Federhut, auf den man augenſcheinlich getreten hatte. Wie mag der Unglückliche, der ihn verloren, nur zum Saal hinaus und nach Hauſe gekommen ſein und wie mag er die Reverenz vor den Majeſtäten ohne dieſe unentbehrliche Kopfzier zu Wege gebracht haben? Eine Fülle von ernſten Hypotheſen, deren ich mich gewaltſam erwehrte, weil mein Führer, der Portier, zum Weitergehen drängte, denn gar oft erſcheint an ſolchen Reinigungstagen ein oberer Schloßbeamter in den Galerien und Sälen, um die Arbeiten zu inſpiciren und ein ſolcher hätte möglicher Weiſe die Inſpection auch auf mich ausdehnen können.

Unſer haſtiges Entfernen verhinderte uns aber nicht, im grünen Saal des Pavillon de Marſan, wo die Buffets geweſen und ſich noch vielfache Reſte vorfanden, vorzüglich ganze Batterien von Wein- und Liqueurflaſchen in blendendem Kryſtall, einen kleinen Imbis und einen größern Zutrunk zu nehmen; im Gegentheil, einer der Aufſeher, der ſchon eine oder zwei Sproſſen höher auf der Bedientenleiter zu ſtehen ſchien, zog ungenirt ein paar vergoldete Lehnſtühle herbei, auf Ehre, mit echten Gobelins überzogen! und nöthigte uns zum Sitzen, wie wenn er der Herr des Hauſes geweſen wäre. Dabei rollten unten im innern Schloßhof die Equipagen ab und zu, ſo daß mir ganz unheimlich zu Muthe wurde. Und am Abend deſſelben Tages (wie doch das Schickſal mit uns ſpielt!) aß ich mit einem deutſchen Profeſſor, der ſich ſchon eine Woche lang vergebens nach vaterländiſchem Sauerkraut umgeſehen und geſehnt, eine Portion dieſes hier leider verkannten Gerichtes, noch dazu bei Krautheimer's Nachfolger an der Barrière Montmartre, ſo recht unter Arbeitern und Mauerleuten; — ſehr wahrſcheinlich war ich unter den dreihundert Blouſen der einzige Gaſt, der am Morgen im Thronſaal der Tuilerien geweſen, und doch war ich, trotz dieſer Auszeichnung, gar nicht hochmüthig, ſondern bezahlte beim Fortgehen meine zwölf Sous wie die Uebrigen, nur daß ich zwei Sous für den Garçon hinzufügte, denn etwas, das meinte der Profeſſor auch, iſt man denn doch ſeinem Stande ſchuldig.

Ein unterirdiſches Bankett.

Es war wirklich einzig in ſeiner Art, das nie dagewesen und auch vermuthlich nie wieder ſein wird. Den Leſer hätten wir ſchon hinführen können, wenn auch in ſtarken waſſerdichten Stiefeln, aber die Leſerin wohl kaum, denn ſie hätte ſich gefürchtet. Gefahr war übrigens nicht dabei, auch war Alles ſauber und kein zweideutiger Geruch drang in den feſtlichen Raum. Eine eigenthümliche Einleitung, nicht wahr? Aber das Bankett war auch ganz eigenthümlich. Da gab es keinen Blumenduft und keine Frühlingspracht, auch keine vergoldeten Säle mit Spiegeln und Kronleuchtern, nicht einmal das Blau des Himmels konnte man ſehen, und kein Laut der lebenden Welt drang hinein in den Feſtſaal, den man über zwanzig Fuß tief unter der Erde erbaut hatte. Eine wahre Räuber- oder Geiſtergeſchichte, ruft die Leſerin und will ſchon gar nicht mehr von der Partie ſein, und doch waren Damen zugegen, die herzhaft mit ihren Champagnergläſern anſtießen und gar keine Angſt hatten.

Die Pariſer ſollen das Bankett den Engländern nachgemacht haben, und wirklich brachte auch einmal die „Times“, wenn wir uns recht erinnern, eine ähnliche Geſchichte; aber was ſchadet das, denn die unſrige iſt damit doch wahr.

Der große Abzugscanal, oder das Hauptſiehl (l'égout-collecteur), ein gewaltiges unterirdiſches Gewölbe, das aus der Rue de Rivoli kommt, unter dem

Concordeplatz und einem Theil der elyseischen Felder hindurchgeht und bei Passy in die Seine ausmündet, war nach jahrelanger Arbeit endlich fertig geworden. In seiner Art hier unter der Erde ein ebenso großes Meisterstück der Baukunst, wie die Brücken und Paläste über der Erde. Die Siehle von halb Paris vereinigen sich in diesem Hauptcanal und führen auf diese Weise alle Wassermassen (freilich kein eau de Cologne!) in die Seine. Deshalb sprachen wir oben von Wasserstiefeln und ominösen Gerüchen und auch doch wieder nur im Scherz, denn am Tage des Banketts war der Canal noch sauber wie ein Tanzsaal. Die Architekten und Ingenieure hatten eine Menge Freunde hier unten zur Tafel geladen, um den Canal würdig einzuweihen, und auch die Arbeiter hatte man dabei nicht vergessen. Man war aber doch vorsichtig genug gewesen, die Tafel in die Nähe des Ausganges zu stellen, was ein sehr hübsches Bild auf die vorbeifließende Seine gab und wie in einem runden Rahmen ein kleines Stück des gegenüberliegenden Ufers zeigte. Vor Tische wurde mit Fackeln eine Promenade durch den ganzen Canal gemacht, bis hin zu der letzten Scheidemauer, die aber jetzt, wo wir dies schreiben, längst gefallen ist; denn der Canal trat sofort in volle Function und dürfte wohl schwerlich je eine ähnliche Gesellschaft wie die damalige in seinen dunkeln Mauern beherbergen.

Der große Nutzen dieses neuen Wassertunnels hat sich übrigens bereits praktisch bewährt und zwar bei Gelegenheit der letzten Wolkenbrüche, die in der Stadt

ſo gut wie gar keine Verheerungen angerichtet haben, wohingegen dieſelben früher die tiefliegenden Quartiere des Quais oft ganz unter Waſſer und dadurch in Noth und Schrecken ſetzten.

Der Canal iſt ſeiner ganzen Länge nach an einer Seite mit einer Galerie verſehen, auf welcher die Arbeiter hin und her gehen können, um die Schleuſen und Nebencanäle zu inſpiciren. Auch für kleine Nachen hat man geſorgt, um bequemer von einem Ende zum andern zu gelangen: eine eigenthümliche Waſſerfahrt, nnd eine auf der freien Seine bei Neuilly wäre uns lieber, aber wir haben ja auch nicht nöthig mitzufahren.

Prinz Oscar von Schweden.

Der Prinz reiste incognito, weshalb er auch nicht in den Tuilerien, ſondern im ſchwediſchen Geſandtſchafts-hôtel abſtieg; auch blieb er nur wenige Tage. Ihm zu Ehren wurde aber doch ein Familiendiener in St. Cloud gegeben, zu welchem man ſämmtliche nahe und ferne Verwandte des Kaiſers eingeladen hatte. Auch den Prinzen Oscar ließ man bei dieſer Gelegenheit auf Freiers-füßen gehen, wie früher den König von Holland, den Letztern natürlich nicht für ſich ſelbſt, ſondern für den Prinzen von Oranien.

Die Prinzeſſin Anna Murat*) war die Coeur-

---

*) Die ſpätere Herzogin v. Mouchy (ſ. S. 64).

Dame jener königlichen Prätenſionen; ſie war zugleich die einzige heirathsfähige Prinzeſſin des kaiſerlichen Hauſes, und auch nur in der Seitenlinie, weshalb ſie den bloßen Titel „Hoheit“ führt. Bekanntlich reducirt ſich die eigentliche kaiſerliche Familie auf ſechs Perſonen (den Kaiſer und die Kaiſerin mit ihrem Sohne, den Prinzen Napoleon mit ſeiner Frau und die Princeß Mathilde), was den Kaiſer ſelbſt am peinlichſten berührt, vorzüglich wenn er an Napoleon I. denkt, der ſtets (wenigſtens in den letzten Jahren ſeiner Macht) bei feierlichen Audienzen und großen Aufzügen von vier Königen und Königinnen und einer Menge Prinzen und Prinzeſſinnen umgeben war. Der Tod hat ſchrecklich aufgeräumt in der Familie Bonaparte, die noch im Jahre 1811 einundſechzig Glieder in directer Abſtammung erſten und zweiten Grades zählte.

Prinz Oscar wollte indeß, bevor er nach Schweden zurückkehrte, in die Pyrenäen reiſen und zwar nach Pau, um dort das Haus zu ſehen, wo ſein Großvater als Jean Bernadotte geboren wurde.

Jenes Haus liegt in der Straße gleichen Namens, und auch ich habe es einſt beſucht und in dem Garten geſtanden, wo der Ahnherr der jetzigen ſchwediſchen Königsfamilie als Kind geſpielt. Eine ſchlichte Marmortafel über der Thür erinnert an dieſes ſeltſame Spiel des Schickſals; doppelt ſeltſam, da eben Bernadotte, obwohl der am wenigſten ebenbürtige, doch der einzige von allen Napoleoniſchen Königen war, die den Fall ihres Herrn

und Meiſters nicht allein überdauerten, ſondern ihre Dynaſtie ſicher und feſt begründeten.

Noch intereſſanter aber war mir bei meinem Aufenthalte in Pau der Beſuch, den ich dem damals noch lebenden jüngern Bruder des Königs von Schweden machte, dem alten Charles Bernadotte. Dieſer Charles war nämlich der Einzige aus der Familie geweſen, der die plötzliche Erhebung des Marſchalls Bernadotte auf den ſchwediſchen Königsthron für kein großes Glück anſah und ſich deshalb auch weigerte, ſein Vaterland zu verlaſſen und nach Stockholm an den Hof ſeines Bruders zu gehen. Er kaufte zwiſchen Pau und Oleron, am Fuße der Pyrenäen, alſo in einer wahrhaft paradieſiſchen Lage, ein Beſitzthum, das er nach und nach zu einem bedeutenden Landgute vergrößerte und führte dort, von zahlreichen Kindern und Enkeln umgeben, ein glückliches, patriarchaliſches Leben, ſorgenlos und gaſtfrei und ein Vater der Armen.

In dem weiten, treibhausähnlichen Gartenſaale, wo er die zahlreichen Fremden ſo herzlich und zuvorkommend empfing, als wären ſie ſämmtlich langjährige Freunde und Bekannte, ſah man im Hintergrunde das lebensgroße Standbild des Königs im Krönungskoſtüm und reichem Goldrahmen, überprächtig in der einfachen, ländlichen Umgebung. „C'est mon frère, le roi," ſagte der alte Mann ſtets zu den Beſuchenden, indem er ſie zu dem Bilde führte; er ſprach dieſe Worte mit einem gewiſſen Selbſtgefühle: das war die einzige Eitelkeit des ſchlichten Bürgers, die man wohl nicht nöthig hatte, ihm

zu verzeihen. Bei meinem Beſuche traf ich dort zufällig den alten Marſchall Hariſpe, einen Haudegen aus der erſten Kaiſerzeit, der als geborener Baske und noch dazu ein Bauernſohn, ſich ſpäter in ſeine romantiſche Heimath zurückgezogen hatte. Er wohnte auf ſeinem Landgute St. Jean, nicht weit von Pau und war einer der beſten Freunde der Familie Bernadotte. Der Marſchall trug beſtändig ſeine alte Uniform: hohe Stiefeln, gelbe Lederhoſen, den grünen, rothbeſetzten Frack mit einem weißen, über die Bruſt geknöpften Plaſtron und den großen ſilbernen Stern der Ehrenlegion; er litt ſtark an Gicht, die er ſich in der Bereſina geholt, war aber dabei ſehr luſtig und jovial, nur fluchte er gewaltig bei jeder Gelegenheit. „Il se croit toujours en Russie," ſagte der alte Bernadotte, um ihn zu entſchuldigen.

Beide Männer ſind jetzt ſeit mehrern Jahren geſtorben; aber beide haben noch die Proclamation des neuen Kaiſerreiches erlebt.

Pour les pauvres, s'il vous plaît.

Der Pariſer iſt mildthätig von Natur; nur muß er durch irgend ein großes Unglück daran gemahnt werden. So wie aber ein Aufruf zur Hülfe erſcheint und für die davon Betroffenen gepredigt und geſammelt wird, drängt ſich Alles in die Kirchen, denn auch der letzte Ouvrier will ſeinen Sou dazu geben.

Man ſah dies recht bei den Sammlungen für die

arbeit- und brotloſen Baumwollenſpinner im Norden; da offenbarte ſich das große Paris, das vielverrufene und vielgeſchmähte, von ſeiner edlern, beſſern Seite, und die leichtfertigen, loſen Gemüther zeigten auf einmal Mitgefühl und Herz; die Frauen auch hier in erſter Reihe, von der Herzogin, die in ihrem Salon jedem Beſuchenden eine elegante Sparbüchſe entgegenhielt und nur Gold annahm, bis herab zu meiner alten Zeitungsfrau an der Paſſage de l'Opéra, die vier Sous für die „Patrie“ verlangte, damit ihr Beitrag um ſo größer werde. Auch Beſuche erhielten wir mehrfach; ſo namentlich von barmherzigen Schweſtern, die von Haus zu Haus zogen und ſammelten — o, wie gibt man ihnen ſo gern! Auch ein Paar Trommelſchläger von der Nationalgarde klopften bei uns an; ſie wackelten freilich ein wenig, denn ein nüchterner Pariſer Tambour gehört, wie der Phönix, in das Reich der Fabel . . . . wie geſagt, ſie wackelten ein wenig, aber da ihrer zwei waren, ſo konnten ſie ſich gegenſeitig ſtützen. Sie ſammelten in ihrem Stadtviertel von Haus zu Haus, und hätten ſich gewiß ein ſchweres Gewiſſen daraus gemacht, auch nur einen Sou von den erhaltenen Geldern zu vertrinken.

In den Kirchen ſaßen an den Ausgängen die vornehmen Damen in Sammt und Seide, geputzt wie zu einer großen Geſellſchaft, das iſt einmal Pariſer Sitte: „pour les pauvres ouvriers, s'il vous plaît!“ und man wagte nicht fortzugehen, ohne etwas zu geben. In Saint-Germain-l'Auxerrois ging ſogar die Prinzeſſin Mathilde in höchſteigener Perſon durch die Reihen der

Gläubigen, von zwei prächtigen Schweizern begleitet, mit Hellebarden, Federhut und über und über mit Silber betreßt . . . . die Schweizer in den großen Pariſer Kirchen ſehen ſtets aus wie die Kartenkönige. Schade, daß man nicht das viele Silber, das ſie auf ihren Staatsröcken tragen, zu Gelde münzen kann! — Auch der kleine Charles, der Sohn meines Hauswirths, hatte aus ſeiner Sparbüchſe die Hälfte ſeines Vermögens hergegeben: drei ſpiegelblanke Frankenſtücke. Es kam ihm etwas hart an, dem guten Bürſchchen, aber er gab ſie doch — und hoch über uns ſchaut das ewige Vaterauge Gottes auf die Kleinen wie auf die Großen, auf den Sou wie auf den Louisd'or, und der Allgütige verzeiht ihnen dafür vielleicht manche frühere Schuld. Ja, wer weiß, Er hat ihren Brüdern wohl nur deshalb jenes harte Leiden geſandt, damit ſie ſelbſt, dieſe gottloſen Weltkinder, aus ihrer bequemen Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden, um Gutes zu thun und zu helfen und ſich dadurch als wahre Chriſten zu fühlen und zu zeigen.

Sylveſter.

„Das neue Jahr!“ Alſo ſchon wieder einmal, wie hier an der letzten Nummer, ſo am letzten Tage des Jahres angekommen.

Wenn ſie am erſten Januar vor uns liegen, die 365 Tage, ſo dehnen ſie ſich ſo lang aus, faſt unermeßlich, und wenn wir ſie am letzten December hinter uns

haben, ſo erſcheinen ſie uns ſo klein, faſt wie ein Nichts. Wenn man ſich gar die letzten zehn Jahre zurückruft, die man wie eine kleine Ewigkeit antrat, und die doch ſo ſchnell dahingeſchwunden, ja verflogen ſind, als ginge der Dampf im Vergleich damit nur langſam: dann merkt man doch, daß man älter geworden iſt — wo nicht alt. Und wenn man vollends an diejenigen denkt, denen das verfloſſene Jahr das letzte geweſen, ſo . . . . Doch nein! Keine trüben, dunkeln Gedanken und Bilder am heutigen Sanct Sylveſter; ſie kommen uns ohnehin („das Leben," ſagt Jean Paul, „iſt ſelbſt für den Glücklichſten nur ein Lächeln durch Thränen"): aber behalten wir ſie allein im ſtillen Herzen und mit Gott. Der Mißklang wäre auch diesmal wirklich gar zu ſtörend; denn auf der Treppe lärmen und jubeln die Kinder meines Hauswirths, — ſo wie man Kinder ſieht, iſt ja ohnehin alle Traurigkeit verſcheucht — ſie klopfen ausgelaſſen an alle Thüren, und mehr als ein Lockenköpfchen hat ſich ſchon in mein Zimmer gedrängt, mir Glück gewünſcht und mir feierlich verſchmitzt eine Orange auf den Schreibtiſch gelegt. Unwiderſtehliche kleine Bettler, die mit der Wurſt nach dem Schinken werfen! Denn man muß ihnen die Orange mit Bonbons und Spielſachen zurückbezahlen. Ihre Schuhe und Pantoffeln hatten ſie mir ſchon, nach franzöſiſcher Sitte, am Weihnachtsabend gebracht und mit ernſthafter Miene vor's Kamin geſtellt, und l'enfant Jésus war auch richtig gekommen und hatte ihnen allerlei bunten und ſüßen Kram hineingelegt. Nun mußte das kleine, loſe Volk mir doch

gratuliren und zugleich nachſehen, ob nicht etwa das Chriſtkind das eine oder andere Päckchen oder Säckchen in der Eile vergeſſen hatte. Gott mit euch, ihr reinen, unſchuldigen Seelen, und die heilige Jungfrau behüte euch, euch und die geſammte Kinderwelt weit und breit! O, wer wieder euch gleich werden könnte, um glücklich zu ſein! —

Les Odeurs de Paris

von Louis Veuillot. (1867).

„Jetzt rede frei, wie's einem Manne ziemt."

Ich kann auch ernsthaft sein, wenn's darauf ankommt; das wissen die meisten meiner Leser recht gut; was sie aber vielleicht nicht recht wissen, ist, daß ich es gern weit häufiger sein möchte, als ich mir gewöhnlich den Anschein gebe. Aber wie schon nach Salomo alles in der Welt seine Zeit hat, so vornehmlich der Ernst und der Scherz, und der letztere hat jedenfalls an hiesiger Stelle ein Prioritätsrecht; denn in einer leichten Lektüre, wie doch einmal diese Bände sind, will der Leser in erster Reihe unterhalten werden. Freilich — diese Notiz für die gestrengen Herren Kritiker — sollte ein geschickter Autor beides vereinigen, utile cum dulci; aber zu dem eben genannten Beiwort muß ich für meine Person ein bescheidenes Fragezeichen machen und zugleich an den alten Göthe erinnern, der sogar für die dramatische Sphäre, die doch gewiß hoch über dem Feuilleton steht, die praktische Regel schrieb:

„Beſonders laßt genug geſchehen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann;
Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Und dies „zufrieden nach Hauſe Gehen" des lieben Publicums iſt ſchließlich ja doch unſer Aller Endzweck und Wunſch. Aber von Zeit zu Zeit mag auch jenes andere Motto an ſeinem Platze ſein, das ich meinem heutigen Berichte vorangeſetzt habe; nur müſſen wir, wie dies Mal, durch ein beſonderes Ereigniß daran erinnert werden. Wir lebten hier nämlich in den letzten Monaten des Jahres 66 ruhig und unbeſorgt von einem Tage zum andern; ruhig, denn wir kennen unſere Pflicht als gute Staatsbürger, und unbeſorgt, weil man es eben hier zu Lande nicht gern ſieht, wenn Einer ſich allzuviel Sorgen macht. Der Hof war noch in Compiègne, und wir laſen mit ſchuldigem Reſpect die kleinen Hofbulletins und auf den Serienliſten die Namen der glücklichen Gäſte. Dann ſahen wir die Butter-, Käſe- und Geflügel-Ausſtellung, ſo unſchuldig und unverfänglich, daß nur zwei Stadtſergenten am Haupteingange ſtanden und gar keine in den Sälen ſelbſt zu ſehen waren, was bei einer ſolchen Gelegenheit ſeit Menſchengedenken in Paris nicht vorgekommen iſt.

Wenn etwa irgendwelche Bewegung in den Gemüthern herrſchte, ſo bezog ſich dieſelbe auf die bevorſtehende Weihnachts- und Neujahrszeit und die damit verbundenen „étrennes." Wir waren aber unſerſeits entſchloſſen, dies Mal kein Wort darüber zu ſagen, weil

wir ſchon zu oft davon geſprochen haben. . . . Und nun fällt es plötzlich über Nacht in dieſe friedliche, ruhige Zeit, wo Keiner an etwas Schlimmes denkt, wie eine Bombe unter die guten Leute, — wie eine Bombe vom ſchwerſten Kaliber ſogar, die mit lautem Getöſe zerplatzt und weithin Feuer, Flammen und Funken ſchleudert, daß Alles angſtvoll nach allen Seiten aus einander ſtiebt: — — das neue Buch Veuillot's: „Les Odeurs de Paris."

Seit der famoſen Broſchüre La Guéronnière's vom Jahre 1860: „Le Pape et le Congrès," die damals die Loſung zu der anderthalbjährigen Pariſer Broſchüren-Sündfluth gab, iſt wohl keine Schrift erſchienen, die ſolches Aufſehen gemacht hätte, und ſo allgemein in allen Kreiſen der Weltſtadt, wenn auch auf das verſchiedenartigſte, wäre beſprochen worden, als dieſe „Gerüche," die der ſchlimme, böſe Mann in der Rue du Bac als Potpourri zuſammengetragen hat. Dies letzte Bild iſt buchſtäblich zu nehmen, inſofern nämlich „pourri" verfault heißt; denn ſelbſt kräftige Leſer thun wohl daran, bei dieſer Lectüre irgend ein ſtärkendes Riechwaſſer bei der Hand zu haben. Den Leſerinnen wage ich gar nichts zu rathen, denn für ſie iſt das Buch entſchieden nicht geſchrieben. Vielleicht ſchon ein Mangel und eine Schattenſeite; und wahrlich nicht die einzige. Schrieb ich ſelbſt doch dieſer Tage an den Verfaſſer, denn ich darf mir als alter Freund ſchon etwas herausnehmen: „Ich habe ſo eben die Lectüre Ihres neuen Buches vollendet. Leider iſt wohl alles wahr, was Sie darin

ſagen; aber wie iſt alles traurig, wie entmuthigend, wie troſtlos! Es iſt ganz das Paris an einem jener abſcheulichen Schmutz- und Regentage, die an die alte, verrufene Lutetia erinnern. Nicht ein kleines Stückchen Himmelblau, kein einziger Sonnenſtrahl, nicht einmal ein winziges Blümchen auf all' den 450 Seiten! Paris hat doch auch hier und da*) etwas von dieſen letztgenannten Dingen, nicht wahr?"

Trotzdem iſt ein neues Buch von Veuillot immer eine bedeutende Erſcheinung, die nicht allein eine Beſprechung verdient, ſondern eine ſolche gewiſſermaßen herausfordert. Nehmen wir es alſo zur Hand und verſuchen wir, im flüchtigen Ueberblick, dem Leſer ein Bild des Ganzen zu geben, hin und wieder auf Einzelnes eingehend, aber ſtets, ſchon um nicht zu lang zu werden, den allgemeinen Standpunkt feſthaltend. Das Werk iſt ohnehin ſo ſpecifiſch franzöſiſch, Pariſiſch wäre noch beſſer geſagt, daß es ſehr wahrſcheinlich nicht in's Deutſche überſetzt werden wird, — es müßte denn eine geſchickte Feder, wär's auch nur des Stils wegen, einen Auszug daraus machen wollen und die 450 Seiten auf etwa 150 reduciren.

---

*) Ich konnte in meinem franzöſiſchen Briefe dies „hier und da" durch „ça et là" ausdrücken und damit auf die beiden gleichnamigen Bände Veuillot's anſpielen, die wohl zu dem Beſten gehören, was er je geſchrieben hat, und in denen er bei dem ſtrengſten und unerbittlichſten Tadel über alle Fehler, Irrthümer und Schlechtigkeiten ſeiner Zeit ſtets ein verſöhnendes Wort der Milde, der Hoffnung und des Troſtes findet.

Digitized by Google

„Mein früheres Buch „le Parfum de Rome,“ ſagt der Verfaſſer in der Vorrede „Rome — Paris,“ „hat mir die Idee zu dem jetzigen, „les odeurs de Paris,“ gegeben. Rom und Paris ſind die beiden Häupter der Welt, Rom das geiſtige, Paris das materielle Haupt. Paris, die Materie, meint, es brauche Rom, den Geiſt, nicht mehr; ja, es betrachtet Rom als bereits vernichtet und will ſich an ſeinen Platz ſetzen. Nicht Alle denken ſo, aber Diejenigen, die ſo denken, ſind in ſo überwiegender Mehrzahl, daß die Gegner verſchwinden, überſtimmt und faſt lächerlich werden. Viele verſichern uns auch, daß es nicht Paris, ſondern Florenz iſt, das darauf ausgeht, jenes geiſtige Haupt abzuſchlagen. Aber Florenz iſt hier kaum der Arm, der den Todesſtreich führt. Hat man je den Henker für die Hinrichtung eines Verurtheilen verantwortlich gemacht? . . .

Ich ging eines Tages in Rom vom Monte Pincio, der im duftigſten Lenzkleide prangte, hinüber zum Vatican, von deſſen Altären die Weihrauchwolken emporſtiegen, und dachte an einen Artikel, den ich am Morgen in der „Revue des deux mondes“ geleſen hatte, und in welchem es hieß: „In Rom riecht es nach Tod und Verweſung;“ — ich ſtand gerade an der Brücke, die nach der Engelsburg führt, vor mir die Bildſäulen der beiden Apoſtel Petrus und Paulus, Jener gekreuzigt, Dieſer enthauptet, und die dennoch nicht todt ſind, ſondern ewig leben. Und weiter dachte ich an das heimathliche Frankreich, wo ich ſelbſt mit ſo manchem Geſinnungsgenoſſen eine Luft athmen muß, die nach nichts weniger

als nach frischem, freiem Leben riecht, und wo uns gar mancherlei Gedanken durch den Kopf gehen, mit denen wir uns wohl hüten werden, in den ersten besten Omnibus zu steigen. Das weiß sogar die Revue des deux mondes ebenso recht gut, wenn sie anders ehrlich genug sein will, es zu gestehen.

So kam ich dazu, die „Pariser Gerüche" zu schreiben. Aber die Aufgabe war eine harte und der Weg ein mühevoller und unerfreulicher. In Rom, unter dem sonnigen Himmel Italiens, besuchten wir die herrlichen Kirchen, die von Gold und Marmor strahlen, und die mit ihren Kunstwerken erhebend und mit ihren Reliquien erschütternd an unser Herz reden; wir traten an heilige Gräber, und unsere Bewunderung wurde zum Gebet; und dann schauten wir hinüber zu den majestätischen Ruinen, auf denen die Geschichte, die große Lehrerin, steht und uns die gewaltige Vergangenheit in einem untrüglichen Spiegel zeigt. Das waren schöne Wege und unvergeßliche Stunden! Kunst und Wissenschaft gaben uns das Geleite, Frömmigkeit und Buße grüßten uns still, und der Glaube entfaltete seine engelreinen Schwingen und wandte den verklärten Sehnsuchtsblick hinauf zu den reinen Höhen! . . . . Und nun (o der Wandlung!) durch die Straßen von Paris und über die Boulevards, mit ihrem entsetzlichen Schmutz, mit ihrem wilden Gewühl, mit der rohen Alltäglichkeit ihrer geschäftigen Massen. Oder gar Abends in die erstickende Gasluft und in den Tabaksrauch der Kaffeehäuser, Concerte und Theater, und Nachts in die dunkeln Schlupfwinkel der

Verbrechen und Sünden! Das habe ich geſehen und gehört, und wenn auch nicht alles mit eigenen Augen und Ohren, ſo doch den Hiſtrionen nachgeſchrieben, die getreu alle Bewegungen der Pariſer Menge erzählen, — und dann, dann wehte es mich an wie Tod und Verweſung. Ich will auch den bittern und harten Ton in meinem Buche nicht entſchuldigen; ich konnte nicht anders. Es iſt kein Haß in meiner Bruſt, wohl aber das Gefühl einer unendlichen Verachtung. Ich will dieſe Verachtung oft bemeiſtern, um zu verzeihen, und vermag es nicht. Zu nahe gewahre ich die Verworfenheit und die Dummheit der Menſchen, dieſe wohl noch größer als jene, und die allgemeine Verſchwörung beider gegen den Heiland, gegen Religion und Kirche; und in ſolchen niederſchlagenden, dunkeln Stunden, wo mich ſogar das Letzte, die Hoffnung, verläßt, ſchreibe ich dann jene bittern und harten Worte, um an die Zuchtruthe zu mahnen, die früher oder ſpäter auf die ſchuldigen Häupter herabfallen wird. Und in ſolchen Momenten iſt es mir, als ſei ich, wie jener Mann, den eine unwiderſtehliche Gewalt hinaustrieb auf die Wälle Jeruſalems, das ſich, obwohl ſchon gefährdet und bedroht, noch hochmüthig und gottvergeſſen brüſtete: . . . ‚Wehe, dreifaches Wehe über dich, du unglückliche Stadt, und Wehe mir ſelbſt, der ich dies ſchauen muß und verkündigen!‘ . . . . und am dritten Tage ſank er hin, von einem feindlichen Geſchoſſe durchbohrt.“ —

Ich habe abſichtlich bei der Vorrede etwas länger verweilt, weil ſie gewiſſermaßen das Buch ſelbſt commen-

tirt und deſſen Inhalt entſchuldigt; ſie klingt wie bei einem Schiffbruch der Nothſchrei durch die trübe Luft, faſt ungehört, oder doch von den brandenden Wogen ſchnell wieder übertönt, — und der nahe und ferne Nebel verdeckt unerbittlich den rettenden Hafen mit den Leuchtfeuern auf ſeinen ſichern Thürmen. Ich kann mich nun bei Beſprechung des Buchs ſelbſt kürzer faſſen.

Zuerſt wird die Tagespreſſe beleuchtet und zwar die ſogenannte „grande presse," d. h. die großen politiſchen Journale von Paris. Ein gefährliches Terrain, auf welchem der Verfaſſer, das ſieht man trotz allen Wendungen einer geſchickten Stiliſtik, wie auf Eiern, oder, wenn das Bild zutreffender iſt, wie zwiſchen Raſirmeſſern umher geht. Natürlich kommt zunächſt die officiöſe Preſſe an die Reihe; und da er dieſer nicht gerade heraus ſeine Meinung ſagen kann, ſo muß die perſönliche Polemik als Schale den fehlenden Kern erſetzen. Das iſt wieder eine, allerdings durch die Nothwendigkeit aufgedrungene Schattenſeite des Werkes, wenigſtens in dieſen erſten Capiteln, was ſeinen litterariſchen Werth weſentlich beeinträchtigt. Der arme „Conſtitutionnel" und ſeine Redactionstrias, Dréolle, Grandguillot und Limayrac („alle drei Ritter der Ehrenlegion und ſonſtiger Orden"), bekommen es mit vollen Händen aus dem reichen Füllhorn des Spottes und der Ironie, das dem Verfaſſer zu Gebote ſteht. Das genannte Blatt muß namentlich für die Deviſe büßen, die es ſeit einiger Zeit bei jeder Gelegenheit auf ſeine Tricolore ſchreibt, um ſich bei den großen Maſſen als gut katholiſch zu empfehlen: „catho-

lique sincère, mais indépendant," d. h. unabhängig von Rom. „Wenn ihr euch aufrichtige Katholiken nennt — merke dir das, bebänderte Drei! — so bekennt ihr damit, daß Christus, alleiniger und wahrer Gott, durch den Mund Petri, also des Papstes spricht. Wenn ihr aber zu gleicher Zeit als „unabhängig" das Wort des Papstes verwerft, so ist das .... gerade das, was ihr selbst seid; ihr wißt schon, was ich meine." Derartige Keulenschläge, die höher und weiter zielen, als bloß auf den „Constitutionnel" (auf den Sack schlägt man, den Esel meint man) finden sich fast auf jeder Seite. Veuillot ist ein scharfer Logiker, und wer das Unglück hat, mit einer falschen Prämisse in das Netz seiner Deductionen zu kommen, ist verloren, wie eine kleine Fliege vor einer gewaltigen Spinne.

Auch die Tageschronik der großen Presse wird beleuchtet; sie erscheint dabei freilich in einem kläglichen Lichte. Hätte der Verfasser, um sein hartes, wegwerfendes Urtheil zu begründen, nicht seitenlange, textgetreue Auszüge gegeben, so würde man derartige Schreibereien, noch dazu in den bedeutendsten Pariser Journalen, geradezu für unmöglich halten. So die elendesten und schmutzigsten Ehebruchs- und Entführungsgeschichten, die auf dem Opernballe beginnen und in dem cabinet particulier irgend eines Boulevardkaffeehauses schließen, die Détails dergestalt cynisch und platt, daß man es, wie gesagt, gedruckt lesen muß, um es zu glauben. „Ich habe mir die Mühe genommen," sagt der Verfasser, „all' den Schmutz Monate lang zu durchstöbern, wie ein Lumpen-

ſammler, der aus den Kehrichthaufen die ekelhafteſten Dinge zieht. Und dergleichen Unrath finden wir in Zeitungen, die von der kaiſerlichen Regierung autoriſirt ſind und oft ſogar ihre Politik vertreten, die in anſtändigen Bürgerfamilien, wohl gar von unſeren Gattinnen und Kindern geleſen werden!“ —

Jetzt aber zur Erholung ein mehr heiteres Bild: die Kakographen des „Siècle,“ Gevatter Havin an der Spitze. Havin erſcheint auch oft als „Habet vinum“ (d. i. „aus ihm ſpricht der Wein“), eine Anſpielung auf die Weinhäuſer und Kneipen, in denen vorzugsweiſe das „Siècle“ geleſen wird. „O Kakographen (ich bitte, zu bemerken, daß ich Veuillot wörtlich citire), ihr wißt, daß man mir die Hände gebunden und mein Tintenfaß und meine Federn unter hoch-obrigkeitliche Aufſicht geſtellt hat;*) die ſchöne Zeit iſt längſt dahin, wo ich euere Verdauungsſtunde und Nachtruhe ſtörte; jetzt könnt ihr verdauen und ausruhen, ſo viel ihr wollt, und obendrein auf mich ſchelten und ſchimpfen: ich darf nicht mehr antworten. Nicht wahr, Gevatter Havin, die Rache iſt ſüß? Aber deshalb leſe ich auch euer Blatt gar nicht mehr, um mich nicht nutzlos zu ärgern. Doch wie der Zufall ſpielt! Bringt mir mein Schuſter kürzlich ein paar neu verſohlte Stiefel und zwar in eine von euern Nummern eingewickelt. Sollte die Nummer, frag' ich mich, noch etwas Anderes enthalten, als meine zwei ehrlichen

*) Als Veuillot dies Buch ſchrieb, beſtand noch immer das Verbot ſeiner Zeitung „l'Univers,“ die erſt nach der Proklamation des neuen Preßgeſetzes wieder erſcheinen durfte.

Pflastertreter? Und ich widerstand der Versuchung nicht und schaute hinein. O Kakographen, ihr seid ganz dieselben geblieben, und die letzten sechs Jahre haben euch weder gebessert, noch verändert! Dasselbe Glorifications-Geschwätz Voltaire's und dieselben abgedroschenen Witze über Nonotte und Patouillet*), dieselben elenden und verächtlichen Angriffe auf die Kirche und Religion. Selbst meine Stiefel, in denen ich doch morgen durch den Pariser Koth waten muß, scheinen mir zu gut, um in euere Prosa eingewickelt zu werden. Ich sage nichts mehr; aber wer wissen will, wie mir bei dem bloßen Gedanken an das „Siècle" zu Muthe ist, der stelle sich einen Gefangenen vor, der hinter den Gittern seines Gefängnisses seine Mutter von Lakaien und Gassenbuben insultirt sehen muß und gefesselt dasteht und nicht hinaus kann, um das Gesindel zu Paaren zu treiben!"

Schließlich noch, bei Gelegenheit der „großen Presse," ein Wort über den „Abend-Moniteur," „das Regierungs-Journal zu einem Sou." „Es ist das einzige Blatt, das berechtigt ist, uns für einen Sou Politik zu verkaufen. Die Politik der übrigen muß man mit drei Sous bezahlen. Der „Abend-Moniteur" bewilligt außerdem noch bedeutenden Rabatt für die Gemeinden, für die Landschullehrer und Dorfpfarrer und scheut auch sonst

*) Zwei Jesuitenpatres, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts den großen Philosophen von Ferney angriffen und seine antichristlichen Tendenzen in das wahre Licht stellten, was damals jedenfalls eine weit gefährlichere Aufgabe war, als es jetzt ist, jene beiden Priester lächerlich zu machen.

keine Koſten, ſich ſo viel wie irgend möglich unter die Leute zu bringen und namentlich dem „Siècle“ den Rang abzulaufen. Sehen wir nun ein Mal mit flüchtigem Blick, in wie weit das officielle Blatt zur Hebung der Moralität der untern Klaſſen, für die es vorzugsweiſe beſtimmt iſt, beiträgt. Monſieur About glänzt darin als Feuilleton-Stern erſter Größe. Hören wir eine Probe dieſes officiellen Feuilletons: „Gontran liebt die Marquiſe, und die Marquiſe liebt Gontran. Er iſt ein Bonvivant, der nur flüchtige Paſſionen kennt und dem es gar nicht darum zu thun iſt, ſeine neue Eroberung lange auf dem Halſe zu haben; ſie aber hat noch einen Reſt von Gewiſſen und will ihren Gatten nicht geradezu verrathen. Da redet ihr Gontran, der ſich ſonſt als Freigeiſt um dergleichen Dinge nicht ſonderlich kümmert, von der Sündenvergebung, und wie die ſchuldige Seele ſich durch die Beichte ſofort wieder reinigen könne, um in ihrer frühern Unſchuld dazuſtehen. Mit Freuden ergreift die Marquiſe dies Mittel, das ihr geſtattet, nach der Schuld wieder engelrein zu werden, freilich auf die Gefahr hin, am nächſten Tage wieder zu ſündigen.*) — Herr Pfarrer, was halten Sie von dieſer Feuilletonprobe des „Abend-Moniteurs,“ und ſind Sie mit dem Rabatt zufrieden, den man Ihnen bewilligt, um das Regierungsblatt recht weit zu verbreiten?“

*) Man könnte uns den Vorwurf einer allzu freien Ueberſetzung machen; aber im franzöſiſchen Text ſteht wörtlich zu leſen: „Elle saisit avidement l'occasion de remonter au niveau des anges, sauf à retomber le lendemain.“

Jetzt einen Blick auf die ſogenannte „kleine Preſſe.“

Sie verdient eigentlich dieſen Namen nicht; denn ſie iſt längſt, und namentlich in den letzten drei, vier Jahren, eine große geworden und hinſichtlich ihres directen Einfluſſes auf die Maſſen wohl bedeutender, als die ſogenannte „große.“ Man nennt ſie daher richtiger die literariſche im Gegenſatz zu der politiſchen, weil eben die Politik ihre verbotene Frucht iſt. Wie der Drache vor dem Garten der Hesperiden, ſo wacht das Cenſur- und Preß-Bureau im Miniſterium des Innern auf das ſtrengſte über jedes Hineingreifen der kleinen Preſſe in das Gebiet der großen und köpft unbarmherzig ganze Redactionen, die ſich von den goldenen Aepfeln verleiten laſſen, heimlich über die Mauer zu ſteigen, um zu naſchen und zu ſtehlen. Unter köpfen (damit die lebhafte Phantaſie des einen oder anderen Leſers nicht etwa an Henker und Guillotine denke!) iſt einfach die Conceſſionsentziehung zu verſtehen, freilich ohne vorangegangene Verwarnung, alſo ſehr unhöflich und ganz gegen franzöſiſche Manier. Aber „Ordnung muß ſein“ heißt es auch hier, wie überall in Paris. Die Redacteure brauchen ſich indeß nur vorzuſehen, dem oben erwähnten Drachen nicht in's Gehege zu kommen, und man läßt ſie alsdann ebenfalls in Ruhe. Oft freilich iſt die Grenze ſo ſchwer zu beſtimmen und die Auslegung auf der anderen Seite ſo willkürlich, daß man ſich verſucht fühlt, wie jener Geſchworene nach dem Réſumé des Präſidenten, auszurufen: „Klar iſt mir die Sache ſchon, und verſtanden hab' ich die Rede auch; aber ich weiß

nur Eines nicht recht: ist nämlich der Angeklagte schuldig oder unschuldig?"

Die Politik indeß einmal beseitigt und unberührt gelassen, darf die kleine Presse sich so frei wie möglich benehmen; zu frei sogar, indem sie so ziemlich alles sagt, was nur irgendwie gesagt werden kann, ohne sich im allergeringsten von Oben in ihrer Freiheit beeinträchtigt zu sehen. Und das ist es eben, was Louis Veuillot, und mit Recht, tadelt; aber er predigt auch hier, wie Johannes in der Wüste. Das Publicum will einmal diese gewürzten und gepfefferten Gerichte, und ein Wirth, der auf seinen Vortheil sieht, setzt seinen Gästen natürlich stets das vor, was sie am liebsten essen. Und zu den Lieblingsgerichten die starken Getränke nicht zu vergessen, damit man sich auch hübsch einen Rausch antrinke und die fade Alltäglichkeit des Lebens vergesse. Trotzdem geht Veuillot, wenngleich in edler Absicht, zu weit, indem er alles in einen Haufen wirft und über einen Kamm scheert. Die kleine Pariser Tagespresse mag unendlich viel Mittelmäßiges und nicht wenig Schlechtes bringen; das ist aber auch gewiß, daß sie auf der andern Seite mancherlei Gutes enthält, belehrend wirkt und, wenn auch nur als leichte Lectüre, erheitert und unterhält. Es ist mit ihr wie mit so vielem Andern in der Welt, z. B., um einen nahe liegenden Vergleich zu machen, mit Musik und Theater. Zwischen dem gemeinen, unsittlichen Bänkelsängerlied und einer Beethoven'schen Symphonie liegt ein weiter und breiter Raum, und zwischen der rohen Jahrmarktsposse und irgend einem

klaſſiſchen Drama desgleichen; dort iſt es die dunkle Tiefe, hier die lichte Höhe des Geſchmacks und des Gefühls, die den Menſchen anziehen und ſeine Neigung beſtimmen. Es ſind nur die beiden entgegengeſetzten Pole, die beiden Endpunkte, dort des Schlechten, hier des Guten. Veuillot geht nun entſchieden zu weit, wenn er uns nur die Schattenſeite vorführt und die Lichtſeite (ich ſage abſichtlich nicht Sonnenſeite) ganz unberückſichtigt läßt. Nicht als ob wir den moraliſchen Standpunkt ſeines Urtheils verkennen und verkleinern, oder gar für uns ſelbſt einen andern beanſpruchen wollten — gewiß nicht! Aber es iſt doch auch auf dieſem Gebiete nicht alles Nacht um uns her, und wenn auch gerade kein blitzendes, blendendes Himmelsgewölbe über uns, ſo doch manches freundliche Sternbild und dann und wann die heitere Mondſichel, obwohl hinter Wolken. Die Wahl, in ſeiner Weiſe, wird freilich dem böſen und geſtrengen Autor, der wie ein Staatsanwalt zu Gericht ſitzt, nicht ſchwer. Die Bruchſtücke, die er uns im Citat vorführt, ſind wirklich überaus kümmerlicher Art und geben einen kläglichen Begriff von der Pariſer Tagespreſſe auch in rein literariſcher Hinſicht. Aber die Wahl ſelbſt iſt einſeitig und nach vorhergefaßten Anſichten und Meinungen gemacht, mithin nicht unparteiiſch und nicht gerecht. Nur ein Beiſpiel unter vielen, das mir namentlich deswegen amüſant erſchien, weil mittelbar meine eigene Perſon damit in Beziehung ſteht.

Aus dem im Sommer 66 viel geleſenen, jetzt aber in Folge eines Preßproceſſes eingegangenen „Evénement“

wird von einem der Mitarbeiter, Lupus (Veuillot nimmt ſtets fingirte Namen, die aber ſehr deutlich den wahren durchſcheinen laſſen), die Schilderung eines gewiſſen . . . . off'ſchen Hôtels citirt, die der Berichterſtatter entſchieden beſſer ungeſchrieben und namentlich ungedruckt gelaſſen hätte, zumal der bewußte Fürſt . . . . off mehr der halben als der ganzen Pariſer Welt angehört. Die Schilderung ſelbſt iſt noch dazu überaus banal: Marmor, Goldleiſten und Spiegel, geſchnitzte Möbel, Teppiche und Brocate, der Weinkeller, die Küchen und die Ställe, ſehr mythologiſche Decken- und Wandgemälde und endlich, mit einer Thür nach der Straße zu, eine geheime Treppe, welche direct in das Cabinet des Fürſten führt, „für diejenigen Beſuche, die ſich den indiscreten Blicken der Dienerſchaft entziehen wollen.“ Veuillot zerpflückt und zerſtückt mit unerbittlicher Hand dem armen Lupus ſeinen ganzen bunten Artikel, ſo daß ſchließlich nichts übrig bleibt als eine taube Nuß. Lupus vertheidigt ſich aber gegen dieſe Procedur, und zwar nicht ohne Geſchick, indem er ſeinem Gegner vorwirft, nicht loyal gehandelt zu haben, weil er aus ſeiner literariſchen Bagage juſt einen unbedeutenden Artikel gewählt, dem er ſelbſt nicht den geringſten Werth beilege — und ſagt bei dieſer Gelegenheit die charakteriſtiſchen Worte: „Wir Alle kennen in der kleinen Preſſe jene Procedur, die wir anwenden, wenn wir gerade nichts zu erzählen wiſſen, und wenn man bereits in der Druckerei auf unſern Beitrag wartet. Wir nehmen alsdann den erſten beſten Artikel zur Hand, machen ihn zurecht, wie er uns paßt,

thun von dem unſrigen hinzu u. ſ. w. Es iſt dies ein allgemein bekanntes Verfahren.“ — Und deshalb ſagte ich oben, daß dieſe kleine Notiz mir beſonders amüſant erſchien, weil jener Lupus eben derjenige iſt, der im Sommer 66 in der „Rheiniſchen Zeitung“ gegen mich als Chronikſchreiber der „Kölniſchen Blätter“ einen polemiſchen Feldzug unternahm und mich des Nachdrucks, der literariſchen Freibeuterei und Gott weiß, was ſonſt noch für ſchrecklicher Dinge in unziemlichſter Weiſe anklagte! Dieſer Feldzug wurde durch den bald darauf folgenden größern, den preußiſch-öſterreichiſchen nämlich, zwar verdrängt, ſo daß er jetzt nicht in den modernen Kriegsannalen Deutſchlands verzeichnet ſteht; aber der gute Veuillot lachte herzlich, als ich ihm meinen damaligen Aerger und Verdruß ſchilderte, und ſagte: „Da ſehen Sie mich mal an; ſeit zwanzig Jahren wirft man nach mir mit Steinen und mit noch andern Dingen, und ich befinde mich vortrefflich dabei.“ — „Er hat gut reden,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „ein Mann und Schriftſteller wie er; aber Unſereiner!“ Das iſt die Epiſode von Lupus, welcher ich, ſchon weil er allzu hart angegriffen wurde, jeden Stachel genommen habe. Doch weiter.*)

*) Und grade jetzt, wo ich die Correctur dieſer Bogen leſe, ſpukt es wieder in einem deutſchen Winkelblatte (ich werde ihm nicht die Ehre anthun, es hier zu nennen), worin man jene unſaubere Geſchichte von Neuem aufrührt, um dem Publikum begreiflich zu machen, meine „Bilder“ ſeien eigentlich nichts, als „der fade, geiſtloſe Abklatſch der Pariſer Feuilletons, ohne Saft und

Der Pariſer „Medicis der Künſte und Wiſſenſchaften“ (Millaud) durfte natürlich nicht leer ausgehen: manchmal nennt Veuillot ihn auch „den Entdecker des großen Timotheus.“ Aber den Timotheus ſelbſt (Timothée Trimm) läßt er doch im Grunde ungeſchoren, was ſchon ſehr viel ſagen will, da ſeiner beißenden Satire eigentlich Niemand entgeht. Ueber „Polydor-Millaud“ macht er ſich auch nur deshalb luſtig, weil dieſer die Annoncen und Reclamen ſeiner zahlreichen Blätter ſelbſt verfertigt und eine Virtuoſität darin entwickelt, die der geſchickteſte Tambour mit dem lauteſten Trommelwirbel nicht erreicht. „Seine Buchhändler- und Zeitungs-Anzeigen,“ ſagt ‚Veuillot,‘ „ſind von allen Dimenſionen und von allen Farben. Er wiederholt zehn und zwanzig Mal daſſelbe Wort und denſelben Satz, erſt groß gedruckt, dann größer und immer größer, zuletzt in rieſenhaften Buchſtaben, die den unſchuldigen Spaziergänger auf hundert Schritt Entfernung erſchrecken. Zu dem anpreiſenden Worte geſellt ſich alsdann das erläuternde Bild: Lithographieen, Photographieen und Por-

---

Kraft, ſtilſchwach, unverdaulich und undeutſch,“ und was der ſchönen Dinge mehr ſind.

Seltſam und betrübend, wohin einſeitige Parteileidenſchaft und etwa noch perſönliche Rancüne in der Kritik führen können; denn im Grunde ſind dieſe Invectiven immer nur gegen den Chronikſchreiber einer katholiſchen Zeitung gerichtet .... da liegt der Haſe im Pfeffer! Aber wir wollen ihn ruhig liegen laſſen, und Jedem guten Appetit wünſchen, der an einem ſolchen Gericht Geſchmack und Gefallen findet. Scheint mir doch ſogar ſchon dieſe kleine Anmerkung zu viel.

traits, hier in ernſter Faſſung, dort allegoriſch, oder auch als Carricatur; es fehlt eigentlich weiter nichts, als daß ſich der edle Polydor zu Pferde ſetze (den Pegaſus beſteigt er ja ohnehin von Zeit zu Zeit), um in Begleitung aller ſeiner Redacteure und Mitarbeiter, ebenfalls hoch zu Roß, in glänzender Cavalcade über die Boulevards zu ziehen, als beſte Manier, dem „hochgeneigten Publicum“ alle ſeine bedeutenden „Federn“ in Perſon und in pleno vorzuſtellen. Furchtbar werden aber die Reclamen, und Polydor erreicht alsdann den Gipfel der Kunſt, wenn es ſich um irgend eine Mord-, Raub- oder Brandgeſchichte handelt, ſo z. B. die Anzeige eines ſeiner letzten illuſtrirten Feuilletons: „Verbrechen und Züchtigung“ (crimes et châtiments). Fünfzehn Holzſchnitte „von den erſten Meiſtern mit ſchauerlicher Wahrheit gezeichnet,“ ergänzen, was der Titel etwa noch unklar läßt; unter andern: „der nächtliche Ueberfall, die Ermordung, der entſprungene Galeerenſklave, der unterirdiſche Kerker, die Henker-Toilette, das Schaffot“ u. ſ. w. Um aber die zartern Gemüther unter den Leſern nicht zurückzuſchrecken, fügt Polydor ſofort verſöhnend hinzu, daß er auch ſanftere, freundlichere Geſchichten bringe (wie ein Glas Zuckerwaſſer nach der Hinrichtung), und ſchließt dann als guter Geſchäftsmann mit der dringlichen Warnung, die Nummern nicht einzeln zu kaufen, da die kleinen Zeitungsläden faſt immer mit ihren Exemplaren zu kurz kommen, ſondern (merk' es dir, theuerer Leſer!) lieber gleich ein Abonnement, am beſten auf ein volles Jahr, zu nehmen, um ganz ſicher zu gehen.“

Der gute Polydor-Millaud mag es ſich geſagt ſein laſſen: doch wird er ſich wohl bei ſeinen dreimalhunderttauſend Abonnenten über die Verſpottung tröſten. Aber bei aller Freundſchaft für den Verfaſſer der „Pariſer Gerüche," und bei allem Reſpect vor ſeiner gewaltigen Feder, muß ich doch ehrlich geſtehen, daß der literariſche Abraham a Santa Clara auch hier wieder zu weit geht, indem er zu ſtrenge und namentlich zu einſeitig urtheilt. Abgeſehen davon, daß die Millaud'ſchen Blätter doch nichts geradezu Schlechtes, ſondern vielfach Beſſeres bringen, als die meiſten ſeiner Concurrenten; daß ferner das „Petit Journal" mit ſeinem unerſchöpflichen Trimm nie gegen Religion, Moral und äußere Sitte verſtößt, wenn es auch der Natur der Sache nach viel leichtes und ſeichtes Zeug bringt; daß ſchließlich die Reclamen im Grunde nichts weiter ſind, als das Klimpern, das zum Handwerk gehört, was in Paris ſelbſt die beſten und anſtändigſten Unternehmungen nicht verſchmähen — abgeſehen, wie geſagt, von all' dem, thut der reiche Millaud viel Gutes. Er hilft ſtrebenden Künſtlern und Literaten, wobei er nicht engherzig ſeine eigenen jüdiſchen Glaubensgenoſſen bevorzugt, und hat ſchließlich durch die von ihm gegründete Volksbibliothek, in der man für ſechs und acht Sous einen franzöſiſchen Klaſſiker kaufen kann, nicht wenig zur Bildung der untern Klaſſen beigetragen.

Ich ſehe nicht ein, weshalb man dies nicht offen einräumen und anerkennen ſollte; man braucht deswegen dem genannten Banquier noch keinen prächtigen Ehren-

bürgerkranz zu reichen, oder gar Sammlungen für ſein ſpäteres Denkmal anzuſtellen — das wäre lächerlich. Mir ſcheint es aber nicht ſchön, dies zu verſchweigen und auch Millaud, wie allen Andern, kein gutes Haar zu laſſen, wie es eben Veuillot, wenn auch vielleicht nicht abſichtlich, thut.

Doch wir blättern weiter, und nun tritt uns der große, bewährte Meiſter in voller Kraft und Bedeutung entgegen. Aus dieſen Seiten leuchtet der dunkle Blitz ſeiner Augen; faſt ſehe ich darin die ſtarken Züge ſeiner Handſchrift auf dem traditionellen groben, aber feſten Papier, was beides hier längſt ſprichwörtlich geworden iſt, — ja, ſeine nervige Hand ſelbſt, eine Hand, wie die des Jupiter von Phidias im Louvre . . . „der Herrſcher im Donnergewölk, Zeus!“ — der den dreizackigen Blitz zum Schleudern bereit hält, den königlichen Aar zur Linken. Wer Augen hat zu leſen, der leſe (vorzüglich zwiſchen den Zeilen!), und wer Ohren hat, der höre. Ich ſchicke voraus, denn ich will keinen Preß- oder noch ſchlimmern Proceß riskiren, daß ich ganz objectiv verfahren, mich jedes Commentars enthalten und einfach berichten werde, was und wie es in dem Buche ſteht; höchſtens werde ich am Schluſſe dem Verfaſſer wieder den Vorwurf machen, ſelbſt den Verfall Roms allzu ſchwarz gemalt zu haben.

Veuillot führt uns in die Gemälde-Galerie des Luxembourg und vor das berühmte Bild Couture's „la décadence de Rome“ und ſagt: „Es iſt dies eines der ſeltenen Gemälde der modernen franzöſiſchen Schule, auf

welchem der Maler einen selbstständigen und zugleich großen Gedanken ausgedrückt hat. Nicht in der Orgie selbst, die mit all' ihren Figuren, dort betrunkene Männer, hier unzüchtige Weiber, und jene wie diese von elenden, halbnackten Sklaven bedient, die ganze Leinwand füllen, — nicht darin liegt jener große Gedanke, sondern in den beiden jungen Männern, die im Vordergrunde des Festsaales stehen, als wenn sie nicht dazu gehörten. Diese haben nicht gezecht und geschwärmt, sie sind nicht luſt- und weintrunken, sondern sie betrachten mit Wehmuth dies Schauspiel der Völlerei und der niedrigsten Ausschweifung. Sie sehen Roms Verfall und nahes Ende, und ihre Seelen erliegen unter der Last der Trauer. Ein schreckliches, niederschmetterndes Gefühl! Das Theuerste für ein Römisches Herz, das Vaterland, der größte und heiligste Gegenstand all' seiner Gefühle, geht seinem unvermeidlichen Verderben entgegen: die Zecher und Wüstlinge zerren es in wahnsinniger Verblendung an den Rand des Abgrundes. So stehen diese Beiden in trostloser Verzweiflung. Das neue Licht des christlichen Glaubens, das schon als eine ferne Aurora heraufdämmert, kennen sie nicht; sonst gingen sie hinab in die Katakomben, um auf das göttliche Vaterland zu hoffen. So besitzen sie nur das irdische, ihr herrliches Rom, und das ist dem Tode, und welchem Tode! verfallen. Unabweislich, unrettbar! Oder können sie noch etwas erwarten von diesem entnervten und entarteten Geschlechte, von diesen letzten Patriziern, verächtlich wie die Schmarotzer und Courtisanen, die sie umgeben, und

niedrig an Geſinnung und Wollen, wie die Sklaven, die ſie bedienen? Elende Werkzeuge Cäſar's, leben und ſterben ſie, wie es Cäſar gefällt. Das denken dieſe Beiden und hören ſchon im voraus die ſchwarze Stunde ſchlagen: das letzte Zucken des ſterbenden Vaterlands, wie es zu den Füßen eines Decius liegt, oder ſonſt eines Freigelaſſenen, eines Hiſtrionen vielleicht, der morgen ſelbſt Cäſar ſein wird, weil er ſeinen Vorgänger ermordet und Gold genug zuſammengerafft hat, um die Prätorianer zu erkaufen. Und doch möchte ich ihnen zurufen, wie ich ſie ſo auf dem Bilde ſtehen ſehe: „Laßt ihnen ihre ſchimpflichen Freuden, vergeßt euern Zorn, aber bewahrt euern Schmerz. Wenn das Schlechte triumphirt, ſo bleibt euch die hohe Genugthuung, es zu haſſen und zu verachten. Verlaßt das würdeloſe Feſtgelage der Stadt; flüchtet hinaus in die freien Felder und gedenkt euerer Ahnen, die Männer waren und der Ruhm und die Kraft ebendeſſelben Roms, das jetzt untergeht. Denn untergehen wird es; aber für die trauernde Seele gibt es dennoch ein Aſyl gegen den Tod. Im Schooße der Erde müßt ihr dies Aſyl ſuchen, in jenen düſtern Gewölben, wo die erſten Chriſten ihre erſten Martyrer begraben. Unterirdiſch iſt das Aſyl, aber überirdiſch das Licht, das es erhellt; es iſt das Fundament des neuen, des wahren Roms, deſſen ſtolzer Rieſen-Bau ſich bald zum Himmel erheben wird, ewig, unvergänglich!“

So der ſchlimme Mann in der Rue du Bac über die beiden Römer auf dem Gemälde Couture's. Edle Gedanken immerhin und in ſchöner Form! Wiſeman's

Fabiola indeß darf man nicht geleſen haben, um nicht ſofort auch in Bezug auf Rom jene Farben zu grell aufgetragen zu finden. Aber wer gar in dieſen Diatriben (das Wort natürlich in ſeinem beſſeren Sinne genommen) eine Anſpielung auf die heutige und zunächſt auf die Pariſer Geſellſchaft zu erblicken meint, — und, ich weiß nicht, dieſe verſteckte Abſicht tritt nur allzu unverhüllt hervor — der würde, wie ein parteiiſcher Richter, nur das Wider und nicht das Für hören wollen. Daß man von Oben her, wo man ſich doch am meiſten getroffen fühlen ſollte, dieſe Meinung nicht theilt, beweist einfach der Umſtand, daß man der Verbreitung des Buches nicht das geringſte Hinderniß in den Weg gelegt hat, während man doch ſonſt alles Unliebſame der Art ſo ſchnell und erfolgreich zu entfernen weiß. Legt man doch dem Kaiſer ſelbſt das Wort in den Mund: „Es hat ihnen in der Literatur noch immer an einem enfant terrible gefehlt; nun haben ſie eins und noch dazu ein parfümirtes.“

Das dritte Buch des faſt 500 Seiten ſtarken Bandes behandelt unter dem Titel „les divertissements“ die Theater, Bälle und Concerte der Hauptſtadt, und dieſer Gegenſtand wird uns ſchon deshalb mehr „divertiren,“ weil wir daraus erfahren, daß der Verfaſſer in Perſon dort gegenwärtig geweſen iſt und als Augenzeuge berichtet.

In einer Stadt wie Paris nehmen die ſogenannten „divertissements“ einen bedeutenden Platz ein, ja ſie ſpielen in den meiſten Regionen die Hauptrolle und ſind längſt eine Grundbedingung der geſammten Exiſtenz ge-

worden. Dort verſteht man denn auch unter „divertissement“ alles und alles, was nur in irgend welcher Weiſe auf Herz, Sinn und Gemüth einwirkt, ob reiner oder unlauterer Art, ob erfreulich oder ſchauerlich, ob heiter oder ſchrecklich; Aſſiſenverhandlungen ſo gut wie Theater und Circus, eine Hinrichtung wie ein Maskenzug, gleichviel, wenn es nur den alltäglichen Lauf des Lebens unterbricht.

Jede große Stadt bietet übrigens derartige Extreme; und wir haben bis jetzt noch immer geglaubt, daß man ſich in Paris, äußerlich wenigſtens, manierlicher und anſtändiger amuſirt, als vielfach anderswo, z. B. in London. Nach Louis Veuillot freilich iſt dem nicht ſo; denn vor dieſem unerbittlichen Minos kann nichts beſtehen, — du lieber Himmel, auch ſo gut wie gar nichts. Recht hat er allerdings von ſeinem Standpunkte aus, das muß Jeder zugeben, der als guter Chriſt auf Zucht und Sitte hält, oder der auch nur als gebildeter Menſch Anſpruch auf guten Geſchmack macht. Aber ſein Standpunkt ſelbſt iſt auch hier wieder ein einſeitiger, er hat nur Augen für den Schatten, nicht für das Licht, nur Ohren für die Mißtöne, nicht für die Harmonieen, und, um unſern Vergleich direct auf den Titel des Buches zu beziehen, nur eine Naſe für die übeln, nicht für die Wohlgerüche. Das geſammte moderne Pariſer Theater wird doch nicht durch die Familie Benoiton repräſentirt, oder durch ein ſonſtiges neues Stück von Sardou, auch nicht durch die kümmerlichen Ballette des Chatelet oder der Porte Saint-Martin; eben ſo wenig Geſang und

Musik durch die Alcazarkönigin Téréſa und die übrigen mehr oder minder ebenbürtigen Prinzeſſinen des „Eldorado“ oder gar des „Bataclan;“ und Augier's „Fils de Giboyer“ liefert nur einen ſehr beſchränkten Maßſtab zur Würdigung des heutigen franzöſiſchen Drama's.

Gerade bei der großen, auch in dieſen Regionen herrſchenden Misère ſollte man, ſo ſcheint uns, das Beſſere hervorheben, um ſich daran zu tröſten und um die Hoffnung auf eine hellere Zukunft nicht gänzlich zu verlieren. Ponſard's „L'honneur et l'argent“ z. B. iſt ein Stück von bedeutender moraliſcher Tragweite, ſein „Lion amoureux“ hat entſchieden bleibenden poetiſchen Werth, und wenn ſein „Galilei“ (das Drama, an welchem er jetzt arbeitet, und von dem er bereits die zwei erſten Acte den Schauſpielern des Théatre Français vorgeleſen hat) ein Tendenzſtück wird und die alte, abgedroſchene Inquiſitionsfabel wieder aufwärmt und das famoſe, hiſtoriſch erwieſen, nie ausgeſprochene „Sie dreht ſich doch!“ als einen Ausfall gegen die Prieſterherrſchaft auf die Bühne bringt . . . ſo wollen wir wenigſtens mit unſerm Urtheil ſo lange warten, bis er es gethan hat, um ihm alsdann ungenirt unſere Meinung zu ſagen. Und ſo könnten wir dem Verfaſſer der „Pariſer Gerüche“ noch manches andere bedeutende Gegenbild vorhalten, das ihm leicht beweiſen würde, daß auch wir auf unſerer Seite Recht haben, wenn wir behaupten: ſo ſchlimm iſt es doch, Gottlob, noch nicht, und ſo liegt doch noch nicht alles im Argen, daß wir denn auch gar nichts Reineres und Beſſeres aufzuweiſen hätten. Mit der

Téréſa z. B. iſt es ſo gut wie vorbei; ſie ſoll wenigſtens ihre Stimme verloren haben, wenn ſie überhaupt je eine gehabt, und nach Nizza gegangen ſein. Die Volks-Concerte im Circus dagegen ſind beſuchter und auch vortrefflicher denn je, und man könnte dreiſt hundert gegen eins wetten, daß Téréſa, wenn ſie dort auftreten wollte, ſofort ausgepfiffen würde. Zwei Namen, und ſeien wir ſtolz darauf, daß es zwei deutſche Namen ſind, ſchweben als Schutzgeiſter über der Menge: Beethoven und Haydn; ſie bändigen das Gemeine und ſcheuchen, wie mit einem Demantſchilde, das Unreine ſiegreich zurück. Und zwei Andere, die uns ebenfalls gehören, erfüllen im Théatre Lyrique eine ähnliche hohe Miſſion: Mozart und Weber, denn auf der genannten Bühne wechſelt ſeit einigen Monaten die Zauberflöte mit dem Freiſchütz ab. Sprechen wir alſo um Gottes willen nicht mehr von der Alcazar-Diva, damit ſie endlich vergeſſen werde. „Er iſt aber doch ſelbſt d'rin geweſen," ſagen ſie hier mit ironiſcher Genugthuung, nachdem ſie das betreffende Capitel der Veuillot'ſchen Schrift geleſen. Wir erſparen aber dem Leſer die Détails des Beſuches und erinnern ihn nur an das luſtige Bild auf der letzten Kunſt-Ausſtellung, das denſelben Gegenſtand allegoriſch mit Cigarren und Pfeifen, mit Bier und Punſch, mit Tabaksrauch und ſonſtigen „Gerüchen" darſtellte.*) „Die Luft in den Pariſer Gaſſen," ſo ſchließt Veuillot ſeinen Bericht, „iſt bekanntlich nicht gerade alpenrein und herzſtärkend; ich

*) Capitel XXV. im vorigen Bande.

athmete ſie aber doch mit Wohlbehagen und erquickte mich an ihr, im Vergleich zu derjenigen, die im Concertſaale herrſchte."

Dann geht der böſe Mann in den „Bataclan." Auch dorthin wollen wir ihm nicht folgen, weil wir ſchon früher ein Mal da waren, was wir uns freilich wohl gehütet haben dem Leſer zu erzählen, aus Furcht, ihn zu langweilen; denn der „Bataclan" iſt nur eine andere Ausgabe des „Alcazar," noch dazu mit ſchlechterem Druck und auf ſchlechterem Papier, d. h. mit ſchlechteren Getränken und Künſtlern — man kann ſich alſo leicht ſeine Beſchaffenheit vorſtellen.

Aber auf dem Wege dahin erzählt uns Veuillot allerlei pikante Sachen, die wir gern anhören, zumal der Polizeipräfect nicht in unſerer Geſellſchaft iſt.

„Der ‚Bataclan,' ſagt er, „liegt auf dem Boulevard du Prince Eugène. Vielleicht biſt du noch jung, lieber Leſer, und warſt außerdem ein paar Jahre von Paris abweſend. Da kennſt du dieſen Boulevard nicht und am Ende auch nicht einmal den Mann, nach welchem er benannt iſt. Der Prinz Eugène iſt einer von den tauſend Helden der erſten Kaiſerzeit, jener Epoche, die uns, wie Galapias ſagt, ‚von der Finſterniß des Mittelalters befreit hat' (die ſtereotype Phraſe Guéroult's in der ‚Opinion Nationale'). Die gleichnamige Caſerne, lieber Leſer, iſt ein ſchönes Gebäude, wie eine Citadelle, die bequem viertauſend Mann und, wenn's ſein muß, auch das Doppelte faſſen kann. Der neue Boulevard iſt eine breite, ſchnurgerade Straße, welche die Caſerne direct

mit dem Schloſſe von Vincennes verbindet. Iſt die Caſerne eine Citadelle, ſo iſt das Schloß eine wahre Feſtung, und die Bewohner des langen Boulevards ſtehen ſo unter zwiefachem Schutz. Von der andern Seite beherrſcht die Caſerne die Boulevards bis zum Baſtilleplatz, wo einſt „die Zwingburg der Tyrannen" geſtanden. Jetzt iſt ſie zerſtört und die Freiheitsſäule, aber lieber Juliſäule geheißen, ſteht an ihrer Stelle. An dem „ewig denkwürdigen Tage" des Baſtillenſturmes — denn von da an datirt unſere „Freiheit" — enthielt das alte Gebäude nur achtunddreißig Mann Beſatzung, die von einem Stelzfuße commandirt wurden. So ändern ſich die Zeiten, lieber Leſer. Um auf die Caſerne zurückzukommen, ſo beherrſcht ſie auch noch nach Süden und Norden einen dritten und vierten Boulevard, ſo daß ſie im Nothfalle ein vierfaches Kreuzfeuer eröffnen kann. Solches Kreuzfeuer iſt äußerſt fatal für regierungsfeindliche, oder gar aufrühreriſche Gedanken, die etwa dort vorbei möchten. Doch gibt es überhaupt heutzutage noch derartige Gedanken in Paris? Wohl kaum. Die Leute, welche jetzt in die Schußlinien der Caſernen kommen, ſind harmloſe Spaziergänger, die ſich in den ‚Bataclan' begeben zu regierungs-ungefährlichem Kunſtgenuß, und ich ſelbſt gehöre zu ihnen."

Aber lange bleibt er nicht darin, und beim Herausgehen hören wir den folgenden Stoßſeufzer, der nur leider allzu wahr iſt: „Wie manche redliche Hausfrau ſitzt traurig daheim mit ihren Kindern und darbt, denn es fehlt ihr das Nöthigſte, weil ihr Mann ſeine Abende

im Café-Concert zubringt und ſein Geld für theueres Getränk und für Muſik und Geſang, eins immer ſchlechter als das andere, ausgibt. Solch ein Café-Concert iſt ein einträgliches Etabliſſement, das ſeinen Beſitzer in wenig Jahren reich macht; aber welcher Chriſt, oder auch nur welcher Mann von Ehre und Gewiſſen möchte ſich damit befaſſen?“

Weiter begibt ſich Veuillot, als hätte er ſich einerſeits vorgenommen, nichts zu übergehen, aber auch anderſeits nur ſolche Gegenſtände zu wählen, die ſeinem düſtern Bilde noch einige dunkle Farben hinzufügen, in's Chatelet-Theater, um der „vierhundert und erſten“ Vorſtellung einer Zauberpoſſe à grand spectacle beizuwohnen. Und auch dort richtet er wieder ſein Hauptaugenmerk auf das Ballet. Das Ballet iſt nun aber bekanntermaßen auf dieſen Bühnen zweiten und dritten Ranges das Kümmerlichſte des ganzen Stückes, und nur die unvermeidliche Zugabe für die Galerie. Iſt doch ſchon das Ballet in der großen und in der italieniſchen Oper vielfach ein Gegenſtand heftiger Controverſen und zwar vom rein äſthetiſchen Standpunkte aus, des moraliſchen gar nicht zu gedenken; und nun gar die Tänzerinnen des Chatelet! Noch immer, wenn wir in jenem Theater waren, was aber jährlich nur ein oder höchſtens zwei Mal geſchieht, weil dort daſſelbe Stück ſtets mehrere hundert Vorſtellungen hinter einander erlebt, brachten wir die Zeit des Ballets, nachdem wir die erſten fünf Minuten zugeſchaut, im Foyer zu, wo wir alsdann unter den vielen Perſonen, die ein Gleiches thaten, Freunde

und Bekannte trafen, die ebenfalls dem terpſichoriſchen Theil ausgewichen waren und eine Cigarre auf dem Balcon vorzogen. Der gute Veuillot hätte nur daſſelbe thun ſollen, ſtatt der Cigarre hätten wir ihm eine gute Priſe angeboten; denn er raucht nicht, aber er iſt ein ſtarker Schnupfer, — ein Glück für ihn, nebenbei bemerkt, denn er mag ſeine Doſe während der Abfaſſung ſeines Buches oft genug gebraucht haben. So aber kann er getreulich melden, was er geſehen hat: „Die Prinzeſſin, von den böſen Geiſtern fünf überlange Acte hindurch verhindert, ſich mit dem Auserwählten ihres Herzens zu vermählen, ſiegt endlich mit Hülfe der guten Geiſter und reicht dem Prinzen Charmant unter einem elektriſch beleuchteten Goldregen die ſchöne Hand. In der Apotheoſe erſcheinen dann die abenteuerlichſten Wunderdinge: die Männer als Fiſche und Maikäfer, die Weiber als Gemüſe und Fliegen, die Letztern auch als gar nichts, das heißt ſo gut wie unbekleidet, und dieſe machen den ſchönſten Theil des ganzen Bildes aus. Lebendige Karyatiden ſteigen in die Höhe und oben ruht in bengaliſchem Feuer auf diamantenen Säulen die Fee in roſa Tricot, rothe Saffianſtiefel ihr ganzer Anzug. Ich ſage nichts von den jämmerlichen Schauſpielern, die das an ſich ſchon ſo dumme Stück auf das einfältigſte darſtellen; auch ſind die Decorationen, die Verſenkungen, die Feuer-, Licht- und ſonſtigen Knalleffecte dabei die Hauptſache; ich weiſe nur auf die eine und zwar auf die empörendſte Seite hin, auf den erſten und bedeutendſten Magnet, mit dem man die ſchauluſtige Menge ködert: „la femme

nue.“ Ich finde kein anderes Wort dafür als öffentliche Proſtitution. Und dabei ſind dieſe unglücklichen Geſchöpfe (auf dem Theaterzettel werden mit großen Buchſtaben ‚ſechszig Tänzerinnen‘ ausgerufen!) zumeiſt unſchön, wo nicht gar häßlich, unſauber in ihrem verſchoſſenen Flitterſtaat, unedel in ihren Bewegungen, unbeholfen und linkiſch in ihrem Spiel, abgelebt und bleich unter der Schminke und hinter dem erzwungenen, unnatürlichen Lächeln liegt es faſt wie ein düſterer Verzweiflungsblick über die eigene Verkommniß.“

Genug, genug! möchten wir ihm traurig zurufen; denn er hat nur zu ſehr Recht. Uns ſelbſt war oft ähnlich bei ſolchen Schauſpielen zu Muthe, und die Worte aus dem Fauſt kamen uns unwillkürlich in den Sinn: „Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an!“ Wahrlich, unglückliche Geſchöpfe, die ſich für drei und vier Franken jeden Abend in dieſen bunten Plunder ſtecken und ihren armen Körper zu Verrenkungen, Schwenkungen und Sprüngen hergeben, die von der wahren Tanzkunſt ſo weit entfernt ſind, wie eine Drehorgel von der Geige Paganini's. Die drei, vier Franken haben freilich ſchon manchmal eine kranke Mutter unterſtützt, oder ſonſt in einem ärmlichen Hausſtande einen vielwillkommenen Zuſchuß geleiſtet; aber der „Jammer“ bleibt derſelbe, nur erweckt er uns mehr ein Gefühl tiefen Mitleids als ſtrenger Verwerfung.*) „Und vierhundert

*) Veuillot erzählt uns bei dieſer Gelegenheit eine ſcandalöſe Anekdote, ein bon mot, wie er ſagt, das man in den Theaterkreiſen „recht luſtig“ gefunden hat. Sie beweist aber eben die

Vorſtellungen!“ ruft Veuillot, „und man beginnt das fünfte Hundert. Wie ſehr müſſen unſere dramatiſchen Dichter, von Ponſard an, wenn er, was ich gern zugeben will, der erſte iſt, bis zu Clairville, der vielleicht, was ich aber nicht weiß, den letzten Platz einnimmt, das Publicum ermüdet, gelangweilt und ſeinen Geſchmack verdorben haben, daß es an derartigen Stücken, wie das oben erwähnte, Gefallen findet und ſich mehr als ein Jahr lang maſſenhaft hinzudrängt!“ Dieſe letztere Klage mag begründet ſein, vorzüglich wenn Veuillot noch Sardou genannt hätte, der in jüngſter Zeit manche dramatiſche Situation geſchaffen hat, die den Tanzfiguren des Chatelet nichts nachgibt; ja die Ehebruchsſcenen Sardou's wollen uns noch widriger und künſtleriſch noch würdeloſer erſcheinen, als irgend ein verunglücktes Ballet des Directors Hoſtein.

Unermüdlich wandelt nun der ſtrenge Mann weiter, und nichts findet Gnade vor ſeinen Augen. Vor dem neuen Louvre bleibt er eine Weile ſtehen, aber wahrlich nicht, um ihm Complimente zu machen. „Das Gebäude iſt überladen, prächtig, aber frivol; koloſſal immerhin, aber nicht wahrhaft groß. Es ſieht aus wie ein reich ge-

---

beklagenswerthe Lage jener „Tänzerinnen.“ Eine von ihnen hatte ihre Mutter durch einen plötzlichen Tod verloren; ſie kam deshalb nicht zur Probe und ließ ſich auch für die nächſten beiden Abende entſchuldigen. „Was fällt denn Der ein?“ ſoll (?) der Director ärgerlich ausgerufen haben. „Die will am Ende nicht wieder auftreten, ſo lange ihre Mutter geſtorben iſt!“ Und er ließ ſie in das Strafbuch notiren zu einem Abzug an ihrem Gehalt.

wordener Parvenu, der goldene Ketten und Gehänge trägt und sich in seinen schönen Kleidern nicht zu benehmen weiß. Doch entspricht dies wohl dem herrschenden Zeitgeschmacke, dem nicht allein das Louvre, sondern alle Pariser Neubauten verfallen sind; aber die allegorischen Figuren und übrigen Statuen, mit denen der Palast auf allen Ecken und Winkeln, bis zur versteckteften Façade überfüllt und verunziert ist, hätte man uns der großen Mehrzahl nach erlassen können. Man sagt uns freilich, und wir müssen es als gehorsame Staatsbürger auf Treu und Glauben hinnehmen, daß jene nackten, venusartigen Bildsäulen die Gerechtigkeit und Weisheit, oder auch die Schifffahrt und die Industrie vorstellen; aber das verhindert sie nicht, sehr häßlich und namentlich dort gar nicht an ihrem Platze zu sein. In einem christlichen Lande und an einer kaiserlichen Wohnung sind dergleichen Bildnereien nicht allein geschmacklos, sondern unwürdig. Und nur gar die historischen Statuen der ‚berühmten Männer' Frankreichs, oder doch derjenigen Männer, welche die Beamten in den Bureaux des Louvre dafür ausgeben. Manch Mal sind es wirklich Ohrfeigen, die wir beim Anblick dieser Bildsäulen zu erhalten meinen; und die Ohrfeigen aus jener Region, die uns ohnehin schon so viele zukommen läßt, sind überaus unerfreulich. Philosophen und Advocaten, Maler und Aerzte, Künstler und Architekten (die Letzteren mögen sich auf ihren Sockeln hübsch langweilen!), auch ein Gärtner (Le Nôtre) und ein paar Banquiers und Fabricanten, alles kunterbunt durch einander, und von Zeit zu Zeit ein Heiliger da-

zwiſchen! Eine ſaubere Wirthſchaft! und die Beamten der Louvre-Bureaux haben damit ihrer eigenen Einfältigkeit ein erbauliches Denkmal geſetzt. Der h. Bernard, noch dazu als Kreuzzugprediger, zwiſchen Turgot und Rabelais, Boſſuet zwiſchen Voltaire und Boucher, und Abailard neben dem h. Gregor von Tours! Es verlohnt ſich wirklich der Mühe, in Frankreich ein „großer Mann“ zu ſein!“

Die übrigen Neubauten kommen im Allgemeinen nicht beſſer weg. Bei Gelegenheit des jüngſt decretirten und auch ſchon in Angriff genommenen Boulevard Saint-Germain, der mitten durch das noble Faubourg geht und rechts und links und vor und hinter ſich die alten adeligen Hôtels niederwirft, leſen wir den folgenden, ſehr beherzigenswerthen Paſſus: „Ein wahrer Triumphgeſang zieht ſeit einigen Tagen durch alle die kleinen Blätter, die von der Obrigkeit die Erlaubniß bekommen haben, uns für einen Sou ‚zu unterhalten und zu belehren,‘ vorausgeſetzt, daß ſie nicht von Politik ſprechen. Dies Mal glaubt man aber wirklich, Vandalen zu hören, die über die Zerſtörung und Plünderung einer eingenommenen Stadt jubiliren. ‚Im Faubourg Saint-Germain,‘ heißt es in einem jener Artikel, ‚herrſcht große Beſtürzung und Entrüſtung: die Bundeslade der alten Adelspergamente iſt in Gefahr, der häusliche Herd der hohen Familien mit Wappenſchild und Krone iſt bedroht. Der Pariſer Stadtrath hat den rückſichtsloſen Plan gefaßt, dies sanctum sanctorum der franzöſiſchen Ariſtokratie mitten durchzuſchneiden, nichts mehr und nichts weniger,

als wenn jene Gegend von plebejiſchen Bürgersleuten bewohnt wäre. Einige zwanzig jener hochehrwürdigen und hochvornehmen Hôtels ſind dem Demolitionshammer verfallen und werden demnächſt daran glauben müſſen. Die Beſitzer jener Antiquitäten ſind in Verzweiflung und wiſſen nicht, welchen Heiligen anrufen. Der rohe, demokratiſche Hammer bekümmert ſich eben nicht weiter darum, auf was für Häuſer er fällt, er hat keinen Sinn für die reſpectabeln Traditionen aus alter Zeit. Er ſchlägt ſo gut die wappengezierten Portale der Adeligen zuſammen wie die Boutique des Epiciers; vor ihm gilt kein Anſehen der Perſon, und der Palaſt des Herzogs wird ſo wenig verſchont, wie ein beliebiger Marchand de Vins. Das iſt das große Gleichheitsgeſetz unſerer Zeit, wenn es ſich um den Nutzen und das Wohl der Geſammtheit handelt. Man ſagt, daß die ſolchergeſtalt Demolirten in ihrer Trauer nach Verſailles ziehen werden, um in den großen, verlaſſenen Hôtels jenes alten Königsſitzes über die Wandelbarkeit alles Irdiſchen, ſelbſt der Stammbäume und Wappenſchilder, nachzudenken.' — „Welch' eine communiſtiſche Genugthuung und Freude (fährt Veuillot fort) liegt in dieſem rohen Spotte? Er ſcheint den Zeitpunkt nicht erwarten zu können, wo jene Gebäude dem Erdboden gleich gemacht ſein werden, damit das Volk für ſeine Omnibuſſe Platz bekomme und der Staat für ſeine Caſernen. Das weiß jener elende Federheld nicht, oder wenn er es weiß, ſo verſchweigt er es abſichtlich, weil es ihn ärgert, daß ſich gerade in jene Gebäude der Reſt chriſtlicher Sitte geflüchtet hat, den

uns die Dampfmaſchinen und Demolitionshämmer noch gelaſſen, und nicht minder der Reſt von Familienwürde und der Männerſtolz, der das Kriechen und Schmeicheln nicht gelernt hat und dem Glauben ſeiner Väter treu geblieben iſt. Aber recht ſo! Reißt nur nieder, laßt nur den Gleichheitsomnibus darüber hinweggehen und baut nur euere Soldatenhäuſer auf! Ihr werdet ſchon ſehen, wohin ihr damit gelangt. Weshalb auch noch Patrizier, die euer Einſou-Blatt ja weder kaufen noch leſen? Nur Proletarier und Koſacken! Die kaufen und leſen euch und vive l'égalité!" — Hart iſt dieſe Strafrede allerdings, aber wie auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, ſo iſt auch auf einen ſo würdeloſen Angriff die Entgegnung ſicher nicht zu hart.

Doch das Material ſchwillt mir unter den Händen an; ich überſchlage deshalb eine Anzahl Capitel von mehr localem Intereſſe und wende mich zu einigen literariſchen Koryphäen, die Veuillot in die Kategorie ſeiner „Gerüche" geſetzt hat.

Daß ich es nur ehrlich geſtehe! Es geht mir faſt wie dem Göthe'ſchen Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geiſter, Werd' ich nun nicht los!" Und obendrein was für Geiſter! Der waſſertragende Beſen iſt freilich auch nicht allzu poetiſch, aber der tiefer liegende Grundgedanke des Gedichtes und wohl mehr noch die ſchöne plaſtiſche Form verſöhnt uns raſch mit der eigenthümlichen Idee. Und dann braucht man nur an reines, kryſtallklares Quellwaſſer zu denken, um auch die materielle Seite des Bildes lieb zu gewinnen. So geht es mir leider nicht

mit den „Odeurs.“ Wenn es noch reines, frisches Wasser wäre, das man in jenem Buche schöpfte: dann meinetwegen der überfließende Bergstrom, der von der Höhe schäumend herabbraust und sich unten im Thale mit den großen Flüssen vereinigt, die in ruhiger Majestät dem Meere zufließen, oder auch die weite Wasserfläche übergetretener Wiesen, die allerdings flüchtig verheert, aber nur, um das blühende Gelände des kommenden Frühlings noch blühender zu machen — doch nichts von all' dem! Einzig und allein der trübgelbe, hoch geschwollene Seinefluß, ganz so, wie er unter den Pariser Brücken hindurch fließt, und so oft die geängsteten Bewohner der Quais und der tiefer gelegenen Stadttheile mit einer Ueberschwemmung bedroht. Ein dunkelgrauer, melancholischer Wolkenhimmel darüber und endloser Schmutz in allen Straßen. Einem solchen Wetter entspricht die traurige Lectüre des Veuillot'schen Buches vollkommen; und wären mir nicht aus der Weihnachtszeit ein paar blühende Hyacinthen geblieben, die ich, nicht ohne Absicht, auf meinen Schreibtisch dicht neben das Dintenfaß stellte, ich hätte fürwahr die übeln Gerüche, die mich aus jenem Buche umkreisten, nicht überwältigen können. Das ist denn auch das schließlich daraus hervorgehende unerquickliche Resultat, welches man auf den ersten hundert Seiten gar nicht ahnt, daß der Schmutz (ich weiß wirklich kein anderes als dies häßliche Wort) zuletzt so lawinenartig anwächst, daß man nicht mehr weiß, wohin sich retten. Alsdann ist das obige Bild des Göthe'schen Hexenbesens für das Buch wieder sehr zutreffend; nur

daß es ein gewalliger Kehrbeſen ſein müßte, durchaus unpoetiſcher Art, ganz wie derjenige der hieſigen Straßenfeger, die den Macadam und die Trottoirs unermüdlich kehren, aber denen man ſchon von weitem ausweicht, wenn man ſie ihre, allerdings ſehr nützliche, jedoch unerfreuliche Arbeit beginnen ſieht.

Den Verfaſſer (damit man uns nicht mißverſtehe!) in allen Ehren; aber die rein negative Seite ſeines Buches tritt in der zweiten Hälfte deſſelben ſo ſchlagend hervor, daß ich faſt das Verſprechen bedauere, welches ich ſoeben gegeben, auch noch über dieſe zu berichten, und zwar vorzugsweiſe im Hinblick auf meine Leſer, die am Ende ungeduldig werden und mich fragen könnten, ob ich mit meinem langen Referate nicht allzu weit abſchweifte. Vollends die Leſerinnen, denen ich ungalant genug am Eingang unſerer Arbeit zu verſtehen gab, daß dieſelbe eigentlich nicht für ſie geſchrieben ſei. Selbſt den üblichen Neujahrsgruß hat das ſchlimme Buch mich vergeſſen laſſen, und ſo vieles Andere, was ganz in das Bereich meiner Rundſchau gehörte. Aber die „Gerüche" waren, wie geſagt, in der erſten Hälfte des Monats, wo ein Regentag auf den andern folgte, ein zu getreues Spiegelbild der alten Lutetia Pariſiorum, als daß ich der Verſuchung hätte widerſtehen können, einige Proben davon über den Rhein zu ſenden. Indeß auch dieſe Entſchuldigung iſt nicht mehr ſtichhaltig; denn mein Wunſch, den ich ja auch dem Verfaſſer ſelbſt ſchrieb, „ein Bißchen Sonnenſchein und ein klein wenig Himmelblau," iſt jetzt im vollſten Maße in Erfüllung gegangen: das Wetter iſt

wunderschön geworden; also nirgends mehr ein genügender Grund, den Schluß meines unparfümirten Berichtes zu verzögern!

„Ganz Paris“ ist wieder ein Mal auf den Beinen und pilgert nach Westen in's Bois de Boulogne, wo der große See in eine spiegelglatte, stahlblanke Eisdecke verwandelt ist. Die Schlittschuhläufer und mehr noch die Schlittschuhläuferinnen rüsten sich, um endlich ihre Kunst zu zeigen. Sie haben sich lange in dem großen, mit Metallplatten belegten Saale ihres Clubs geübt und eingelernt, heimlich und bei verschlossenen Thüren; nun hat endlich der „gütige Himmel,“ wie sie sagen, ihr Wünschen und Hoffen erhört und ihnen ein paar Frostgrade geschickt und eine gute Handvoll Schnee dazu. Lange wird ohnehin die Freude nicht dauern; denn derselbe „gütige Himmel“ wird auch die Armen und Nothleidenden nicht vergessen und ihnen bald ein erlösendes Thauwetter schenken. Aber ein paar kurze Tage hindurch wollen wir jenen Herren und Damen schon ihr ersehntes Eislaufvergnügen gönnen, zumal sie im vorigen Jahre gänzlich darauf verzichten mußten. So wird denn endlich das Schlittschuhläufer-Palais im Bois de Boulogne zu Ehren kommen, und auch der Hof will sich, wie man sagt, an dem Fest betheiligen. Daß außerdem die Bälle und Maskeraden (wir thun, als hätten wir die „Odeurs“ ganz vergessen) bereits überall in vollem Gange sind, versteht sich von selbst: in den Tuilerien wie im Stadthause, bei den Ministern und Gesandten, wie in der großen Oper und in andern Theatern. Aber

das ist etwas Bekanntes und bietet für uns alte Pariser und auch für unsere Leser, weil wir ihnen schon oft davon erzählt haben, nichts besonders Interessantes.

Während man sich jedoch auf der einen Seite bei Spiel und Tanz vergnügt, ziehen auf der andern dunkle Todesbilder vorüber — das neue 67 Jahr hat in dieser Hinsicht für Frankreich sehr ernst begonnen. Zuerst war es der Cardinal Gousset, der abberufen wurde. Er hatte als Erzbischof von Rheims einen der ältesten französischen Bischofssitze inne und, in Bezug auf die Geschichte desselben, wohl den bedeutendsten. In seiner wundervollen Kathedrale, der schönsten von ganz Frankreich, sind alle französischen Könige gesalbt worden; die Bilder derselben schmücken in langen glänzenden Reihen die Wände. Die ersten, wenn auch in spätern Jahrhunderten nachträglich gemalt, sind bereits verwittert und unkenntlich; und das letzte, das Portrait Carl's X., schließt zufällig die Wand ab, wie wenn für einen Nachfolger kein Platz mehr da wäre. Der verstorbene Cardinal war einer der gelehrtesten Prälaten seiner Zeit, aber trotz seines hohen Wissens die Einfachheit und Herzensgüte selbst. Eines Bauern Sohn, hat er stets für sein Heimathsdorf und für seine Familie eine wahrhaft rührende Pietät bewahrt. Seine alte Mutter erlebte noch die Erhebung ihres Sohnes zur erzbischöflichen Würde, wollte aber nie ihre ländlichen Verhältnisse mit der Stadt vertauschen. Der Cardinal ist eigentlich arm gestorben; außer einer schönen Bibliothek hat er nur ein sehr geringes Vermögen hinterlassen: ein Ehrenmann

von Einfluß und Bedeutung weniger im Lande, und „ein Mann iſt viel werth in ſo ſchwerer Zeit.“

Wenige Tage darauf ſtarb der Marquis de la Rochejaquelein, ebenfalls, wenn auch in anderer Weiſe, eine, politiſch wie ſocial, hervorragende Perſönlichkeit in Frankreich. Er war ein Vetter des berühmten Henri de la Rochejaquelein, der als vierundzwanzigjähriger General den Aufſtand in der Vendée leitete und ſeine Treue für die Bourbonen mit dem Leben bezahlte, alſo aus einer Familie, in welcher die Anhänglichkeit an das Königshaus ſprüchwörtlich geworden war. Auch der Marquis war anfangs eifriger Legitimiſt und machte dem Juli-Königthum durch ſeine Oppoſition viel zu ſchaffen, desgleichen der Februar-Republik und der Präſidentſchaft. Seine Wette am Tage des Staatsſtreiches mit dem Abgeordneten Belmontet, der, weitſichtiger, ſich ſofort für Louis Napoleon erklärt hatte, iſt allbekannt. „Der Prinz hat den Verſtand verloren!“ rief der Marquis an jenem Morgen ſeinem Freunde zu, „er iſt auf dem directen Wege in's Staatsgefängniß von Vincennes.“ — „Er iſt auf dem directen Wege in die Tuilerien und zum Kaiſerthron, mon cher,“ antwortete Belmontet. — „Trés-bien, ſo haben Sie ebenfalls den Verſtand verloren, mon pauvre ami.“ Aber dieſer bietet ihm eine Wette an, daß der Staatsſtreich glücken und der Prinz reüſſiren werde, und der Marquis geht lachend mit den Worten darauf ein: „Es gilt ein Diner von zwanzig Perſonen, zu dem ich ſelbſt den Küchenzettel machen werde.“ — Schon im nächſten Jahre wurde de

la Rochejaquelein, an den kein Menſch mehr dachte, auf ein Mal sénateur de l'Empire, zum Erſtaunen der Kaiſerlichen, zum Entſetzen der Legitimiſten, die ſich, jene wie dieſe, ein ſo außerordentliches Phänomen gar nicht erklären konnten. Bald darauf begegnete Belmontet dem Marquis auf einem Tuilerienballe. „Herr Senator," ſagte er und legte einen ironiſchen Nachdruck auf den Titel, „wann geben Sie uns das bewußte Diner zu zwanzig Couverts? Sie haben ja jetzt dreißigtauſend Franken Revenuen mehr." Die Antwort des Marquis wiſſen wir nicht, aber das Diner iſt er ſein Leben lang ſchuldig geblieben . . . „er hat es vermuthlich," ſoll Belmontet geſagt haben, „in die Kategorie ſeiner übrigen unbezahlten Rechnungen geworfen."

Dem Marquis folgte die ſechsundachtzigjährige Mademoiſelle Georges im Tode nach. Wer hätte wohl in dem kleinen eingeſchrumpften Mütterchen, das ſich aus ihrem Häuschen in Paſſy täglich um die Mittagszeit in die Sonne tragen ließ, die glänzende, vielbewunderte Schauſpielerin der erſten Kaiſerzeit geahnt? Und doch war es dieſelbe hochgefeierte Künſtlerin, die einſt, freilich vor mehr als einem halben Jahrhundert, mit ihrem großen Freunde und Genoſſen Talma, in Erfurt und Dresden vor dem hiſtoriſchen „Parterre von Königen" geſpielt, — von allen gekrönten Häuptern, und unter ihnen den damalign Weltgebieter in erſter Reihe, mit Huldigungen und Geſchenken überſchüttet. Ihr Diamantenſchatz war ſprichwörtlich geworden; doch von all' den Herrlichkeiten war, wie geſagt, nichts geblieben, als jenes

ſteinalte, aber freundliche Mütterchen, das gern von früheren Triumphen ſprach und ſorgfältig verſchiedene Andenken aufbewahrte, vom erſten Conſul und vom Kaiſer Alexander, vom Kaiſer Franz, von Talleyrand u. ſ. w. Eine Penſion des Théatre français, die der jetzige Kaiſer bei ſeinem Regierungsantritte großmüthig aus ſeiner Privatſchatulle erhöhte, hat ſie nicht allein bis an ihr Ende vor Noth geſchützt, ſondern ihr auch die Mittel verſchafft, die Armen in ihrer Nachbarſchaft reichlich zu unterſtützen. So ſollte auch (die hieſigen Zeitungen erzählten es wenigſtens, und wir glauben es gern) ihre letzte Handlung eine gute, ein tröſtendes Almoſen ſein. Einige Minuten vor ihrem Tode hörte ſie nämlich von ihrem Sterbelager eine Harfe unter dem Fenſter und dazu eine ſingende Kinderſtimme. Sie ließ der armen Muſicantin zwei Goldſtücke reichen; Jene aber wußte nicht, wie ihr geſchah, und ſpielte und ſang aus Dankbarkeit und Freude noch immer weiter, als ihre unbekannte Wohlthäterin bereits geſtorben war.

Endlich traf vor wenigen Tagen und faſt um dieſelbe Stunde noch zwei bedeutende Männer der ernſte Todesruf, die beide, jeder in ſeiner Art, wohl den erſten Platz in Frankreich einnahmen: Ingres und Couſin, jener als Maler, dieſer als Philoſoph und Gelehrter. Ingres war jedenfalls einer der genialſten Künſtler ſeiner Zeit, der in ſeiner langen, faſt ſiebenzigjährigen Laufbahn (er iſt im fünfundachtzigſten Jahre geſtorben) Gewaltiges geleiſtet hat, und dem an Fruchtbarkeit höchſtens Horace Vernet an die Seite zu ſtellen iſt, den er aber entſchieden an

Kraft und Fülle der Conception übertraf. Er ist der eigentliche Gründer der modernen idealistischen Schule, als Gegensatz zu den Romantikern, was die vielen Angriffe erkärt, die ihm fast bis an sein Ende zu Theil wurden. Die eclatante Anerkennung aber, die er auf der Pariser Weltausstellung 1855 erhielt, wo in einem besondern Saale fünfzig seiner besten Bilder ausgestellt waren, die einstimmig den ersten Preis unter den Gemälden aller lebenden Künstler davontrugen, versöhnte ihn leicht mit seinen Gegnern. Der Kaiser ernannte ihn, als einziges Beispiel bis jetzt, im Jahre 1862 zum Senator. Ingres war ein großer Verehrer deutscher Musik, und noch zwei Tage vor seinem Tode hatte er in seiner Wohnung auf dem Quai Voltaire ein Concert veranstaltet, in welchem er seine drei Lieblinge, Mozart, Haydn und Beethoven, zum letzten Male hörte. In der französischen Kunstgeschichte ist sein Name unsterblich.

Cousin's Ruhm ist vielleicht weniger unantastbar; seine spätern Schriften jedoch, in denen er alle Philosophie auf die Moral und alle Moral auf die Religion zurückführt, machen die Irrthümer seiner früheren Jahre wieder gut. Er bildete Anno 1830 mit Guizot und Villemain die berühmte Trias an der Sorbonne. Ob er durch seine Vulgarisation — wie er selbst es benennt — der Werke Hegel's und Schelling's, nachdem er bereits früher Vorlesungen über Kant und Fichte gehalten, den Gebildeten seiner Nation einen großen Dienst geleistet, wagen wir nicht zu entscheiden. Literarisch bedeutender sind jedenfalls seine Bearbeitungen des Proclus und

Carteſius und vorzüglich ſeine Ueberſetzung der Werke Plato's. Man erzählte ſich hier oft, halb ſcherzhaft halb im Ernſt, daß er bei jenen Arbeiten vielfach deutſche Gelehrte, u. A. Böckh in Berlin, um Rath gefragt habe, — immerhin ein Compliment für uns, aber gewißlich für ihn kein testimonium paupertatis. Couſin wurde von Louis Philippe zum Pair von Frankreich gemacht und war auch einige Jahre lang Unterrichtsminiſter. Nach dem Staatsſtreiche lebte er ganz zurückgezogen; der jetzige Kaiſer ſchätzte ihn ſehr und ließ ihn mehrfach zu ſich in die Tuilerien beſcheiden. Das Gerücht ſetzte ihn ſogar auf die neue Senatorenliſte. Seine koſtbare Bibliothek, die auf mehrere hunderttauſend Franken geſchätzt wird, ſoll er der Univerſität von Paris vermacht haben, und zwar mit einem bedeutenden Legat zur Anſtellung eines Bibliothekars. . . . . .

Aber, aber! auf dieſe Weiſe ſind wir weit abgekommen von unſerm eigentlichen Thema; wir brauchen freilich, wie man im Mecklenburgiſchen ſagt, nur der Naſe nach zu gehen, um alsbald wieder darauf zu ſtoßen. Wir wollten indeß, gleichſam im Vorübergehen, für jene Todten ein flüchtiges Gedenkblatt niederlegen; ſchon der Lebende geht in dem großen Weltmeere Paris ſofort unter, wenn er ſich nicht durch eigene Kraft, wie ein guter Schwimmer über den Wogen erhält: um wie vielmehr der Geſtorbene! „La mort c'est l'oubli," ſagt ein franzöſiſches Sprichwort, und Veuillot ſagt ein Mal: „Was iſt das Leben, wenn man an den Tod denkt?" So kommen wir auf unſern Autor zurück, den wir

immer wieder den böſen Mann in der Rue du Bac nennen müſſen; denn auch die zweite Hälfte ſeines Buches (nur durch die erſte haben wir uns bis jetzt hindurch gearbeitet, lieber Leſer) iſt um nichts erfreulicher oder verſöhnlicher. Daher nur ganz kurz und auch nur, weil wir es verſprochen haben, noch ein Wort über die Koryphäen der Literatur.

Veuillot vergleicht Victor Hugo mit dem Klavier-Tauſendkünſtler Liszt, der einmal eine ſo gigantiſche Compoſition geſchrieben hatte, daß ſie techniſch nur auf eine Weiſe ausgeführt werden konnte, indem nämlich der Virtuoſe, weil ſeine beiden Hände vollauf in den Höhen und Tiefen beſchäftigt waren, die nöthigen Mitteltöne mit der Naſenſpitze anſchlagen mußte: — ein Berliner Witz, wie ich eben höre, den ich ſchon Veuillot ſelbſt zuſchreiben wollte, der aber auf Hugo's letzte Arbeiten ſehr gut paßt. Das verhindert dieſen natürlich nicht, ein eben ſo großer Dichter zu ſein, wie Liszt ein großer Künſtler. Veuillot macht außerdem die parlamentariſche Laufbahn Hugo's lächerlich, was im Grunde überflüſſig war, da Jedermann das Fiasco des großen Exiliirten in dieſer Hinſicht kennt.

Die Sand, mit ihren kläglichen weiblichen Emancipationstheorieen, „die aber unglücklicher Weiſe unter allen lebenden Schriftſtellern den beſten Stil ſchreibt," durfte ebenfalls nicht leer ausgehen; die Auslaſſung über ſie iſt jedoch nur eine Wiederholung von bereits früher Geſagtem. Wir ſelbſt haben bei Beſprechung ihres Romans „Valvèdre," der am deutlichſten dieſe antiſociale Tendenz

vertritt, darauf hingewieſen. Auch „der Berühmteſte unter den Berühmten, der große Berliner Alexander," wird von Veuillot nicht vergeſſen. Das Capitel iſt pikant, ja faſt zu pikant, ſo daß es uns im Grunde ganz gelegen kommt, daſſelbe aus Mangel an Raum nicht herſetzen zu können. Aber geht Veuillot in ſeiner Anklage gegen Humboldt, den er des Atheismus bezüchtigt, nicht zu weit? Ich habe hier nämlich ſchon oft und namentlich von würdigen, aufgeklärten Prieſtern eine Antwort Humboldt's hören müſſen, welche derſelbe dem König von Preußen auf die Frage gegeben (haben ſoll!), was denn eigentlich ſein Endreſultat im Gebiete alles Forſchens und Wiſſens geweſen? „Sire, ich habe Gott überall geſucht und nirgends gefunden." Das Wort ſcheint mir ſo craß und, von allem Andern abgeſehen, ſo undiplomatiſch, daß ich Humboldt ſtets dagegen in Schutz genommen habe, da mir obendrein ein derartiger Paſſus in ſeinen Werken nicht bekannt iſt. Veuillot erinnert uns wieder daran und fügt als weitern Beleg die folgende, allerdings überaus fade Aeußerung Humboldt's hinzu, die er in ſeinem nachgelaſſenen Briefwechſel gefunden haben will: „Ein Erzchriſt fragte mich kürzlich, ob die Thierſeelen ebenfalls mit in dem göttlichen Erlöſungswerke einbegriffen ſeien, mit andern Worten, ob die Wanzen und Mücken auch in den Himmel kämen. Was! ſo ſollten mich dieſe Beſtien auch noch im Paradieſe quälen, und ich fände dort oben die Muskitos wieder, mit denen ich mich an den Ufern des Orenocco herumgeſchlagen?" Wie geſagt, wenn es wahr iſt, ſo darf man ſich wohl, trotz der Größe

des Mannes, der hier so sehr klein geredet, ein mitleidiges „o si tacuisses!“ erlauben.

Nach Humboldt: Renan. Der konnte nicht ausbleiben! aber die ironische Reihenfolge ist charakteristisch. Nur keine Furcht, lieber Leser, daß ich das alte abgestandene Gericht auf's neue, wenn auch mit einer Veuillot'schen Sauce, serviren werde. Man spricht überhaupt von Renan so wenig mehr, als man seine „Apostel“ kauft. Der Artikel Veuillot's ist indeß nur lustig und als Mittel gegen Hypochondrie zu empfehlen, indem unser Autor eine Biographie Renan's aus der ‚Opinion Nationale‘ abdruckt und mit einigen pikanten Commentaren versieht. Nichts Einfältigeres aber auch als jene Biographie, bei der man unwillkürlich an den Stoßseufzer denkt: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden“ u. s. w. „Renan,“ heißt es darin, „ist kurz und dick; er kleidet sich überaus gewöhnlich und trägt plumpe Schuhe. Er hat fast immer eine rothe Nase, die sich oft sogar mit kleinen Finnen („de petits boutons“) bedeckt; kurz, nichts in seiner ganzen äußern Erscheinung läßt auf den geistreichen Mann und auf den blühenden Stil („style fleuri“) schließen.“ Natürlich muß Veuillot sofort Nase und Stil vergleichen. Doch ich erinnere mich, schon früher einmal den Lesern versprochen zu haben, nie mehr etwas von oder über Renan zu vermelden.

Der letzte in dieser bunten, stark geschüttelten und gerüttelten Cohorte ist Théophile Gautier, der „‚Moniteur‘-Kunstrichter und -Musaget,“ und zwar in seinem Artikel über Heine, welcher der französischen Ausgabe der

Heine'ſchen Werke gewiſſermaßen als Vorrede dient. In Deutſchland iſt wohl das Urtheil über Heine längſt fixirt: man liebt den Poeten, ſchätzt den Proſaiker, bewundert Beide und bemüht ſich, darüber den Menſchen zu vergeſſen. Ich glaube nicht, daß man ein gelinderes Urtheil, will man anders gerecht ſein, über ihn fällen kann. Die nachträgliche Glorification Heine's durch Gautier iſt mithin unpaſſend, und, weil er ſich dabei auf Heine's materialiſtiſchen Standpunkt ſtellt, verwerflich. Doch nehmen wir für uns auch hier wieder nur die ſpaßhafte Seite; die andere iſt gar zu unerquicklich.

Gautier ſchildert uns Heine „auf der Höhe ſeiner Kraft und ſeines Ruhms" und entwirft von ſeiner Perſon ein Bild, wie es ſelbſt dem wärmſten ſeiner Verehrer in Deutſchland wohl nie in den Sinn und in die Feder gekommen iſt: „Ein ſchöner Mann von kräftigem, geſundem Körperbau, ein germaniſcher Apoll, mit hoher weißer Marmorſtirne, von einem blonden Lockenwalde dicht überſchattet; ſeine blauen Augen blitzten von Geiſt und Licht, und ſeine vollen Wangen hatten nichts von der bleichen Kränklichkeit ſeiner Zeit. Im Gegentheil, es blühten auf ihnen klaſſiſche Roſen (!), und die ſanfte hebräiſche Biegung (!) ſeiner Naſe ſtörte deren griechiſche Schönheit nicht. Seine harmoniſchen Lippen hatten in der Ruhe einen reizenden Ausdruck; aber wenn ſie redeten, flog von ihrem rothen Bogen Pfeil auf Pfeil, u. ſ. w." — „Hütet euch, ihr jungen Schriftſteller," ſagt Veuillot, „vor der Farbenſchachtel, ſelbſt vor der officiellen, und begnügt euch einfach mit dem Dintenfaß. Weiß und

blond und blau und bleich, und rothe Roſen, und all die ſchwülſtigen Bilder: wie eine im Sande feſtgefahrene Miethkutſche.“ Und dabei kann Veuillot hier nur den Stil kritiſiren, da er Heine, wie er mir ſelbſt ſagte, nie geſehen hat. Der arme Heine! bei aller Pietät für den ſo kläglich Dahingeſtorbenen, — aber ein germaniſcher blondgelockter Apoll mit feurigen Augen und roſenrothen Wangen iſt er, auch in ſeinen beſten Jahren, nie geweſen. Schon als Kind ſah ich Heine oft, bevor ich ihn hier in ſeiner „Matrazengruft“ in der Rue d'Amſterdam beſuchte; von den Gautier'ſchen Phraſen paßt jedoch nach meiner Erinnerung auch nicht eine auf ihn. Und dann — die Hand auf's Herz! — iſt eine ſolche Schilderung würdig des Dichters und Schriftſtellers Heine, von dem Menſchen Heine ganz abgeſehen?

Aber jetzt endlich ein geſperrt gedrucktes „Sapienti sat“: das böſe Buch zugeſchlagen und einen Blick zum Fenſter hinaus auf den blauen Himmel, an welchem gerade die heitere, helle Sonne ſteht. Freilich iſt es draußen Winter mit Schnee und Eis; aber die Blätter und Blumen werden ſchon wieder kommen, um uns zu tröſten und zu erfreuen. So iſt es auch mit Paris: viel Schmutziges und Schlechtes, viel Miſère, materielle ſowohl wie ſociale und moraliſche, — aber auch viel Gutes und Reines, viel Edles und Erhebendes. Der Menſch ſelbſt beſteht ja ebenfalls aus Dunkel und Licht, und das chriſtliche Sittengeſetz gebietet uns, dieſes über jenes nicht zu verkennen. Und nun Adieu, du böſer Mann in der Rue du Bac. Aber wenn wir ihn wieder

beſuchen, ſo werden wir ihm erzählen, daß wir unſern deutſchen Leſern verſichert haben, er ſei gar nicht ſo böſe, wie man nach ſeinen „Odeurs“ glauben ſollte. Wenn es nur von meiner Wohnung bis zur „Kloſterfrau“ in Köln nicht ſo weit wäre — Doctor B. behauptet näm=lich, daß ich als „Ultramontaner“ dieſe Firma der Farina'ſchen vorziehe — ſo kaufte ich dort ein großes Flacon Eau de Cologne, das ich dem guten Veuillot ſchenken würde, um ihn auf wohlriechendere Gedanken zu bringen.

Lückenbüßer als Nachtrag zu den faits divers.

Allzugroße Ehrlichkeit eines Pariſer Droſchkenkutſchers. — Raffinirte Diebinnen. — Ein noch raffinirterer Dieb. — Eine rührende Geſchichte. — Ein Wunder-Exemplar von einem Hund. — Künſtlich ausgebrütete Küchlein. — Ein Heirathsbureau. — Eine Damenſchneiderrechnung. — Eine Geſpenſtergeſchichte, wie ſie ſein muß. — Zwei Gannerinnen aus der Schweiz.

Die Ehrlichkeit der Pariſer Droſchkenkutſcher iſt bekannt; ſie iſt faſt eben ſo groß als ihre Grobheit, und das will viel ſagen; ja eben um jener willen verzeihen wir ihnen faſt dieſe. Wer iſt nicht froh, wenn er ſein im Wagen vergeſſenes Portemonnaie oder Portefeuille am nächſten Morgen auf dem Centralbureau reclamiren und ſein Eigenthum ungeſchmälert in Empfang nehmen kann? Und doch kann ein ſolcher gewiſſenhafter Automedon höchſt fatale Complicationen herbeiführen; ſo z. B. die folgende. Eine Dame nimmt einen Fiaker, macht verſchiedene Wege und läßt ſich endlich nach Hauſe fahren. Sie vergißt ihr Portemonnaie im Wagen, merkt aber den Verluſt erſt ſpäter und ſagt auch ihrem Manne nichts davon, um ihn nicht unnöthiger Weiſe zu betrüben; ſie hat ihn ſo lieb, ihren Mann, und erſpart ihm gern jede Verdrießlichkeit und jeden Aerger. Schon am

nächſten Tage meldet ſich der Kutſcher in Perſon; er hat das Portemonnaie gefunden und ſich, als ehrlicher Mann, nicht begnügt, daſſelbe vorſchriftsmäßig zu deponiren, ſondern er bringt es ſofort der Eigenthümerin zurück. Denn neben dem Gelde lag glücklicher Weiſe ein kleines Briefchen, wodurch er die Adreſſe der Dame erfuhr. „Glücklicher Weiſe," wie geſagt. Die Dame iſt zufällig nicht zu Hauſe, und der Gemahl empfängt den guten, den ehrlichen Mann und gibt ihm auch ein anſtändiges Trinkgeld. Darauf reizt ihn die Neugier, zu ſehen, was denn in dem kleinen Briefchen Schönes ſteht. Verrath und Entſetzen! Ein „Vetter" ſeiner Frau, dem er ſchon früher aus guten Gründen ſein Haus verboten, und der alsdann, wie ſie unter Betheuerung ihrer Unſchuld feſt verſichert hatte, nach Havre abgereist war, meldet ſich zu einem neuen Rendezvous und noch dazu, quelle horreur, im Café Anglais! Einige obligate ſchlechte Witze in Bezug auf den leichtgläubigen Gatten und die ihm gedrehte lange Naſe bilden das Poſtſcriptum. . . . „Auf ewig dein Getreuer!" Mittlerweile kommt die Gattin nach Hauſe, und die nun folgende Eheſtandsſcene brauchen wir nicht zu ſchildern. Aber bei dieſer Scene allein ſollte es ſein Bewenden nicht haben; der erzürnte Ehemann droht mit einer gerichtlichen Klage, bis ſich zuletzt Freunde in's Mittel legen und für die reuige Frau Verzeihung erwirken, zumal der „Vetter" jetzt wirklich nach Havre abgereist iſt, um ſich von da nach America einzuſchiffen. Wenn's nur wahr iſt. Trotzdem iſt der eheliche Friede des Paars getrübt, vielleicht

auf lange hin, und das alles durch die unſelige übertriebene Ehrlichkeit eines Droſchkenkutſchers! —

Ein anderes Bild: Auf was für Manier man, mit Erlaubniß zu ſagen, in Paris ſtiehlt. Eine elegant gekleidete Dame tritt in einen Juwelierladen der Rue de la Paix und verlangt Ohrringe, Brochen und dergleichen zu ſehen: man legt ihr eine reiche Auswahl vor. Sie muſtert alles mit vornehmer Geringſchätzung und zeigt ſogar ihre eigenen koſtbaren Ohrgehänge als Muſter. Entſchieden eine Frau von hohem Stande, vielleicht eine fremde Fürſtin; man ſetzt daher alles in Bewegung, ſie nach Wunſch zu bedienen. Unterdeſſen läßt ſich ein alter zerlumpter Mann mit einer Drehorgel vor dem Laden hören, noch dazu ſo dicht an der Thür, daß man vor der disharmoniſchen Muſik kaum ſein eigen Wort verſtehen kann. „Mon Dieu!“ ruft die Dame, deren zarte Nerven von dem barbariſchen Lärm afficirt werden, und winkt dem Alten, halb ſcherzend, halb unwillig, durch die Spiegelſcheiben zu, damit er ſchweige. Dieſer zieht ehrerbietig die Mütze, öffnet ſchüchtern die Ladenthür und bittet um eine Gabe. Unſere Dame nimmt ein kleines Geldſtück aus ihrem Portemonnaie und reicht es dem Alten, der ſich mit tiefen Kratzfüßen zurückzieht. Dann wird weiter ausgeſucht und gewählt und bei Seite gelegt; da es ſich aber um ein Hochzeitsgeſchenk handelt, ſo will die gnädige Frau noch eine Freundin zu Rathe ziehen und morgen wiederkommen. Sie grüßt mit fürſtlichem Anſtande und geht gemeſſenen Schrittes davon, wobei die reichen Falten ihrer dunkeln Sammtrobe

ſich wirklich wunderſchön ausnehmen. Erſt ſpäter, als der Juwelier alle ſeine ausgekramten, koſtbaren Sieben=ſachen in die verſchiedenen Geſtelle und Fächer zurücklegt, merkt er zu ſeinem Schrecken, daß ihm ein großer Soli=tair fehlt, juſt einer ſeiner ſchönſten Brillanten, im Werth von ſieben, achttauſend Franken. Man ſucht in allen Ecken und Winkeln, kehrt den ganzen Laden um — man findet nichts. Sollte die Dame? . . . . Unmöglich! Auch hat man ja kein Auge von ihr verwandt. Aber der Brillant iſt und bleibt trotz alledem verſchwunden; denn jene Dame war nichts als eine geſchickte Diebin, und der alte muſicirende Bettler in Lumpen obenein ihr eigener Vater. Die ganze Drehorgel=Geſchichte war eine abge=kartete Gaunerei, und das ſcheinbar aus dem Portemon=naie hervorgeholte und als Almoſen gegebene Geldſtück war eben der escamotirte Brillant, den der Alte längſt in Sicherheit gebracht hatte, als ſich die Dame noch immer unbefangen andere Juwelen vorlegen ließ. Hätte man während ihrer Anweſenheit im Laden (und darin beſtand gerade die Fineſſe des Streichs) den fehlenden Stein bemerkt, ſo hätte Madame natürlich die Entrüſtete geſpielt und ſich auf das genaueſte unterſuchen laſſen, um ihre Unſchuld darzuthun. Wer wäre dabei wohl auf den Gedanken gekommen, daß der zerlumpte Kittel und die prächtige Sammtrobe ſo nahe verwandt ſeien? Auf der Polizeipräfectur erfuhr man ſpäter dieſe ſaubern Détails; denn endlich hatte man das Spitzbubenpaar doch attrapirt.

Oder auch das folgende Kunſtſtück. Wieder eine

elegante Dame — meine Leſerinnen werden mir noch böſe werden, daß ich heute nur aus dem ſchönen Geſchlecht meine Geſchichten wähle; aber nur Geduld, es wird gleich nachher auch ein eleganter Herr kommen — und wieder ein Juwelier. Auch wieder das alte Manöver mit dem Beſehen und Ausſuchen und der Schwierigkeit, ſich zu entſcheiden; dies Mal handelt es ſich um Buſennadeln. Madame findet ebenfalls nichts ſo recht nach ihrem Geſchmack, bittet um Entſchuldigung und geht davon. Kaum iſt ſie zum Laden hinaus, ſo merkt der Commis, daß ihm eine Brillantnadel fehlt; er beſinnt ſich aber nicht lange, ſondern läuft ſchnell der Dame nach und holt ſie ein, wie ſie gerade um die Straßenecke biegt. „Madame, Madame," ſtottert er athemlos und verlegen, „ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, aber .... aber es fehlt uns eine Nadel, gerade die große, ſchöne, mit dem blauen Steine." Die Dame erſchrickt und ruft in edlem Zorn: „Monſieur, für wen halten Sie mich? ich bin die Comteſſe Ypſilon, glauben Sie, daß ich im Stande wäre, Sie zu beſtehl . . .?" — Aber die würdige Frau vollendet nicht, denn ſieh da, ſieh da! der Commis hat mittlerweile in dem Spitzenbeſatz ihres Aermels die Nadel entdeckt, die einfach dort, und ſelbſtverſtändlich ohne alles Zuthun der Dame, hängen geblieben ſein mußte. Sie hatte das Kleinod ſchon, ohne es zu ahnen, ſolchergeſtalt ein Stück Wegs über die Straße getragen; nun lacht ſie ſelbſt über dieſen ſeltſamen Zufall und ſagt herablaſſend zu dem jungen Mann, der ſie wegen ſeiner Heftigkeit um Verzeihung bittet: „Im

Gegentheil, Sie haben ganz Recht gethan, mir ſofort zu folgen; denken Sie ſich nur, wenn auch ich die Nadel nicht gefunden hätte, ſo wäre ich ja in Ihren Augen eine Diebin geweſen.“ O noble Gräfin Ypſilon! — Auch ſie wurde endlich abgefaßt, und es kam heraus, daß ſie an einem Tage in vier verſchiedenen Läden dieſe Aermelbeſatzſcene geſpielt hatte.

Die Pariſer Juweliere ſind überaus ſchlimm daran; denn ſie werden von den Gaunern am meiſten heimgeſucht, und, ob ſie auch noch ſo ſehr auf ihrer Hut ſind, doch noch immer hin und wieder von einem durchtriebenen Spitzbuben angeführt. So ſoll ſich bei Fontana im Palais-Royal, wo vor einigen Jahren der große Diamanten-Diebſtahl paſſirte, jetzt eine Vorrichtung im Laden befinden, vermittels welcher ein Commis im Nebenzimmer durch ein Loch in der Mauer alle Käufer ungeſehen beobachten kann, um bei der geringſten verdächtigen Bewegung ſogleich Lärm zu machen. Verbürgen können wir dieſe Notiz freilich nicht, aber wir glauben es gern, daß ein Geſchäftsmann, der oft ſeinen Kunden auf einen Quadratfuß Raum für eine halbe Million Edelſteine hinlegt, zu allen möglichen Mitteln greift, um ſein Eigenthum zu ſichern, vorzüglich wenn er, wie der genannte Juwelier ſchon ſo ſchlimme Erfahrungen gemacht hat. „Es gibt nur ein einziges, ganz ſicheres Mittel, uns vor Dieben zu ſchützen,“ ſoll Fontana damals vor Gericht geſagt haben, „nämlich unſere Läden zu ſchließen; — aber wie alsdann Geſchäfte machen?“

Doch jetzt zu dem verſprochenen eleganten Herrn.

Er ſitzt an der Table d'Hôte im Hôtel Mirabeau, das wir, nebenbei bemerkt, allen Feinſchmeckern unter unſern Leſern beſonders empfehlen, denn man ſpeist dort noch beſſer, als im Grand-Hôtel. Unſer Held gehört zu jener Klaſſe von Männern, wie ſie ſchon verſchiedentlich in unſern „Bildern" aufgetreten ſind: feine Manieren und feine Wäſche, Gentleman und weitgereist, intereſſante Unterhaltung in drei, vier Sprachen, überaus mäßig im Eſſen und Trinken, ſehr aufmerkſam gegen Damen, vornehm reſervirt indeß gegen Herren, bis er ihnen vorgeſtellt iſt, aber alsdann ein angenehmer Geſellſchafter, der viel geſehen und erlebt hat, ſelbſtverſtändlich eine bunte Bandroſe im Knopfloch, kurz, eine wahre Table-d'Hôte-Perle an Liebenswürdigkeit und Diſtinction. Er trägt einen wunderſchönen Brillantring am Finger, und zwar einen echten; wenigſtens behauptet dies ein Gaſt, der ihm gegenüber ſitzt und der ſich darauf verſtehen muß, denn es iſt ein Edelſteinhändler. Er bringt auch beim Nachtiſch das Geſpräch abſichtlich auf den Ring und macht dem Eigenthümer ein Compliment darüber. Dieſer lächelt und ſagt treuherzig: „Alſo auch Sie laſſen ſich durch den Schein täuſchen; Sie ſind indeß der Erſte nicht, denn es iſt mir dies ſchon oft mit dem Ringe paſſirt. Der Stein iſt nicht echt, ſondern nur ein Glasfluß ohne Werth, freilich ſo vortrefflich nachgemacht, daß ich ihn deswegen zum Spaß trage. Auch hier mein Nachbar hat mich bereits nach dem Preiſe gefragt und ob ich ihn verkaufen wolle." Der Nachbar, ein reicher Gutsbeſitzer aus der Provinz, bejaht dies, fügt aber doch

als ehrsamer Kleinstädter bedächtig hinzu: „Natürlich würde ich ihn erst von einem Sachverständigen taxiren lassen.“ — „Und der würde Ihnen alsdann sagen, daß Sie sich durch die schöne goldene Fassung bestechen lassen, und daß der Brillant selbst ein Glasfluß zu zehn Franken ist.“

Der Edelsteinhändler hat erstaunt zugehört; sollte er sich wirklich täuschen? Er bittet sich den Ring aus, um ihn näher zu besehen, und der Herr reicht ihm demselben unbefangen über die Tafel hinüber. „Monsieur,“ ruft Jener darauf, nachdem er ihn aufmerksam von allen Seiten betrachtet hat, „der Stein ist echt, das versichere ich Ihnen als Sachverständiger, denn es ist mein Fach; es ist ein brasilianischer Brillant und wenigstens viertausend Franken werth, die ich selbst Ihnen zahlen würde, wenn sich nicht bereits ein Liebhaber gefunden hätte.“ — „Eine hübsche Geschichte,“ entgegnet der Andere lachend, „ich einen Glasfluß für echt verkaufen! da wäre ich ja einfach ein Gauner!“ — „Echt oder nicht echt, Monsieur, Ihr Herr Nachbar kann Ihren Glasfluß, wie Sie ihn nennen, getrost und auf meine Garantie mit viertausend Franken bezahlen und macht dabei noch immer ein gutes Geschäft.“ — Bei diesen kategorischen Worten fängt der Nachbar Feuer und wiederholt seinen Antrag. Der Fremde thut, als wäre es Scherz und antwortet ausweichend. — „Wissen Sie was,“ sagt darauf der Edelsteinhändler, „geben Sie mir den Ring auf ein paar Stunden mit; ich habe bei Halphen zu thun“ (die Gebrüder H. sind die ersten

Diamantenhändler von Paris) „und werde die entscheiden lassen, wenn Sie mir durchaus nicht glauben wollen.“ — „Und ich gehe mit Ihnen,“ sagt der Nachbar hastig, „wenn Sie's erlauben.“ — „Ich wollte es Ihnen gerade vorschlagen, Monsieur,“ war die Antwort. — Abgemacht. Der Fremde gibt den Ring und lacht von neuem, indem er mit komischem Ernste hinzufügt: „Ich vertraue Ihnen also mein kostbares Kleinod an; verlieren Sie es nur nicht, denn die Insertionskosten, um es wieder zu bekommen, dürften leicht mehr betragen, als es werth ist.“ — Die Herren machen sich auf den Weg. Abends beim Souper gibt der Edelsteinhändler den Ring seinem Eigenthümer zurück und sagt mit triumphirender Miene: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte! Der Ring ist echt, ganz wie ich Ihnen versicherte, ein brasilianischer Stein zu viertausend Franken;“ (daß man ihn bei Halphen auf fünf- bis sechstausend taxirt hatte, verschwieg er wohlweislich.) „Merci“, entgegnete der Fremde, „für die Aufklärung, die Sie mir geben, ich wußte es wirklich nicht; es ist ein Erbstück und ich habe ihn stets für falsch gehalten.“ Und mit diesen Worten steckt er ihn gleichgültig wieder an. Aber der Nachbar läßt ihm keine Ruhe und bietet ihm jetzt sogar viertausend fünfhundert Franken. — „Nous verrons,“ sagt der Fremde verbindlich, „wir haben ja das Vergnügen, uns morgen wieder zu sehen.“

Am nächsten Morgen klopft es bei unserm Gutsbesitzer an, und (ein glückliches Omen!) der Brillanten-Herr erscheint. „Ich habe mich besonnen, cher Monsieur,

und wenn Ihnen wirklich darum zu thun ist, den Ring zu besitzen, so will ich Ihnen denselben verkaufen. Ich kann es jetzt mit gutem Gewissen thun, da Sie sich ja selbst von seiner Echtheit überzeugt haben;“ und reicht ihm das blitzende Kleinod. Der Andere zahlt hocherfreut die viertausend fünfhundert Franken, und der Fremde empfiehlt sich, nicht ohne, von der Treppe aus, zurückzurufen: „Die Flasche Champagner, die wir zu Ehren des Geschäfts diesen Abend bei Tische trinken müssen, ist aber auf meine Kosten!“ Dann ging er, und eine Stunde später konnte man einen feingekleideten Herrn am Nordbahnhofe ein Billet nach Boulogne nehmen sehen, um von da mit dem Dampfschiffe nach England zu reisen. Unser Gutsbesitzer sah ihn freilich nicht. Stolz wie ein Fürst setzt er sich Abends an die Table d'hôte; der Platz des Fremden neben ihm ist noch leer, aber der Edelsteinhändler sitzt ihm bereits gegenüber; dem hält er mit freundlichem Gruß seine rechte Hand entgegen, die über Nacht um so und so viel tausend Franken theuerer geworden war. „Er hat ihnen den Ring also doch verkauft,“ ruft Jener. „Sie können von Glück sagen; ein famoses Geschäft!“ Ueber dem Essen (der fremde Herr kommt seltsamer Weise noch immer nicht) fixirt der Edelsteinhändler verschiedentlich den kostbaren Zeigefinger des Gutsbesitzers und sagt auf ein Mal hastig: „Bitte, zeigen Sie mir doch noch ein Mal den Ring.“ Kaum hat er ihn in der Hand, so ruft er wie vom Blitz getroffen: „Sapperment und alle Wetter! Monsieur, der Stein ist falsch! falsch, falsch, sag' ich

Ihnen! ein infamer Betrug! Die Faſſung iſt ganz dieſelbe, aber der Brillant von geſtern iſt es nicht. Ein Glasfluß, freilich auf das täuſchendſte nachgemacht, aber ohne Werth, oder wenn Sie wollen, zehn Franken. Quel coquin!“

Der Gutsbeſitzer wird weiß, wie ſeine Serviette, der Biſſen bleibt ihm im Halſe ſtecken, die Gabel fällt ihm aus der Hand: „Falſch?“ ſtammelt er; „unmöglich, unmöglich! Es iſt ja ganz derſelbe Ring; er brachte ihn mir dieſen Morgen auf mein Zimmer; aber wo mag er nur ſtecken?“ — Dieſer ſtand ſchon „auf hohem Verdeck zu Schiff,“ wie der Dichter ſingt. Die ganze Tafel kam in Aufruhr; man ruft den Wirth und fragt ihn nach dem bewußten Herrn. Auch der Wirth kennt ihn nicht weiter, er habe gehört, es ſei der Graf ſo und ſo, Place Vendôme Nummer 19; im Hôtel Mirabeau ſpeiſen täglich über 100 Perſonen, von denen über die Hälfte ganz unbekannt iſt. Ein Kellner wird ſofort an die bezeichnete Adreſſe abgeſchickt: er kommt mit langem Geſicht zurück, in Nummer 19 weiß man von keinem Brillanten-Grafen. „Oh le coquin! le coquin!“ rufen die Gäſte von allen Seiten und laſſen ſich die Geſchichte noch ein Mal erzählen; dann lachen ſie und ſpeiſen weiter. Wer aber nicht lacht und auch nicht weiter ſpeist, iſt unſer Gutsbeſitzer mit dem koſtbaren Stück Fenſterglas am Finger; er fährt auf die Polizei und erzählt ſein „theueres“ Abenteuer. Dort iſt ſchon eine ähnliche Geſchichte aus Brüſſel gemeldet worden. . . . Der feine Herr mit dem Ringe ſcheint darauf zu reiſen. Er hat einen

echten Brillanten und, Gott weiß, wie viel falſche. „Aber verflucht pfiffig ausgedacht iſt der Streich,“ rief der Edelſteinhändler, „den Kerl ſoll ja der Henker holen!“ — Ein frommer Wunſch, dem wir uns von Herzen anſchließen.

Nach den Gauner- und Diebesgeſchichten die rührenden; nur vorher in Bezug auf die letzte eine kleine Notiz zur Verſtändigung.

Kaum hatte ich ſie niedergeſchrieben, ſo wollte es mich bedünken, als hätte ich ſie vor Jahren ſchon einmal irgendwo, Gott weiß, bei welcher Gelegenheit, erzählt.

Sollte dieſe Befürchtung begründet ſein, ſo wäre dieſer Umſtand ganz charakteriſtiſch und entſpräche völlig unſerem Lückenbüßerthema; denn die hieſigen Zeitungen bringen ſehr oft alte Geſchichten zum zweiten und dritten Mal, ohne es zu wiſſen, oder in der unſchuldigen Hoffnung, der Leſer möge ſie vergeſſen haben. „Tiens,“ ſagt man alsdann bei ſolcher Gelegenheit, „mir ſcheint, als hätt' ich das ſchon früher mal geleſen“ („im alten Meidinger, oder ſonſtwo,“ ſetzt man in Deutſchland hinzu); aber man wird nicht weiter böſe und denkt namentlich nicht daran, dem Berichterſtatter deshalb einen Proceß zu machen. —

Nun aber, Burgfräulein Kunigunde, von den Ufern des Rheins, die Sie mir kürzlich einen ſo liebenswürdigen Brief ſchickten, halten Sie ein Taſchentuch in Bereitſchaft; denn ich fürchte, die folgende Erzählung geht nicht trocken ab. Wenn Sie hier in Paris lebten, ſo gehörten Sie gewiß auch dem Vincenz-Verein an, und

die kümmerlichen Dachſtuben der Vorſtädte wären Ihnen alsdann, wie ſo manchen hieſigen mildthätigen Damen, nichts Neues; im Gegentheil, Ihre zarten Füße hätten ſich längſt an die fünf oder ſechs ſteilen, ſchlüpfrigen Treppen gewöhnt, um den Armen und Nothleidenden in Perſon, — denn das iſt das wahre chriſtliche Almoſen, — Unterſtützung und Troſt zu bringen. In einer jener Manſarden, deren es in Paris viele tauſend gibt, ſpielt das traurige Drama; aber nur getroſt, im letzten Act, ganz wie im Theater, löst es ſich in Glück auf und in Freude. Das will ich nur gleich vorausſchicken, um Sie, verehrtes Burgfräulein, und die anderen Leſerinnen mit Ihnen, nicht allzuſehr zu ängſtigen. Gehen wir daher auch über die traurigen Einzelheiten hinweg, die obendrein bei dieſer Familie dieſelben ſind, wie bei allen Proletariern; denn das Elend tritt überall mit gleichförmiger Conſequenz auf und zeigt uns ironiſch, wie wenn es unſer Mitgefühl abſtumpfen wollte, allenthalben dieſelben papierverklebten Fenſterſcheiben, denſelben wackelnden Kamin mit dem Aſchenhaufen ohne Feuer, dieſelben halbzerbrochenen irdenen Gefäße, dieſelbe Strohſchütte im Winkel mit der blaſſen, lumpenverhüllten Leidensgeſtalt einer kranken Frau, drei abgemagerte, nach Brod ſchreiende Kinder, und einen verzweifelnden Vater, der keinen Rath weiß. Er hat bis dahin noch in der nahen Knopf-Fabrik in ſechszehnſtündiger Arbeit einen kärglichen Tagelohn von drei Franken, faſt wie ein Blutgeld, verdient, von dem er oft die Hälfte und mehr für nutzloſe Medicamente verausgabte und ſich nie ſatt aß,

um ſeinen Kindern nichts zu entziehen; jetzt iſt er ſelber krank geworden und kann nicht mehr. Das Fieber, gegen das er Wochen lang, ohne ein Wort zu ſagen, angekämpft, hat ihn endlich bezwungen: Krankheit geht mit dem Elend als ſchreckliche Schweſter Hand in Hand, und der Stärkſte erliegt endlich unter dieſem tödtlichen Doppeldruck. Er iſt neben ſeiner Frau niedergeſunken und er muß ein guter Chriſt ſein, um ſich nicht den Tod zu wünſchen und gegen Gott zu murren. — „Uebertrieben!“ hör' ich hinter mir eine Stimme, die faſt klingt wie die des Doctor B., der mir als Kritiker immer auf den Ferſen ſitzt. Aber der gute Berliner iſt weit von hier und mit ſtolzen Annexionsgedanken beſchäftigt; er, der ſich damals über die Zwanzigſous-Tricolore moquirte, die ich zur Feier des annectirten Savoyens als kühner Kosmopolit aus meinem Fenſter hinaushängte . . . . Alſo von ihm kam das Wort nicht; aber wer es mir auch zugerufen, dem antworte ich einfach durch die Einladung, ſich hierher zu bemühen, wenn auch nur auf einen Tag; ich will ihn noch dazu gern zum Frühſtück einladen, aber ihm dann auch Dinge zeigen, daß er nicht allein den obigen Vorwurf zurücknehmen, ſondern ſich wohl gar den Worten des Biſchofs von Orleans, dieſes unermüdlichſten aller Armenprediger, anſchließen wird: „Uebertreiben? Grand Dieu! ich ſage noch nicht einmal den zehnten Theil.“ Habe ich doch bei meiner Fenſterſchau im vorigen Bande, um das heitere Bild nicht zu trüben, nichts von den vielen armen Leuten erzählt, die ebenfalls einen bedeutenden Theil des Trottoir-

Publicums ausmachen. So auch z. B. nichts von jener jungen Frau, keine Bettlerin, ſondern eine Arbeiterin, aber ohne Arbeit, die neulich in unſerm Thorwege vor Hunger geradezu umfiel, und der wir in unvorſichtiger Haſt eine Schale Bouillon reichten, die ſie ſo ſchnell verſchlang, daß ſie ſich Lippen und Geſicht verbrannte. Von Uebertreibung kann daher, wie geſagt, in Bezug auf das Pariſer Elend, ſo leicht nicht die Rede ſein.

Die Lage jener armen Leute war wirklich ſo, wie wir ſie eben geſchildert. Der Vater winkte noch ſein älteſtes Kind, ein Mädchen von kaum zwölf Jahren, an ſich heran und flüſterte ihm zu: „Ich kann nicht mehr, ſieh zu, ob du etwas Geld oder etwas Brod bekommſt; bettele, wenn's nicht anders geht, thu' es für deine beiden kleinen Brüder, die ſeit geſtern Mittag nichts gegeſſen haben." . . . Dann fiel er ohnmächtig zurück. Das Mädchen eilte haſtig die Treppen hinab, aber unten auf der Straße überfiel es ſie wie Todesangſt; ſie war an Noth und Entbehrung gewöhnt, aber — — gebettelt, gebettelt hatte ſie nie! Fliegende Röthe bedeckte ihr bleiches Geſicht, als ſie gegen den erſten Vorübergehenden die bittende Hand ausſtreckte, ohne ein Wort zu ſagen, denn ſie konnte keines hervorbringen. „Faules Kind! ſo arbeite doch!" war die barſche Antwort. Ein Anderer drohte gar mit dem Stadtſergenten und fragte ſie, ob ſie ſich denn gar nicht ſchäme, zu betteln. Die Kleine verlor faſt die Beſinnung, aber (denn das Elend hatte ſie vor der Zeit gereift) ſie ermannte ſich ſofort wieder und zwar zu einem letzten verzweifelnden Schritte.

In der Dachstube war es mittlerweile still geworden. Der Mann und die Frau ruhten in dumpfer Betäubung, und vor dem kalten Kamine saßen die beiden hungernden Kinder und sagten nichts, denn ihre kleinen Seelen verstanden es nicht. Hungernde Kinder sind wohl die schrecklichste Vorstellung, die den Menschengeist erschüttern kann. Die banalsten Sprichwörter, lieber Leser, sind eben nur deswegen so banal, weil sie so wahr sind; dahin gehört auch dasjenige: „Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülf' am nächsten." So auch hier. Denn als das Elend am Aeußersten angelangt zu sein schien, da öffnete sich leise die Thür des Dachzimmers, und der Retter tritt ein, und zwar in Gestalt eines reizenden, blondgelockten Mädchens, ganz wie ein Engel; eine Dienerin bleibt mit einem Korbe auf der Schwelle stehen. „Mich sendet Ihre Tochter," sagt das kleine Fräulein zu den Eltern, die aus ihrem Fieberschlummer erwachen und zu träumen glauben, als sie die liebliche, elegante Erscheinung an ihrem ärmlichen Lager sehen; — „mich sendet Ihre Tochter, die noch bei meiner Mutter geblieben ist; ich bin nur schnell gekommen, um Ihnen zu essen zu bringen." Die Magd packt die Vorräthe aus, ein ganzes Mittagsmahl, macht Feuer im Kamin und beschäftigt sich alsdann mit der kranken Frau; der Mann ist vor Freude fast wieder gesund geworden, und die beiden Kinder essen und essen, fangen auch an zu schwatzen und zu lachen und thun bald ganz vertraut mit ihrer unbekannten Wohlthäterin. Seht ihr wohl, ihr armen Leute, der alte Gott lebt noch!

Wie aber war dieſe räthſelhafte Hülfe gekommen, ſo ſeltſam und unverhofft, daß ſie faſt wie ein Stück aus einem engliſchen oder americaniſchen Roman ausſieht, jenen Ländern, wo man ſo viel über die Armuth ſchreibt und ſo wenig dagegen thut?

Die unglückliche kleine Bettlerin war nach ihren vergeblichen Bitten um Almoſen davongelaufen, mit einem Entſchluß, den ihr die Verzweiflung eingab, nämlich ein Brod zu ſtehlen. Sie trat an einen Bäckerladen und ſchaute durch die Fenſter: es war zufällig kein Menſch darin; ſie ſchlich hinein, faßte ſich Muth, griff herzhaft nach einem Brod und flüchtete dann mit ihrem Raube. Aber aus dem offenen Hinterzimmer hatte man ſie geſehen, und die Bäckerfrau ſtürmte ſchreiend auf die Straße hinaus und dem Kinde nach, das auch bald eingeholt wurde und ſich von einer neugierigen Menge umgeben ſah. Einige alte Weiber ſchrieen Zeter über die frühzeitige Diebin, man ſtieß das Mädchen, das mehr todt als lebendig war, hin und her; man rief einen Polizeidiener, um es zu arretiren. „Ich bin keine Diebin," ſtammelte ſie in grenzenloſer Angſt, „meine Eltern ſind krank und meine Brüder haben kein Brod! . . . dort, in der andern Straße, oben in Nummer 9!" Sie wurde trotzdem halb ohnmächtig auf den nächſten Wachtpoſten geführt, und die Leute liefen alsdann gleichgültig auseinander. Nur ein junges Mädchen (der Engel von oben), das zufällig mit ſeiner Bonne ſtehen geblieben war, hatte ſich genau die Worte der Unglücklichen gemerkt. Oft ſchläft in dem Gemüthe eines Kindes wie unbewußt

der Keim zu einer edelen Handlung: es bedarf nur eines leisen Anlasses, und wie durch einen fallenden Funken steht alsdann das kleine Herz in hellen Flammen opferfreudiger Nächstenliebe.

Unsere Heldin geht nach kurzem Besinnen zu dem Coiffeur an der Ecke und bietet ihm ihre blonden Locken zum Verkaufe an; sie erinnerte sich nämlich sehr gut, daß eben dieser Coiffeur ihr zu verschiedenen Malen ein Compliment über ihr schönes Haar gemacht und ihr sogar ein Mal, allerdings nur im Scherze, denn sie gehörte einer bemittelten Familie an, die er recht gut kannte, gesagt hatte: „Mademoiselle, wenn Sie Ihre Locken verkaufen wollen, so gebe ich Ihnen einen Louisd'or dafür.“ Jetzt staunte er natürlich, als ihn die Kleine an sein Versprechen erinnerte und aus dem Handel Ernst machte. Er that auch, als wenn er darauf eingehen wollte und gab ihr fünfzehn Franken auf Abschlag, mit dem Bemerken, daß er ihr morgen die restirenden fünf Franken bringen und sich das Haar holen würde. Er hatte aber einfach die Absicht, der Mutter die abenteuerliche Sache zu erzählen. Das Fräulein, hochvergnügt über die erhaltene Summe, läßt sofort durch ihre Bonne die nöthigen Einkäufe machen und — doch die Leserin kennt bereits den Schluß der Geschichte. Der völlige Schluß ist nun freilich noch der, daß das arme, aus Noth zur Diebin gewordene Kind durch den Vater des Fräuleins, einen Obersten von der Garde, in der nächsten Stunde auf der Polizei reclamirt und ihrer Familie zurückgegeben, und daß für diese, ebenfalls durch die Eltern des blondge-

lockten Engels, auf das beste gesorgt wurde. — „Würdest du das auch gethan haben, Marie?“ sagte die Professorin M. zu ihrem Töchterchen, als ich dort die Geschichte erzählte. — „Meine Locken sind braun, Mama,“ antwortete die Kleine ausweichend, „der Coiffeur hätte wohl nicht so viel dafür gegeben.“ — „Einerlei,“ sagte die Mutter, „ich meine nur, ob du gern ein ähnliches Opfer für die Armen gebracht hättest?“ — „O gewiß, Mama!“ rief Marie freudig, setzte indeß gleich darauf ernsthaft hinzu: „ich hätte aber auch noch etwas Anderes gethan.“ — „Und was denn?“ — „Ich hätte die Bäckerfrau gehörig geprügelt!“

Und nun, meine Damen, das Taschentuch, wenn wirklich eins zum Vorschein gekommen ist, bei Seite gelegt, denn es folgt etwas Lustiges; wer's nicht glauben will, bezahlt einen Thaler.

Ein Herr geht kürzlich spät Abends durch die Avenue de la Grande Armée nach Hause, nur von seinem Hunde begleitet, einem prächtigen Newfoundländer. Die lange Allee ist menschenleer; endlich begegnet er aber doch einem Manne, der rings auf dem Boden umher etwas zu suchen scheint und dabei jammert und klagt, wie ein Unglücklicher. „Was fehlt Ihnen, Freund, haben Sie etwas verloren?“ fragt der Herr. — „Was mir fehlt? All' mein Geld fehlt mir, zweihundert Franken in Gold; ich habe ein kleines Loch in der Tasche, und da sind die Stücke nach und nach herausgefallen. Sehen Sie, da ist der letzte Louisdor, der mir geblieben ist; ich bin ruinirt auf Zeitlebens, denn wenn ich meinem

Patron morgen nicht das Geld bringe, ſo jagt er mich fort oder läßt mich gar einſperren.“ — „So, ſo; welchen Weg haben Sie denn genommen?“ — „Ich komme von Neuilly, da links, quer durch die Felder,“ und er fängt von neuem an, zu jammern und zu klagen. — „Sie ſagen, daß Ihnen noch ein Louisdor übrig geblieben ſei?“ . . . . — „Ja, Herr!“ — „Geben Sie ihn mir doch auf einen Augenblick; vielleicht gelingt es mir, Ihnen wieder zu den andern zu verhelfen.“ Der Mann gibt dem Herrn das Goldſtück; dieſer nimmt es und hält es ſeinem Hunde vor: „Da, Tiras, ſuch' verloren!“ Der Hund beriecht den Louisdor und ſchnobert nach allen Richtungen umher; endlich ſcheint er die wahre Fährte gefunden zu haben, denn er läuft im geſtreckten Galopp davon. Nach wenigen Minuten kommt er in gleicher Haſt zurück und legt ſeinem Herrn ein Goldſtück in die Hand, das erſte von den verlorenen; dieſer ruft von neuem: „Such' verloren!“ Und wieder läuft der Hund fort und kommt zurück und hat dies Mal ſogar zwei Louisdors im Maule. So wiederholt ſich das wunderbare Spiel, noch dazu in dunkler Nacht, bis er alle neun Goldſtücke aufgefunden und zurückgebracht hat. Alle neun, lieber Leſer, was mit dem andern zehnten gerade die zweihundert Franken ausmacht; nicht eines fehlte, auch ſchon deswegen, weil ſonſt an der ſeltſamen Geſchichte etwas mangelhaft wäre. Der arme Mann ſteht erſtaunt dabei und hält das Ganze für Zauberei; alsdann geht Jeder ſeines Weges, der Eine mit ſeinen Louisdors, der Andere mit ſeinem Wunder-Exemplare

von Hund; und wir Uebrigen glauben die phantaſtiſche Geſchichte ſchon deswegen, um nicht den Thaler zu bezahlen, denn ſo viel iſt ſie doch wohl nicht werth.

Iſt etwa die folgende weniger glaubwürdig? Unter den vielen Eierhändlern, die in der Nähe der Centralhallen wohnen, iſt auch ein alter Mann, der ſein kleines Geſchäft ſo gut betreibt, wie's eben gehen will. In ſeiner Wohnung, einem einzigen kleinen Hinterſtübchen, ſtehen die Eier auf durchlöcherten Brettern in ſorgfältigen Reihen rund umher, und in der Mitte ſein Bett und ſein ſpärlicher Hausrath. Eines Morgens fühlt ſich der alte Mann unwohl, er fürchtet einen Cholera-Anfall und macht in ſeinem gußeiſernen Ofen ein ſtarkes Feuer an, weil er gehört hat, daß Hitze die ſchreckliche Krankheit am erfolgreichſten bekämpft; dann legt er ſich wieder zu Bette, ſchläft ein und ſorgt auch, wenn er von Zeit zu Zeit erwacht, daß das Feuer nicht ausgehe. In übermäßigem Eifer heizt er immer ſtärker, ſo daß zuletzt eine wahre Dampfbad-Temperatur in der Stube herrſcht. Das dauert gute vierundzwanzig Stunden. Als aber die Nachbaren merken, daß der Alte, den ſie ſchon am vorigen Tage nicht geſehen, auch am nächſten Morgen nicht zum Vorſchein kommt, werden ſie beſorgt und öffnen endlich ſeine Thür, um nachzuſchauen. Eine erſtickende Hitze ſchlägt ihnen entgegen, der Alte liegt ſchwitzend im Bette, iſt indeß durch die Cur wieder geſund geworden. Aber o Wunder! In allen Ecken und auf dem Fußboden zirpt es und piept es und iſt es lebendig: die kleinen Küchlein, von der übergroßen Hitze

ausgebrütet, ſind ausgekrochen und hüpfen in Menge luſtig umher. Die Stube des Eierhändlers war in einen ägyptiſchen Brutofen-Apparat verwandelt! Wenn das kein Lückenbüßer iſt, ſo weiß ich nicht! Das Curioſum ſtand in vielen Blättern; da es aber ſo überaus curios iſt, ſo verlangen wir dies Mal keinen Thaler von Denen, die es nicht glauben wollen.

Jetzt eine rührende Heirathsgeſchichte.

Vor einigen Monaten ging eine ältliche, anſtändig gekleidete Frau quer über den Fahrweg der elyſeiſchen Felder. Ein eleganter Phaëton, den ſie unglücklicher Weiſe nicht ſah, kam wie im Fluge von der entgegengeſetzten Seite heran. Der im Wagen ſitzende Herr konnte das feurige Pferd nicht ſchnell genug zurückhalten, die Frau wurde umgeworfen und ein Rad ging ihr über die Hüfte. Großer Auflauf, wie immer bei ſolchen Unglücksfällen; man ſchafft die Ohnmächtige in die nächſte Apotheke, der Herr des Wagens iſt troſtlos, er überläßt ſofort ſein eigenes Geſpann ſeinem Diener, ſorgt für einen Fiaker und fährt die „Dame“ (es wird ſchon eine Dame daraus) nach Hauſe. Die Verletzung iſt Gott ſei Dank nicht gefährlich, verlangt aber große Pflege. Der Herr, ein junger Graf C., aus einer der erſten Pariſer Familien, aber unabhängig und ſelbſtverſtändlich Millionair, kommt täglich, um ſich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Er kommt auch dann noch immer täglich, als ſie längſt wieder hergeſtellt iſt. Der Graf war nämlich auch verwundet worden und zwar im Herzen — — durch die ſchönen Augen der

Tochter. Die Mutter ist eine Banquierswittwe, die glänzende Tage gekannt, aber schon bei Lebzeiten ihres Mannes fast alles verloren hat. Ihre einzige Tochter erhält sie nothdürftig mit Clavier-Unterricht. Diese Tochter ist natürlich ein Ausbund an Schönheit, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte; jetzt die nöthigen Punkte . . . und Gedankenstriche — — —, von denen die Leserin schon weiß, was sie zu bedeuten haben. Vor der Kirche Saint-Philippe hielten am vorigen Samstage schöne Equipagen in langen Reihen; die Kutscher und Diener mit großen Blumensträußen an der Brust: eine Hochzeit, und eine sehr vornehme. Wer das glückliche Paar gewesen, brauch' ich wohl nicht zu sagen.

Rechnungen, vollends Schneiderrechnungen sind immer unerquickliche Bescheerungen, aber doppelt unerquicklich, wenn sie noch nicht bezahlt sind. Der Schneider ist eine Hauptperson in der Weltstadt an der Seine, wo mehr als anderswo das Wort gilt „Kleider machen Leute"; aber man thut gut, sie baar zu bezahlen, um nicht später den dreifachen Preis notirt zu finden und einen Advocaten annehmen zu müssen, weil man sich doch nicht geradezu das Fell über die Ohren ziehen lassen will. Dies triviale Bild, das uns eben nur so entschlüpft ist, dürfen wir aber im vorliegenden Falle schon deshalb nicht gebrauchen, weil es sich um eine Dame handelt, deren Schneider neulich ungalant genug gewesen ist, auf gerichtlichem Wege die Bezahlung seiner „kleinen Note" zu verlangen. Beiläufig gesagt, eine Note von 6500 Franken. Die Dame, eine Schauspielerin der Bouffes-Parisiens (der

bekannten Offenbach'ſchen Bühne), will gern zahlen, aber nur was recht iſt, und beklagt ſich über die ſcandalöſe Prellerei des Schneiders. Dieſer verlangt ein Urtheil von Sachverſtändigen und behauptet naiv, er habe aus Rückſicht auf die junge Künſtlerin, die erſt am Anfang ihrer Carrière ſtehe, nur ſeine mittleren Preiſe angeſetzt. Sehen wir nun einmal, was ein Pariſer Damenſchneider unter mittleren Preiſen verſteht. Es verlohnt ſich wirklich der Mühe, vorzüglich für diejenigen meiner Leſerinnen, die früher oder ſpäter hierher zu kommen gedenken. Sie wiſſen alsdann, woran ſich zu halten. Ein Sammtkleid 1800 Frcs., eine Robe von Seidenſtoff (poult de soie) 1100 Frcs., eine andere, einfachere (!) 600 Frcs., ein Ballkleid 750 Frcs., ein ſchwarzer Domino 850 Frcs., den Kragen am Domino etwas (!) verändert 120 Frcs., (die Veränderungen ſcheinen beſonders theuer zu ſein) u. ſ. w., ich denke, man kann aus dieſen Proben leicht auf den Reſt ſchließen. Der Mann heißt Abel, doch ſein ſanfter bibliſcher Name verhindert ihn nicht, vor Gericht gewaltigen Lärm zu machen; er und ſeines Gleichen, ſagt er, würden ohnehin nur ſelten bezahlt, die zahlenden Kunden müßten deshalb für die nicht zahlenden mit aufkommen (eine Logik, wie ſie nur ein Pariſer Schneider haben kann!); ferner ſeien alle jene Beſtellungen auf Credit und ohne vorherige Uebereinkunft wegen des Preiſes gemacht worden, und ſchließlich ſeien jene Kleider der Dame zur Ausübung ihrer Profeſſion (wir überſetzen wörtlich) nothwendig geweſen, denn ein großer Theil des ihr geſpendeten Beifalls ſei entſchieden auf

Koſten ihrer eleganten Toilette zu ſetzen. Kurz, Monſieur Abel beſteht auf ſeiner Forderung und zwar ohne allen Abzug. Ein ſolcher und noch dazu einer von 2000 Frcs. wird aber trotzdem von Gerichts wegen decretirt, nachdem die zur Schätzung der Garderobe beſtellten Sachverſtändigen ſich dahin ausgeſprochen hatten, daß die Summe um ein gutes Drittel zu hoch angeſetzt ſei. Herr Abel erklärt ſich auch merkwürdiger Weiſe ſofort damit einverſtanden. Bei dieſer Gelegenheit wäre ein Mann wie der Vater Friedrich's des Großen recht an ſeinem Platze geweſen, der nach der bekannten Anekdote auf den eingereichten Extra-Küchenzettel zu Ehren des Herzogs von Braunſchweig eigenhändig die Worte ſchrieb: „Der Häring — ſo viel; die zwei Beigerichte — ſo viel; das Backwerk — ſo viel; macht ſo viel; alles Uebrige iſt infam geſtohlen. Friedrich Wilhelm.“ Und es handelte ſich dabei nur um kaum zwanzig Thaler.

Als pikantes Détail erfuhr man übrigens noch, daß ſich ein Theil jener koſtbaren Kleider bereits auf dem Leihhauſe befand. Ein ſauberes Pariſer Sittenbild!

Erheitern wir uns an der folgenden Geſpenſtergeſchichte, die freilich im Grunde keine iſt.

Ein junger Kaufmann wird im vorigen Herbſte von einer befreundeten Familie, die eine ſchöne Villa in der Nähe von Paris beſitzt, zur Jagd eingeladen und hütet ſich wohl, Nein zu ſagen. Auf die Jagd gehen, iſt für alle Pariſer ein großes Vergnügen, vollends auf eine Jagd, wo es auch etwas zu ſchießen gibt; denn das Wild iſt nach und nach in der nächſten Umgebung

von Paris ſo ſelten geworden, daß wir noch vor einigen Tagen das unerhörte Mirakel in den Zeitungen laſen, man habe in Asnières eine Schnepfe geſchoſſen. Nur Wenige wollten es glauben, und die Meiſten behaupteten, es ſei eine „Ente.“ Aber auf der oben erwähnten Beſitzung wurde wirklich gejagt. In der zweiten Nacht ſteht der junge Mann, der in Folge eines allzu reichlichen Soupers nicht ſchlafen kann, auf, zündet eine Cigarre an und legt ſich in das offene Fenſter. Es ſcheint ihm, als ſehe er unten im Schloßhof eine weiße Geſtalt auf und ab wandeln und endlich in einer dunkeln Seiten-Allee verſchwinden. Er erzählt am nächſten Morgen dem Hausherrn ſein nächtliches Abenteuer. Dieſer lacht und ſagt: „Sie haben ſie alſo auch geſehen? Es iſt unſere weiße Frau. Die Bedienten haben mir ebenfalls ſchon davon geſprochen; das Ganze wird wohl ein ſchlechter Witz irgend eines Stallknechtes ſein, um die Mägde zu erſchrecken.“ Aber in der folgenden Nacht erſchien das Geſpenſt wieder und dies Mal im Zimmer des jungen Mannes. Er war bereits zu Bette gegangen, ſchlief aber noch nicht. Das erlöſchende Kaminfeuer warf einen hellen Schein auf die Wände. Die weiße Geſtalt ſetzte ſich auf einen Stuhl, dicht neben ſeinem Bette, aber ſie kehrte ihm den Rücken zu, ſo daß er ihr Geſicht nicht ſehen konnte. An der linken Hand hatte ſie einen kleinen Ring, den er behutſam abzog, ohne daß ſie es zu merken ſchien, und dann zu ſich ſteckte. (Die Geſchichte klingt ſehr romantiſch, werthe Leſerinnen; aber bitte, vergeſſen Sie nicht, daß ſie ein „Lückenbüßer“ iſt und daß ich ſie

einfach nacherzähle, wie ich sie gelesen habe.) Dann stand sie leise auf und schwebte eben so leise von dannen. Dies Mal erzählte der Gast nichts, sondern begnügte sich einfach, bei Tische, wo die ganze Schloßgesellschaft zugegen war, unbefangen umherzufragen, ob Niemand unter den Anwesenden einen kleinen Ring verloren habe. „Ich," rief die Tochter vom Hause lebhaft, „und ich weiß gar nicht, wie es zugegangen ist!" Er hielt ihr den Ring hin, den sie sofort für den ihrigen erkannte und dankend zurücknahm. Nach Tische sprach er ernsthaft mit dem Vater; denn er begriff nun, daß das Fräulein eine Nachtwandlerin sei. Auch die Mutter und der Hausarzt wurden in's Vertrauen gezogen und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. „Cher Monsieur," sagte der Doctor nach diesem Familienrathe zu dem jungen Manne und zog ihn in eine Fensternische, „ein Wort im Vertrauen. Das beste Mittel gegen Somnambulismus ist die Ehe, das versichere ich Ihnen als alter Prakticus. Das Fräulein ist jung und schön (meine Leserinnen wußten es bereits), hat als einzige Tochter ein großes Vermögen zu erwarten, was auch kein Unglück ist, und die Eltern scheinen Ihnen recht gewogen. An Ihrer Stelle überlegte ich mir die Sache." Der junge Mann überlegte sie sich auch; er war ebenfalls hübsch und liebenswürdig (was meine Leserinnen auch schon wußten), und nach wenig Wochen feierte man auf dem Schloß eine fröhliche Verlobung. Da gab sie ihm freiwillig den kleinen Ring und zwar, um ihn zu behalten. Voilà, Mesdames, die wahren Gespenster-Geschichten, wie sie sein müssen.

Zum Schluß, und um nicht aus der Uebung zu kommen, noch ein Gaunerſtückchen; denn in den faits divers gehören von vier ſtets drei in dieſe Kategorie. Daß es aber wieder zwei „Damen“ ſind, thut mir herzlich leid; doch wer hätte es ſich auch von dieſen Beiden verſehen, die ſo ſauber und nett gekleidet einhergingen, noch dazu in einer Art von Schweizerkoſtüm, das ihnen ſehr hübſch ſtand. Dabei hatten ſie etwas Schüchternes und Verlegenes, wenn ſie ihre kleinen Einkäufe machten, daß man ihnen unwillkürlich gut werden mußte. Friedliche unſchuldige Kinder der Senne, warum ſeid ihr nicht auf euerer reinen Firn geblieben, und fürchtet ihr denn nicht, in dem ſchlechten, gefährlichen Paris die fromme Einfalt euerer vaterländiſchen Sitten zu verlieren? „Hat ſich was zu verlieren!“ ſagte der Polizeicommiſſar lachend, „die Mädels ſind pfiffiger und durchtriebener, als Sie glauben.“ Er ſagte es auf franzöſiſch, aber der Sinn war leider derſelbe. — Was haben ſie denn verbrochen, dieſe armen Kinder der freien, glücklichen Schweiz? O eine Kleinigkeit, noch dazu ganz einfach und nicht übel ausgedacht, bis man ihnen das Handwerk legte. Das Pärchen wählte vorzugsweiſe Läden, die von Frauen gehalten wurden; ſie fürchteten ſich vielleicht vor den Männern, als dem ſtärkeren Geſchlecht. Auch in den Centralhallen „operirten“ ſie dann und wann, und zwar wie folgt. Sie machten zuerſt einen kleinen Einkauf, den ſie bezahlten und fragten alsdann wie im Vorbeigehen, ob man ihnen vielleicht einige Zwanzig-Frankenſtücke ablaſſen könne. Es ſei eine Commiſſion, die man ihnen

gegeben habe. Aber die Zwanzig-Frankenstücke müßten aus den Jahren 42, 48 und 52 sein, und sie würden sie mit drei und vier Franken über den Werth bezahlen. Das verlohnte sich schon der Mühe, nachzusehen, und man legte ihnen alsdann welche vor, aus denen sie wählten, manchmal ein ganzes Häufchen. Sie suchten emsig, und wenn sie ein Goldstück aus den erwähnten Jahren fanden, so legten sie es bei Seite und bezahlten es mit dem versprochenen Preise; dann gingen sie mit freundlichem Gruß. Was in aller Welt mochten die edlen Jungfrauen mit den so theuer bezahlten Goldstücken machen? Später zählte wohl die eine oder andere Händlerin ihre Kasse nach, — und die Rechnung stimmte nicht, es fehlten zwanzig oder vierzig Franken, eine dame de la halle hatte sogar bei dem Goldstückhandel vier Louisd'or eingebüßt. Sollten die beiden Schweizerinnen am Ende etwa so unter dem Aussuchen einige escamotirt haben? Ja wohl, ihr guten dummen Leute, so war es; warum habt ihr nicht aufgepaßt, oder noch besser, weshalb habt ihr euch auf den albernen Handel eingelassen und nicht an den Münzdirector gedacht, der jene Goldstücke, wenn sie wirklich einen so bedeutenden Pluswerth hätten, längst aus dem Verkehr würde zurückgezogen haben? Daß man endlich die beiden Alpenkinder abfaßte und einsteckte, war nur ein schwacher Trost; denn das gemauste Geld war eben fort.

Schlußwort zu Ehren der Weltausstellung.

„ . . . . So ist es wahr, Du wolltest
Dein Werk zerstören, das so schön begonnen,
Und das gegründet schien für alle Zeiten?“

Leider ist es wahr, und wie man in Allem Wort gehalten, was man uns in Bezug auf die Weltausstellung versprochen, so wird man es auch hier thun. Noch einige wenige Wochen und das Schicksal wird sich erfüllen, streng und unerbittlich. Wir werden von Neuem die Hammerschläge vernehmen, hundert- und tausendfach, von Neuem das gränzenlose, sinn- und ohrbetäubende Getöse der Legionen Arbeiter aller Art, vom Morgen bis zum Abend, tagaus, tagein; von Neuem wird das Ameisengewühl beginnen der unzähligen Karren und Fuhrwerke mit ihren lärmenden Treibern, und Alles, Alles, nicht wie damals vor einem Jahre, um heiter und glänzend aufzubauen und zu vollenden, sondern um traurig und trostlos niederzureißen und zu zerstören.

Und wie das Vernichten, das in's Nichts Zurückführen viel leichter und schneller thunlich ist, als das Gründen und Schaffen, so werden wir rasch die ganze Zauberwelt verschwinden sehen, so rasch, daß wir uns

ſchon nach wenig Monaten zweifelnd fragen werden: Aber iſt es denn möglich, daß hier noch vor Kurzem die Weltausſtellung geweſen, das rieſenhafte Gebäude mit ſeinen unermeßlichen Schätzen und der reizende Park mit ſeinen Sehenswürdigkeiten und Wundern? Noch ſpäter, und auch nicht einmal in allzuferner Zukunft, wird eine Zeit kommen, wo wir wieder, wie früher, über die weite Fläche des Marsfeldes ſchreiten werden, oder hinüberfahren auf der Impériale eines proſaiſchen Omnibus, um auf der langweiligen Oede die unvermeidlichen Rothhoſen exerciren zu ſehen und etwa noch eine Heerde Straßenkinder, die nach den letzten Sousſtücken im Sande ſcharren, weil die Zeitungen ſchon wieder von einem koſtbaren Funde berichtet haben, den die Erdarbeiter auf dem ehemaligen Weltausſtellungsplatze gemacht. Das iſt alsdann die letzte Phaſe jenes großen kulturhiſtoriſchen Ereigniſſes, die letzte Scene des letzten Aktes jenes gewaltigen internationalen Schauſpiels: dann gehört es der Vergangenheit und verſinkt in derſelben mehr und mehr, und die Gegenwart macht, im Bunde mit der Zukunft, die ja auch in jeder Minute zur Gegenwart wird, ihre Rechte unerbittlich geltend.

Freilich wird die Erinnerung bleiben, und Hunderttauſende, ja Millionen werden des Weltausſtellungsjahres von 67 gedenken, vielleicht ihren Kindern davon erzählen — ich wenigſtens (denn auf ſeine eigene Individualität führt doch ſchließlich jeder Menſch alles Bedeutende, was er erlebt hat, zurück) werde ſtolz ſein, bei dieſer Gelegenheit ſagen zu können: quorum pars . . . nicht magna

ſondern parva fui, oder meinetwegen, und um jeder kritiſchen Zurechtweiſung vorzubeugen, minima.

Und doch iſt man noch immer verſucht, dieſe trübe Prognoſe für unmöglich, oder doch für unwahrſcheinlich zu halten, und man redet ſich ſtets von Neuem ein, daß man doch vielleicht noch einen Ausweg finden wird, uns das Marsfeld in ſeiner jetzigen Geſtalt zu erhalten. Wir ſelbſt thaten es wenigſtens und gar viele mit uns, die in den erſten Tagen des Oktobers, dem letzten Monate! von der Höhe des Leuchtthurmes einen Blick auf die blühende, phantaſtiſche Stadt zu unſern Füßen warfen und auf die bunte, belebte Menge, die ſorglos zu Tauſenden darin auf- und abwogte — und dennoch: dura lex, sed lex; das Geſetz iſt hart, aber es iſt einmal gegeben; nur hält es ſchwer, ſich mit Reſignation darein zu finden.

Der Oktober hatte nämlich ebenſo ſchön begonnen, wie der September geendigt, der Park lag nach wie vor mit ſeinen buntbewimpelten und ſtolzbeflaggten Paläſten, Thürmen und Kuppeln bis zu dem kleinſten Häuschen in blendendem Sonnenglanz, und der Kunſtgarten, der vielgeprieſene Jardin réservé, dies tropiſche Palmenparadies, das allein über elf Millionen Franken gekoſtet hatte, prangte faſt noch ſchöner als im Sommer, denn alle Pflanzen hatten ſich, Dank der ſorgfältigen Pflege, in ſtaunenswerther Fülle entwickelt und wohl keine von ihnen dachte an das ſo nahe bevorſtehende Ende.

Wir wandelten unter den hohen Palmen und bewunderten namentlich die Musa Ensete, die in dem

üppigen Boden ſo ungeheure Blätter getrieben hatte, daß ein einziges von ihnen gut als Tiſchtuch dienen könnte für eine Tafel von wenigſtens zwölf Perſonen — ſchönes Kind der braſiliſchen Zone, auch dich werden ſie wieder herausheben aus dem geſegneten Erdreich, das dir zu einer zweiten Heimath geworden iſt, ſie werden dich von Neuem auf einen ihrer künſtlichen Rollwägen ſetzen und dich mit ſechs oder acht Pferden hinausfahren aus dem blitzenden Kriſtallpalaſt . . . . vielleicht dein letzter Triumphzug, denn wirſt du die harte Behandlung ertragen und wirſt du nicht, wenn ſie dich geſtutzt und beſchnitten in dein früheres, ärmliches und längſtvergeſſenes Treibhaus nach Neuilly zurückbringen, in Heimwehſchmerz vergehen nach dem ſeligen Sommer, den du auf dem Marsfelde verbracht inmitten deiner ſchönen Schweſtern, von Hunderttauſenden beſchaut und bewundert, ach! deiner herrlichen Schweſtern, gleich beklagenswerth wie du?!

Noch ſteht die Göttin Flora, die einzige Göttin, die ich aus der heidniſchen Mythologie in unſere chriſtliche Zeit hinüberretten möchte, denn ſie iſt die reinſte und unſchuldigſte, noch ſteht ſie hoch auf dem Felſen über der ſchäumenden Kaskade, mit ihrem Blumenfüllhorn und ſchaut lächelnd hinab auf das blühende, duftende Eden ringsum: „Dies Alles iſt mir unterthänig!“ — Aber wie lange noch? Wie geſagt, nur noch wenige Wochen; ach, wenn der Leſer dies lieſt, hat die traurige Stunde längſt geſchlagen, wenn anders nicht ein kaiſerliches Machtwort im letzten verhängnißvollen Moment ein cäſariſches Halt gebietet: Bis hierher und nicht weiter. Richtige

Illusion! Jenes Wort wird nicht gesprochen werden, einfach deshalb, weil es den Grundbestimmungen des ganzen Unternehmens direkt zuwider ist, nach welchem die Weltausstellung nur bis Ende Oktober dauern soll, um alsdann das Marsfeld seiner früheren Bestimmung zurückzugeben. Dura lex, sed lex. „Seiner früheren Bestimmung," wie es ausdrücklich in dem betreffenden kaiserlichen Dekrete heißt — „à sa destination antérieure" — und in diesen zwei Worten liegt der eigentliche und wahre Schlüssel jener harten Nothwendigkeit, der sich selbst ein Napoleon nicht entziehen kann.

Der Kriegsminister pocht nämlich im Namen der Armee auf seine Rechte, denn das Marsfeld gehört den Soldaten und die Soldaten dem Kriegshandwerk: die weite, über fünfzig Morgen große Ebene ist der einzige Raum in und außerhalb Paris, wo hunderttausend Mann bequem manövriren können, und im Nothfalle doppelt und dreimal soviel und . . . . . und man kann nicht wissen, was uns die nahe Zukunft in dieser Beziehung bringen wird. Das politische Barometer schwankt gewaltig und neigt sich weit mehr zum Sturm als zum Sonnenschein. Sturm aber bedeutet Krieg.

„ . . . . Krieg! Ist das der Name?
„Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen! . . ."

So rief schon Max Piccolomini, als er sich in der entscheidenden Stunde für oder gegen Wallenstein aussprechen mußte. Aber der arme Max war viel zu verliebt, um einen klaren politischen Blick zu haben, und die neuliche Carricatur des Charivari war weit richtiger,

wenigstens als Spott auf die unausgesetzten Friedensversicherungen der konservativen Zeitungen: Preußen und Frankreich, bis an die Zähne bewaffnet, reichen sich über ihren Kanonen die „Brüder-Hände" und darunter steht „fraternité et artillerie."

Doch vergessen wir diese trüben Bilder, die uns ja auch schon die Eröffnung der Weltausstellung zu verbittern drohten, und hoffen wir, daß auch diesmal die Gewitterwolken vorüberziehen werden, ohne sich zu entladen. Aber wahr ist es doch, und das ist auch zugleich der Hauptgrund unserer gerechten Betrübniß, daß man uns ohne jene militairischen Bedenken sehr wahrscheinlich das Marsfeld in seiner jetzigen Gestalt noch auf einige Jahre gelassen haben würde.

Jetzt gilt es also, „das Unvermeidliche mit Würde tragen" und sich nicht in unnützen Klagen zu ergehen und in unklaren Phantasien, wie es sein könnte, wenn es eben anders wäre wie es ist, sondern es gilt vielmehr, noch die letzten Wochen und Tage zu benutzen, entweder um nachzuholen, was man bis jetzt versäumt, oder um noch einmal so viel Interessantes und Bedeutendes zu beschauen und zu durchmustern, für das man bei der ungeheuren Masse des Gebotenen nur eine getheilte Aufmerksamkeit gehabt.

Fast überkommt mich ein Lächeln, denn es sieht nach diesen Worten aus, als hätte ich die Absicht, noch einmal die große Rundreise, diese wirkliche Reise um die Welt, anzutreten und die Leser und Leserinnen nolens volens mit fortzureißen, um eine neue Schilde-

rung der Marsfeldwunder zu liefern; aber nur unbesorgt, es wird nicht so schlimm, denn wenn auch die Lust und die Stimmung da wäre, so ist die Zeit vorüber und es handelt sich hier ja nur um ein „Schlußwort." Freilich, wenn man mich gewähren ließe, so schriebe ich gern einen zweiten Band „Wunder," reichlich so interessant, wie der erste, wohlverstanden und Notabene, wenn wirklich der erste interessant gewesen. Aber da spreche ich selbst, und der schlimme Wolfgang schon wieder von mir (ich meine den Minos in Stuttgart) hat ganz Recht, mir vorzuwerfen, „daß sich mein Subjekt dem Objekt allzusehr vordrängt" (die stilistisch etwas harte Phrase, lieber Leser, ist von ihm und nicht von mir). —

So wandeln wir denn noch einmal auf dem Rundgange umher, dem ‚promenoir' der Maschinengalerie, wo noch Alles nach wie vor in überlebendiger, brausender, sausender Thätigkeit und Bewegung ist, wie in den ersten Monaten nach der Eröffnung. Ja fast schöner und lebhafter, denn die Maschinen haben sich gewissermaßen eingewöhnt und eingearbeitet und funktioniren mit mehr Leichtigkeit und Präcision.

Wie in einer großen Ouvertüre der Componist noch einmal am Schluß alle Motive und Töne zusammenfaßt in Einen melodischen Sturm, und uns auf diese Weise das gesammte Tongebilde noch einmal zu bleibender Erinnerung vor die Seele führt: so tritt uns auch dieser bedeutendste Raum des Ausstellungsgebäudes noch einmal in seiner ganzen Pracht und Fülle entgegen und erregt unser Staunen und unsere Bewunderung in gestei-

gertem Maaße. Aehnlich ist es in den andern Galerien, wenigstens was die Reinlichkeit und Ordnung betrifft: der letzte Glaskasten ist abgestäubt, die hohen Vitrinen schimmern und blitzen, wie wenn sie eben erst abgeliefert wären und ihr Inhalt ist blendend und farbenfrisch; ein wahres Wunder, wie sich Alles so rein und sauber über ein halbes Jahr hat erhalten können, trotz des Staubes von vielen hunderttausend Besuchern allwöchentlich. Denn der Zudrang hat im Ganzen bis in die letzte Zeit nicht abgenommen und die statistische Uebersicht gab eine Durchschnittszahl von 55,000 Personen täglich an.

Was ist nun aus den albernen Prophezeiungen so mancher deutscher Zeitungen geworden, die schon im Juli von der „katzenjämmerlichen Gestalt der verfehlten Welt-Ausstellung" nicht genug erzählen konnten, welche schon vor dem Schluß kümmerlich im Sande verlaufen würde, wie so viel Anderes, das der forcirte französische Schwindelgeist in neuester Zeit hervorgebracht"? Weshalb — die Hand auf's Herz! — die politische Mißstimmung gegen Frankreich (und wer könnte leugnen, daß zu einer solchen in Deutschland gerechter Grund vorlag und vorliegt?) in dies friedliche Gebiet hinübertragen und absichtlich Augen und Sinn gegen den ungeheuren, so mächtig alle Kreise durchdringenden socialen Impuls verschließen, den dies Völkerfest doch unleugbar nach allen Richtungen hin bis in die entlegensten Sphären den Menschen bot? Nie möchte sich wohl ein ähnliches Ereigniß in der zweiten Hälfte unseres vielbewegten Jahrhunderts finden, das diesem das Gleichgewicht hielte an internationaler

Tragweite und Bedeutung. Das wenigstens ist unsere Meinung, die wir doch füglich mit gleichem Rechte aussprechen dürfen, als die Gegner die ihrige. Daß wir dabei nicht blind geblieben sind gegen die Schattenseiten des großen Werkes, ist selbstverständlich, aber dieselben waren im Grunde doch nur rein materieller und mithin untergeordneter Art. Die arme kaiserliche Commission hat am meisten von der harten, zumeist freilich nur allzu gegründeten Kritik zu leiden gehabt, und wir haben sie, ehrlich gestanden, nicht sonderlich bedauert.

Der Dämon des Geldgewinnes verblendete die Herren gleich von Anfang an, und sie setzten ihre Drehkreuze überall hin, selbst da, wo sie oft von Gott und Rechtswegen gar nicht hingehörten. Hätten sie nur die Luft, den Sonnenschein und den Baumschatten besteuern können, es wäre gewiß geschehen, und sie hätten uns auch hier wieder, wie auf alle unsere übrigen Klagen, einfach geantwortet: „Wir haben ungeheure Kosten gehabt und haben sie täglich, wir suchen also so viel Geld wie möglich zu machen (herauszuschlagen, herauszupressen, wäre wohl richtiger), als wir nur irgend vermögen.“ Ganz Recht, und im Munde eines gewöhnlichen Fabrikanten, oder jedes anderen Industriellen, der auf die Schaulust und Neugier des Publikums speculirt, ganz logisch und passend, aber, Messieurs, wie sieht es alsdann mit dem stolzen, pompösen Worte aus, das man uns so gern bei jeder Gelegenheit in's Gedächtniß ruft: „la France est assez riche pour payer sa gloire.“ Oder ist dies Wort, das wahrlich im Munde einer großen Nation

keinen üblen Klang hat, nur maßgebend, wenn es sich um Krieg und Todtschießen handelt, und nicht auf dem Gebiete des Friedens und der heitern brüderlichen Vereinigung der Menschen? O weh! das wäre ein neuer Beweis, daß das Marsfeld nur sehr provisorisch ein Paxfeld gewesen!

Doch seien wir milde und großmüthig und werfen wir nicht noch mehr Steine auf die „arme" Commission, die übrigens reich genug geworden ist, und zahlen wir noch einmal, zum hundertsten Male, unsere zwei Sous für einen Stuhl im Centralgarten, um auch diesem noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Sein Blumenflor ist reicher und üppiger denn je, die Springbrunnen plätschern, die Goldfische tummeln sich lustig in den spiegelklaren Bassins und die weißen Marmorbilder begrüßen uns in ihrer ruhigen, unwandelbaren Schönheit wie alte Bekannte. Wo werden wir je wieder einen ähnlichen Ort finden zu einem Rendezvous mit lieben Freunden, hier, so zu sagen, im Mittelpunkt der Welt, denn wir brauchen nur durch eine der vierzig grünen Portieren zu gehen, um, gleichviel in welchem Erdtheile, oder in welchem Lande der Erde zu sein. Wir aber erwarten die Düsseldorfer Damen, die sich noch immer nicht von ihren heimathlichen Gemälden trennen können, und wenn sie noch lange bleiben, so werden wir sie im preußischen Sector aufsuchen, um uns auch noch einmal an den reizenden und genialen Schöpfungen eines Knaus, Achenbach, Lasch u. s. w. zu erfreuen und zu erheben.

Deutsche Kunst! Wie trugst du auch hier wieder

dein reines Diadem so würdevoll und berechtigt, beneidet vielleicht, aber unangefochten; und wie freuten wir uns stets, wenn wir im Gedränge, das vor jenen Bildern täglich von früh bis spät kein Ende nehmen wollte, uns gegenseitig zuwinken konnten: „Einer der Unseren."

In noch größerem Maße war dies der Fall im bairischen Kunsttempel des deutschen Parkviertels, und auch dorthin gingen wir auf unserer Abschiedspromenade, die uns mit jeder Viertelstunde schwerer wurde. Wir wollten ihn noch einmal sehen und bewundern den Pilotty'schen Cäsar, wie wir ihn wohl hundert Mal den ganzen Sommer über gesehen und bewundert — wie oft saß ich allein davor, entweder früh Morgens oder spät Abends, wenn der Saal leer war, und betrachtete die wundervolle Composition — für mich eines der schönsten Gemälde der ganzen Ausstellung — Casca steht hinter ihm mit gezücktem Dolch; von vorn hätte es keiner gewagt, den ersten Stoß zu führen, denn er hätte den Jovisblick nicht ertragen; auch Casca wagt es nicht, sagte ich mir zuversichtlich und mußte über mich lächeln, denn ich meinte, seinen Arm zucken, aber doch nicht zustoßen zu sehen. Man verlor sich wirklich völlig beim Anblick dieses Bildes. Gérôme hat einen todten Cäsar ausgestellt und Clement einen sterbenden, jener unschön und dieser entsetzlich, obwohl der letztere in großartiger Auffassung, aber dem lebenden Cäsar Pilotty's gebührt nach dem einstimmigen Urtheil Aller die Krone.

Und wie überhaupt nur sich wieder hinausfinden aus der bairischen Kunsthalle? Wie sich trennen von den

herrlichen, uns ſo lieb und vertraut gewordenen Schätzen? Es iſt ſo ſchön hier, man möchte Hütten bauen. Dazu hängt die Loreley von Paul Martin, die reizende, unwiderſtehliche, gerade über der Thür und verwehrt uns den Ausgang .... ſie lächelt herab aus ihrem goldenen Rahmen: „Verſuch's nur, mich zu verlaſſen, du bleibſt ja doch, um mich immer wieder zu betrachten und meinem Geſange zu lauſchen.“ Und wenn wir uns alsdann links wenden, um durch die andere Thür zu entſchlüpfen, ſo müſſen wir an den vier Bildern aus Hermann und Dorothea von Ramberg vorüber, gerathen alſo aus der Scylla in die Charybdis .... im Grunde kein hübſcher Vergleich, lieber Leſer, denn die odyſſeiſchen Klippen und Strudel waren gefahrbringend und ſchrecklich, und hier ſind es heitere Roſenketten, die uns feſſeln, namentlich dies verkörperte Göthe'ſche Gedicht, das Leben und Geſtalt gewonnen hat ....

„Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
„Schwanken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.“ —

Alsdann der gewaltige Carton Kaulbachs, das Zeitalter der Reformation, mit dem höchſten Preiſe gekrönt: die Geſchichte eines ganzen Jahrhunderts auf einer einzigen Leinwand.

So gingen wir weiter und beſuchten auch noch die belgiſche und holländiſche Kunſthalle, flüchtig nur, aber doch zum Dank für die auch dort uns gewordenen ſo reichen Genüſſe.

Alsdann zu den Extremen der Weltausstellung, auf der gegenüberliegenden westlichen Seite des Marsfeldes: ein bunter, lärmender Jahrmarkt mit schreienden Verkäufern und Verkäuferinnen, vorzugsweise viel Türken und Türkinnen, jedoch wie die holländischen Waffelbäckerinnen am schönen Seinestrande geboren; die goldgestickten Kostüme stark abgenutzt, aber sie haben ja auch nur noch wenige Wochen zu halten, dann können sich die armen Leute ausruhen von ihren orientalischen Strapazen; schließlich, als Krone des ganzen dortigen Viertels, das tunesische Kaffeehaus mit dem unaufhörlichen ohrbetäubenden Gepfeif und Getrommel und den „ächten" arabischen Künstlern, die zuletzt gar deutsche Lieder sangen: „Du, du liegst mir am Herzen . . ."

Dann in das englische Park-Viertel mit seinen egyptischen, maurischen und osmanischen Palästen, Moscheen, Bädern und Wohnhäusern, an China vorüber, wo die kleinen Chinesinnen (diesmal wirklich ächte) über und über in wollene Tücher gehüllt sind und jämmerlich erfroren aussehen; die nebenan wohnenden Japanesen haben gar ein Feuer angezündet in ihrem Häuschen aus Bambusrohr und hätten beinahe kürzlich ihr Häuschen selbst aus Ungeschicklichkeit in Brand gesteckt . . . . . um so durch Asien und Afrika über Nord-Amerika zurück nach Großbritannien, das uns in dieser Gegend des Marsfeldes noch immer mit seinen Tractätchen verfolgt und zudringlicher als je. Auch uns steckten sie eins in die Hand, wie schon so oft, aber diesmal fiel uns der Titel auf, denn er entsprach unserer Abschiedsstimmung: „Alles

geht zu Ende.“ Wir bezogen nämlich dieſe Worte ganz unſchuldig auf den Schluß der Welt-Ausſtellung; als wir aber einen Blick hineinwarfen in das Heftchen, laſen wir zu unſerem Entſetzen die ſchrecklichſten Dinge: „gottvergeſſene Teufelskinder, dem Baalsdienſte anheimgefallen, reif für die Hölle und für das jüngſte Gericht, das vielleicht ſchon morgen hereinbrechen könne.“ Dieſer letzte Paſſus ſchien uns doch etwas gewagt, obwohl er uns frappirte, denn wir beabſichtigten für den folgenden Tag einen Beſuch der Frucht- und Gemüſe-Ausſtellung in Billancourt, wo eine feierliche Preisvertheilung ſtattfinden ſollte. Unſere Beſtürzung dauerte aber nicht lange, denn ſchon auf der nächſten Seite laſen wir, daß wir all das Unglück durch eine ſchnelle Bekehrung leicht abwenden könnten, vorzüglich wenn wir den Anfang derſelben mit der Verbreitung dieſer Tractätchen machen wollten. Schöner chriſtlicher Glaube voll Verzeihung und Milde, voll unendlicher, weil göttlicher Liebe, was haben dieſe albernen Zeloten aus dir gemacht und wie entfremden ſie dir die Herzen, anſtatt ſie für dich zu gewinnen! Wahrlich, wenn wir auch die nahe bevorſtehende Demolition des Marsfeldes bis in ſeine kleinſten und letzten Theile tief bedauern, ſo doch ſicherlich nicht das Verſchwinden jener ſogenannten „evangeliſchen Häuschen,“ mit deren Abbruch man längſt hätte beginnen, oder noch beſſer, die man lieber gar nicht hätte bauen ſollen. —

Unſere Geſellſchaft (hoffentlich nicht aus Furcht vor den Tractätchen) hatte ſich mittlerweile getrennt: die Einen waren in Giffard's „gefeſſelten Ballon“ geſtiegen'

um ſich das Marsfeld in Thurmhöhe und aus der Vogelperſpective zu betrachten — der gewaltige Aeroſtat wurde an einem Stricke aus Eiſendraht gehalten, zwölf bis ſechszehn Perſonen ſetzten ſich in die Gondel und nach einem viertelſtündigen Umherſchauen zog ihn eine Dampfmaſchine von 20 Pferdekräften wieder auf die Erde herab. Die Anderen ließen ſich in der Maſchinen-Galerie mit dem Edoux'ſchen Aſcenſions-Apparat auf das Dach des Ausſtellungs-Gebäudes befördern, um das „Glasſcheibenmeer" zu ſehen und etwa noch einen Schoppen zu trinken, denn auch die Errichtung eines Kaffeehauſes in jener Luftregion hatte die kaiſerl. Commiſſion aus humaner Rückſicht für das durſtige Publikum, d. h. gegen eine hohe Abgabe geſtattet; wir Uebrigen beſtiegen den franzöſiſchen Leuchtthurm, der nun auch bald dieſe muntere cosmopolitiſche Feſtlandswelt verlaſſen wird, um auf den einſamen Klippen von Roche-Douvres in der Bretagne wieder aufgebaut zu werden; dort mag er inmitten der Wogenbrandung an die erſten ſechs Monate ſeiner Exiſtenz zurückdenken, wie an einen Zaubertraum; denn wohl noch nie hat ein Leuchtthurm eine ſo wunderbare Jugend erlebt, wie dieſer. Was werden aber die Pariſer ſagen, wenn ſie Abends über eine der Seinebrücken nach Hauſe gehen und nicht mehr das große Feuerzeichen am weſtlichen Himmel erblicken, das ihnen den ganzen Sommer über geleuchtet. Denn auch der Pharus wird am letzten Oktober erlöſchen, und mit ihm die vielen tauſend Gaslampen, die allabendlich den unermeßlichen offenen Rundgang der äußeren Galerie wie ein

Flammengürtel umgaben . . . . . vorbei, vorbei! zu Ende, zu Ende! Man verspricht uns freilich noch vorher ein Abschiedsfest zu Ehren des österreichischen Kaisers, der am 20. oder 22. Oktober in Paris eintreffen wird; auch meldet man für jene Epoche die Königinnen von England und Spanien und den König von Italien an, aber wohl sehr unwahrscheinlich und vermuthlich nur, um die Liste der Majestäten voll zu machen, die aus ganz Europa die Pariser Welt-Ausstellung von 1867 besuchten.

Und schon deshalb wird dies Jahr in den Annalen der Geschichte Frankreichs mit glänzender Schrift verzeichnet stehen; denn sind wir nicht berechtigt, Großes und Erfreuliches zu hoffen, wenn wir fast alle Monarchen der civilisirten Welt als viel willkommene Gäste begrüßt haben? Wir wollen wenigstens hier keinem anderen Gedanken Raum geben, um uns die herbe Abschiedsstunde nicht noch mehr zu trüben, und auch darin wollen wir ein gutes Omen sehen, daß uns der liebste Gast grade zuletzt kommt. Daß wir Franz Joseph so nennen, hat seinen Grund zunächst freilich nur in einer rein menschlichen Regung, und zwar in unserer Sympathie für den in letzter Zeit so schwer geprüften Fürsten; denn welches fühlende Herz in der Welt, von allen politischen und sonstigen Meinungen und Ansichten ganz abgesehen, hätte wohl in letzter Zeit nicht mit wehmüthiger Theilnahme auf das Haus Habsburg geschaut?

Und deshalb schmückt euch noch einmal, du schöner Park und ihr reizenden Gärten des Marsfeldes und

werft ihm Blumen und Blumen zu, als lenzheiteren Festesgruß, wenn er endlich erscheint, den wir so oft und vergebens erwartet; zieht euere reichsten und prächtigsten Fahnen und Flaggen auf, du stolzer Palast und all ihr übrigen Gebäude groß und klein, und heißt ihn willkommen, als der Besten Einen. Das gesammte Pariser Volk soll sich dieses Besuches freuen, so sagt man und trifft bereits auf dem gegenüberliegenden Trocadero die großartigsten Anstalten, wie man es eben nur in Paris versteht, und das schöne Wetter wird ebenfalls nicht ausbleiben, es darf nicht; das prophezeihen wir keck im Voraus, nachdem wir das meteorologische Wunder des Eröffnungstages am 1. April erlebt haben. Ein Feuerwerk wird den Schluß bilden und ziemlich ein treffendes Bild sein für den Schluß des ganzen ungeheuren Völkerfestes, das auch schimmernd und glänzend heraufzog, das so viel lichte Sterne an unseren Himmel setzte und das nun schließlich doch in Nacht zurücksinken wird.

Möge denn ein Phönix aus der Asche der zerstörten Wunderwelt des Marsfeldes erstehen, und zwar — ich sagte diesen Wunsch schon einmal, aber ich weiß auch hier wieder mit keinem besseren, edleren und aufrichtigeren zu schließen — und zwar ein Phönix in Gestalt einer Noahstaube mit dem Oelzweige des Friedens!

Paris, am 15. Oktober 1867.

Zwei Worte zur Erklärung des folgenden Kapitels.

Die Weltausstellung von 1867 lag hinter uns; mein Buch, die „Wunder", stand sauber eingebunden in meiner Bibliothek, und ich ruhte auf meinen Lorbern, oder wenn man lieber will: auf meinem Lorberblättchen, bequem und zufrieden aus. Nur ruhte ich allzulange. Wenigstens waren die Leser meiner „kleinen Chronik" dieser Ansicht, und mehr noch die Leserinnen, die mich dann und wann unter der Hand an meine vernachlässigten Pflichten erinnern ließen. Ich machte es aber (durch ein offnes reumüthiges Geständniß hoffe ich, meine Schuld zu verringern) wie große Künstler, die sich auch vorher lange bitten lassen, bevor sie an's Klavier gehen, um das gewünschte Stück zu spielen, oder die verlangte Arie zu singen: ich wartete und wartete, ließ mich bitten und nichts von mir hören.

Da endlich erschien im Feuilleton der „Kölnischen Blätter" der nachstehende Brief und nun merkte ich wohl, daß nicht länger zu spaßen war und daß ich einlenken mußte, wollte ich anders nicht meinen Credit völlig verlieren.

Und weil der Doktor B., „der Alles besser weiß,"

keck behauptet, jener Brief sei von mir selbst geschrieben*) und im Grunde nur eine kleine Reclame für mich und meine Waare, so lasse ich ihn hier ebenso keck abdrucken, schon weil es mich freut, einmal mit dem guten Manne einerlei Meinung zu sein, oder doch so zu thun, was mir leider so selten passirt.

„An den Chronikschreiber.

„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
„Wie lange willst du säumen?"

Sie heißen freilich nicht Wilhelm, so wenig wie ich Lenore; aber ich lasse das Motto dennoch stehen, denn es drückt am besten meinen und meiner Freundinnen Seelenzustand aus. Ja, staunen Sie nur: meiner „Freundinnen"! Also eine Dame schreibt an Sie und tritt öffentlich in die Spalten eines vielgelesenen Blattes — „nur figürlich, lieber Leser," würden Sie sofort beifügen, „denn in der Wirklichkeit dürfte das Experiment selbst den zartesten Füßchen zu schwer fallen" — und reclamirt ihr gutes, altes Recht. Ja, staunen Sie nur weiter: ihr gutes, altes Recht! Denn ein solches haben wir längst auf Ihre Pariser Chronik, oder meinen doch, es zu haben, was so ziemlich ein und dasselbe ist. Mit den Damen, haben Sie selbst einmal gesagt, müsse man es in Bezug auf die Logik nicht so genau nehmen. Sie setzten freilich hinzu: mit den liebenswürdigen; aber den

*) Sub rosa, lieber Leser: der Doktor irrt sich gewaltig.

Zuſatz kann ich billiger Weiſe doch nicht ſelbſt machen, wenngleich . . . obwohl . . . Doch zur Sache, d. h. zu Ihnen und zu Ihrem unbegreiflichen Schweigen.

Todt ſind Sie nicht, das wiſſen wir aus guter Quelle. Ein ſo bedeutender Schriftſteller wie Sie — Sie ſehen, es kommt mir auf Complimente nicht an, um Sie günſtig zu ſtimmen — kann ja nicht „klanglos," wie Schiller ſagt, aus dieſem Leben ſcheiden; auch hätte in jenem Falle die Zeitung wohl die ſchmerzliche Nachricht mit einem Trauer-Rand oder -Ränd̈chen gebracht. Aber reden wir nicht weiter von Tod und Sterben, man ſpricht ohnehin nicht gern davon. Es bleibt alſo nur die andere Alternative: Sie ſind untreu geworden. Sie können freilich mit Ihrer bekannten geſchickten Dialektik (neue Complimente!) auch dies zurückweiſen; ſchon weil das obige Bürger'ſche Citat nicht allein wegen des falſchen Namens, ſondern auch ſonſt nicht auf Sie paſſe: Sie wären nicht mit „König Friedrich" in die „Prager Schlacht" gezogen, es gäbe ja auch zur Zeit gar keinen König Friedrich, u. ſ. w. Das alles laſſen wir nicht gelten und bleiben dabei: Sie ſind uns untreu geworden, — uns, die wir ſtets ſo treu zu Ihnen gehalten; die wir ſtets Ihr, wenn auch nicht überlautes — das iſt nicht fein — ſo doch aufrichtiges Lob geſungen; die wir ſtets beim Sonntagnachmittags-Kaffee Ihre Chronik zuerſt laſen, ſogar vor den Modewaaren-Anzeigen auf der letzten Seite, und oft mehr als ein Mal, wenn irgend eine hübſche Geſchichte darin ſtand, die Niemand, ſo ſagten wir ſtets, ſo nett und pikant zu erzählen wiſſe,

wie Sie . . . (Complimente über Complimente! Herz, was willſt du mehr?) Wir ſind nun wirklich neugierig, ob Sie ungerührt bleiben und noch länger auf Ihrem Schweigen verharren. Ach, was iſt, nebenbei geſagt, aus unſerm Sonntagnachmittags-Kaffee geworden! Sie wiſſen freilich in Ihrem „ſchönen Paris“ nicht, was ein ſolcher Kaffee bedeutet; Sie haben dort Ihre demi-tasse in den Kaffeehäuſern der Boulevards, und als unvermeidliche Zugabe die problematiſchen Schönheiten der demi-monde mit ihren vielfarbigen Chignons und was der Herrlichkeiten mehr ſind, um die wir hier am Rhein Sie wahrlich nicht beneiden; denn die Hauptſache finden Sie dort nicht: die wahre, herzliche Gemüthlichkeit, die Sie bei uns treffen, nur — muß Ihre Chronik dabei ſein. Seitdem ſie ausbleibt, ſchmeckt uns der Kaffee nicht mehr; und an all' dieſem Malheur ſind Sie allein ſchuld, weil Sie uns ſeit langen Jahren ſo verwöhnt haben.

Einen Monat zu pauſiren, oder auch zwei, hätten wir Ihnen allenfalls zugeſtanden, ohne weiter zu grollen — denn wir grollen Ihnen jetzt wirklich —; aber faſt ſechs Monate, ein halbes Jahr, ohne das geringſte Lebens- und Freundſchaftszeichen zu geben, das haben wir nicht verdient. Das iſt zu viel; und „was zu viel,“ ſagt man in Berlin, das Sie ja ſo gern citiren, „das iſt zu viel.“ Ich könnte Sie auch noch an das bekannte Bismarck'ſche Wort erinnern: „es gibt eine Grenze deſſen . . . .“; aber ich thue es nicht, um Sie nicht allzu ſehr zu demüthigen.

Oder — ich greife zum letzten Mittel und faſſe

Sie bei Ihrer ſchriftſtelleriſchen Eigenliebe — oder, lieber Herr Chronikſchreiber, hätten Sie uns gar nichts mehr zu ſagen und zu erzählen? Mit andern Worten: Haben Sie Ihre Feuilletoniſten-Laufbahn mit dem impoſanten „lebenden Bilde“ der großen Pariſer Welt-Ausſtellung geſchloſſen? Unmöglich! Aber ſelbſt dieſen unmöglichen Fall angenommen, ſind Sie uns von jener Ausſtellung noch den Schluß ſchuldig. Denn noch wiſſen wir nichts von dem, was jetzt auf dem Marsfelde paſſirt, und wie es jetzt dort ausſieht, von dem Einpacken, dem Abſchied und dem Fortzug der vielen tauſend Ausſteller, der Zerſtörung der herrlichen Park-Anlagen, endlich der Demolition des Rieſen-Gebäudes ſelbſt, u. ſ. w. . . . . Iſt es z. B. wahr, daß der Orcan am 2. December das große, prächtige Palmenhaus des Kunſtgartens zertrümmert hat? Alles intereſſante Dinge, wenn auch traurig-intereſſant, aber trotzdem nothwendig, um Ihr Ausſtellungsbild zu completiren. Oder ſollten Sie wirklich noch immer auf Ihren Lorbern vom Sommer her ausruhen? Dann möchten wir es faſt bereuen, Ihnen den Kranz allzu dick und reichlich gewunden zu haben; und was mich betrifft, ſo habe ich, ehrlich geſtanden, an jenem Kranz hauptſächlich in der Hoffnung mitgeholfen, daß Sie ſich uns durch ſtets neue Chroniken recht erkenntlich zeigen würden. Nach den obigen Complimenten müſſen Sie nun auch dieſe bittere Pille ſich gefallen laſſen, die ſich aber ſofort in den ſüßeſten Bonbon verwandeln ſoll, wenn die erſte neue Chronik in dieſen Blättern erſchienen ſein wird. Denn außer den gewünſchten

Ausſtellungs-Notizen muß es doch hundert intereſſante Neuigkeiten aus Paris geben, — ach, gegeben haben, — um die wir nun durch Ihre Untreue (ich laſſe mir das ſchlimme Wort nicht nehmen!) gekommen ſind. Aber beſſer ſpät als niemals; beinahe iſt es ſchon zu ſpät; aber wir wollen dennoch nachſichtig Gnade für Recht ergehen laſſen und Ihnen huldreich verzeihen, — indeß nur noch bis zum nächſten Sonntag. Wenn alsdann wieder keine Chronik von Ihnen erſcheint und Sie durch Ihr hartnäckiges Schweigen bewieſen haben, daß Sie ſogar für die Bitten und Wünſche der „ſchöneren Hälfte“ Ihres Publicums (wie Sie uns oft genug genannt haben) taub und unempfindlich ſind, ... dann —

„Nun, was dann?“ fragte mich neugierig eine meiner Freundinnen, welcher ich meine Epiſtel bis zu dieſem drohenden Ultimatum vorgeleſen hatte. Dieſe Querfrage brachte mich allerdings etwas aus dem Concept, und auch noch in dieſem Augenblick fehlt mir, aufrichtig geſtanden, die Antwort darauf, eben weil ich dem Gedanken an die Möglichkeit einer Fehlbitte keinen Raum gebe. „Ach, wenn man den Männern droht,“ fügte meine Freundin noch hinzu, „ſo thun ſie erſt recht nicht, was man von ihnen verlangt; ſchmeicheln muß man ihnen und ein weiches Sammtpfötchen zeigen, um ſie zu gewinnen.“ Nun, ich meine, ich habe Ihnen zu Anfang dieſes Briefes ſo viel hübſche Dinge geſagt, daß Sie mir die ſchärferen Worte wohl nachſehen, zumal auch dieſe ja im Grunde wieder ein Compliment für Sie enthalten. Aber wie wollte ich mich freuen, wenn Sie das obige

Urtheil meiner Freundin dementirten! Oder ſind die Männer wirklich ſo eigenſinniger und häßlicher Natur?

Auch bin ich viel zu ſtolz, um mich zu verſtellen und hinter dem Berge zu halten; und deshalb ſage ich Ihnen offen und ehrlich: glauben Sie nur nicht, daß ich ſo ganz und gar ohne Waffen bin. So halb und halb weiß ich z. B. ſchon die Adreſſe des Doctor B., und wenn ich es mir recht angelegen ſein laſſe, ſo werde ich ſie ſchon genau erfahren. Menzel ſtellt freilich den „Berliner Doctor“ in ſeiner Kritik Ihrer „Wunder“ als eine Fiction hin, die Sie nur erfunden hätten, um ſich über Preußen luſtig zu machen; ich weiß aber aus ſicherer Quelle, daß er wirklich exiſtirt, und ich weiß ferner, daß er Ihnen noch immer gram iſt über die allzu preußiſche Cenſor-Rolle, die Sie ihm in Ihrem Buche zugetheilt haben. Wie nun, wenn der Berliner Doctor — ſelbſt ein Berliner Doctor iſt nicht vollkommen! — rachſüchtig wäre, und wenn ich ihm zur Befriedigung ſeiner Rache die Hand böte? Ich brauchte ihn ja nur in's Vertrauen zu ziehen, um mich bitter über Sie zu beklagen und ihn zu erſuchen, mir bei ſeiner nächſten Anweſenheit in Paris ein Paar Chroniken in ſeiner Weiſe und Farbe aus der berühmten Seineſtadt einzuſenden. Das wäre ſo recht Waſſer auf ſeine Mühle, und er würde ſich gewiß nicht zwei Mal bitten laſſen, ſondern gern die Gelegenheit benutzen, mir allerlei Böſes, Häßliches und Schlimmes über Paris zu melden. Mit dem Kaiſer, den Sie ja „ſo gern haben,“ was wir Ihnen bis dahin immer gnädig nachgeſehen, finge er

an . . . . Doch laſſen wir die Politik, ich verſtehe ohnehin nicht viel davon . . . . . Aber die Kaiſerin müßte es entgelten; ſie ſei alt und häßlich geworden, ließe ich mir von ihm berichten, auf dem letzten Hofballe ſogar in einer geſchmackloſen Toilette erſchienen und obenein mürriſch und unliebenswürdig geweſen. Das wäre für Sie, armer chroniqueur, eine Forderung auf Piſtolen, und Sie müßten, wenn auch nicht zu den Waffen, ſo doch zur Feder greifen, um die ſchreckliche Verleumdung zu bekämpfen. Oder würden Sie die Dame Ihres Herzens dem Spott und der Mißachtung preisgeben? Ferner ließe ich mir melden, daß das „ſchöne Gerücht," der König von Preußen habe dem Kaiſer die große Krupp'ſche Kanone als dauerndes Friedens- und Freundſchafts-Zeichen zurückgelaſſen, zur Wahrheit geworden ſei, und daß man das Monſtrum (Ihren Liebling!) blumenbekränzt und im Triumph über die Boulevards ziehen, und daß bei dieſer Gelegenheit Téréſa eine von Victor Hugo gedichtete Friedenshymne ſingen werde. Zu all dem könnten Sie doch unmöglich ſchweigen; oder ſollte der Doctor B. mit derartigen Geſchichten Recht behalten?

Ich ſchließe, um Sie nicht allzu ſehr zu ängſtigen, und weil ich im voraus weiß, oder doch wenigſtens feſt hoffe, daß Sie es nicht zu dieſem Aeußerſten kommen laſſen werden. Habe ich doch ſogar gewettet, daß die nächſte Sonntagsnummer uns zur Kaffeeſtunde eine Chronik von Ihnen bringen würde; unbedacht und leichtſinnig meinetwegen. Werden Sie mich nun im Stiche laſſen, weil ich zu ſehr auf Ihre Freundſchaft und Güte

gebaut, und — daß ich Ihnen das hübſche Wort nur wiedergebe, das Sie ſo oft an uns gerichtet — auf Ihre Liebenswürdigkeit? Ich rede übrigens, wie Sie ſehen, nur für uns Frauen; egoiſtiſch immerhin, aber ich will mich nicht zu weit verſteigen. Die Männer mögen Ihnen eine beſondere Philippica ſenden.

Dieſe Woche wird alſo hingehen in „Hoffen und Harren;“ aber, um Gottes willen, laſſen Sie nicht den zweiten Theil des bekannten Sprichwortes an mir wahr werden! Und um, wie Sie zu thun pflegen, auch meinerſeits mit einem Citat zu endigen — Sie ſehen überhaupt, daß ich mir für meine Zuſchrift Ihren Stil und Ihre Manier zum Muſter genommen habe — ſo ſage ich pathetiſch, obwohl kein König Philipp und Sie kein Cardinal: „Ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre.“ Oder noch beſſer: Ihre eigenen hübſchen Verſe, die Sie der Heimath in den Mund legen. Denn geſtehen Sie nur, dieſe Blätter ſind Ihnen doch gewiſſermaßen zur Heimath geworden, und es dürfte Ihnen ſchwer fallen, ſie ganz zu vergeſſen, oder gar zu verleugnen; deßhalb ruft Ihnen durch mich das Feuilleton, dem Sie einſt ein ſo treuer, längjähriger Mitarbeiter geweſen, bedeutſam und vorwurfsvoll zu:

„Ob du auch willſt, du kannſt es nicht,
Du bleibſt ja doch mein Kind!“ F.“

I.

Pater peccavi, als Einleitung. — Das Marsfeld nach dem Schluß der Weltausstellung. — Das zertrümmerte Palmenhaus. — Silhouetten aus dem Corps-Législatif: Rouher, Thiers, Jules Favre, Berryer, Glais-Bizoin, Garnier-Pagès, Kervéguen.

„Es ist richtig eine erschienen, und noch dazu eine lange! Ich habe also Recht gehabt und meine Wette gewonnen!“ So, denk' ich mir, wird eine zarte Stimme am Sonntag-Nachmittag zur Kaffeestunde rufen, dies Blatt wie eine Siegesfahne schwingen, die Besorgung des Kaffeetisches der jüngern Schwester überlassen und sofort die Vorlesung beginnen. Gern wär' ich ein Mäuschen, um mit gespitzten Ohren zuzuhören, und zwar aus der versteckteſten Ecke jenes hübschen Zimmers mit der blauen Tapete und den zwei schönen Blumenvasen (denn als ich das unterzeichnete F. sah, hatte ich sofort Sie, Fräulein Franzisca, bei der gegen mich angezettelten Intrigue am meisten in Verdacht), um zuzuhören und mir mit der großmüthigen Verzeihung auch einen kleinen Dank zu holen. Denn, was in aller Welt blieb mir wohl anders übrig nach jener Zuschrift, in der man mich, wie ein geschickter Feldherr, von allen Seiten zugleich angriff? Was blieb mir übrig, als mich rasch auf Gnade, die mir ja zugesichert war, zu ergeben, — die große Drei, Papier, Dinte und Feder, hervorzuholen und mich gehorsam in's Unvermeidliche zu fügen? Schon Hans Sachs sagt in einer seiner Episteln: „Was die Frau

verlangt, da mußt du dich fügen"; er ſchreibt freilich Fraw; aber das ändert nichts an der Sache, — ich füge mich alſo.

Allerdings könnte ich jetzt mancherlei zu meiner Entſchuldigung vorbringen: zuerſt die Ermattung nach meinen Weltausſtellungsſchilderungen (das Wort iſt lang, aber die Schilderungen waren es auch), dann die Ferien mit ihren Reiſen, ferner Berufsgeſchäfte und etwa noch die Hinterthür „ſonſtiger literariſcher Arbeiten," und endlich, wenn man gar nichts mehr aufzurechnen weiß, ein keckes u. ſ. w. u. ſ. w. Doch weshalb das Alles? Damit iſt das Geſchehene doch nicht ungeſchehen, oder, wie im vorliegenden Falle richtiger wäre, das Nichtgeſchriebene geſchrieben zu machen.

Mir fällt dabei ein alter Onkel ein (er wohnte am Jungfernſtieg in Hamburg und erleichterte mir das „Studiren" in Heidelberg mit manchem Louisd'or); der würdige Mann hatte außer andern guten Eigenſchaften auch die, daß er gern Geld auslieh und oft lange warten mußte, bis ihm die Summen wieder eingingen, wenn es überhaupt dazu kam. Ein Mal — ich ſaß gerade mit ihm an ſeinem gaſtfreien Frühſtückstiſch — erſcheint auch einer ſeiner Debitoren und beginnt nach den erſten Begrüßungen ſich lang und breit zu entſchuldigen, daß er ſo ſpät ſeiner Verpflichtung nachkomme, an die er tagtäglich gedacht, an deren Erfüllung ihn aber eine Menge Urſachen verhindert habe und zwar: erſtens . . . „Hören Sie," unterbrach ihn mein Onkel ungeduldig, „bringen Sie mir die fünfhundert Thaler, oder nicht?" —

„Gewiß bringe ich sie, hier sind sie.“ — „Gut, so geben Sie her; nach dem Frühstück werde ich Ihnen die Schuldverschreibung ebenfalls zurückgeben. Damit ist die Sache abgemacht; reden wir von etwas Anderm. Wollen Sie ein Glas Madeira oder ein Glas Portwein?“ Jene beiden Weine gehören bekanntlich zu jedem anständigen Hamburger Frühstück.

So ist es auch mit mir: ich komme endlich, meine Schuld abzutragen, und will auch sofort mit einer langen Chronik beginnen, — ein Beweis, daß es mir Ernst ist mit meiner Reue und mit meinen guten Vorsätzen für die Zukunft.

Ja, ja, werfen Sie nur einen triumphirenden Blick im Kreise umher, Fräulein F.; denn Sie haben durch mein bereitwilliges Entgegenkommen mehr erreicht, als Sie vielleicht selbst gehofft. O, die Frauen, die Frawen! Man muß sich halt fügen.

Ich kann also ganz unbefangen und heiter, als wenn gar nichts passirt wäre, meine drei Sterne machen und, wie mein Onkel sagte, von etwas Anderm reden.

* * *

Dies Andere wäre zuerst das mir am nächsten Liegende: das Marsfeld. Schöne, unvergeßliche Zeit, wo ich aus meinem Fenster die Flaggen und Fahnen wehen und flattern sah, mit denen das Riesengebäude und der Park so prächtig geschmückt waren, und zugleich die endlosen Reihen Wagen und Fußgänger, die Tag aus Tag ein, von früh bis spät hin und her zogen.

Das Alles ist längst vorbei und dahin; kaum daß noch die Erinnerung geblieben ist an jene große, denkwürdige Epoche; und auch diese Erinnerung wird mehr und mehr zurücktreten und endlich dem Loose alles Irdischen, der Vergessenheit, anheimfallen.

Sogar die letzten Landsleute und Freunde von drüben, die als späte Nachzügler eintrafen und im October, während der Anwesenheit des österreichischen Kaisers, das Marsfeld noch ein Mal in Glanz und Herrlichkeit aufleben sahen — so prächtig, um es für unmöglich zu halten, daß in wenig Wochen Alles verschwunden sein würde — auch diese sind längst zurückgereist in die Heimath, wohin wir sie so gern begleitet hätten. Aber noch Alle gestanden uns beim Abschied, daß sie ihre Erwartungen (wir selbst hatten ja durch unsere Berichte dazu beigetragen, dieselben auf das höchste zu spannen) nicht allein erfüllt, sondern vielfach übertroffen gesehen. Uns aber, die wir hier nun allein zurückgeblieben, ist es, als wäre mit den deutschen Freunden noch mehr fortgezogen, als bloß eine heitere Genossenschaft angenehm verbrachter Stunden: ein Theil unseres eigenen Selbst ging mit ihnen fort, so sehr hatten wir uns an das gemüthliche, herzliche Zusammenleben gewöhnt, so hoch hatten wir auf's neue den Werth deutscher Männer und Frauen schätzen gelernt, und so schmerzlich wohl kaum je die uns gerade in dieser Beziehung hier umgebende große Leere gefühlt! Wenn wir diese Guten und Würdigen bis an den Bahnhof und an den Waggon begleiteten, oft mit so schwerem Herzen, als wär's ein letztes Geleit, und

wenn wir bei Handſchlag und Umarmung die innere Bewegung durch gleichgültige Reden zu verbergen ſuchten, ſo hatten ſie nur ein zweifelndes Lächeln, wenn wir von baldigem Wiederſehen in Paris ſprachen; denn auch ſie fühlten ſich hier nicht zu Hauſe. „Aber auf Wiederſehen bei uns am Rhein," hieß es dann oft; „das wäre ſchön; das müſſen Sie uns verſprechen!" Ach, wenn das bloße Verſprechen genügte, ſo wäre ich ja längſt unterwegs!

Doch ich komme, nach meiner alten Manier, von meinem Thema ab; warum mußten auch Sie, Fräulein F., mich an mein armes kleines Heimathslied erinnern? . . . Ich wollte ja ein Wort über das Marsfeld ſagen, wie es jetzt, post festum, ſich zeigt.

Aber, lieber Gott, was iſt im Grunde viel darüber zu ſagen? Wenigſtens nichts ſonderlich Erfreuliches. Das ungeheuere Gebäude ſteht freilich noch; doch es wartet des erſten und zwar baldigen Hammerſchlages, der es zerſtören ſoll, wie alles Uebrige. Denn es wird nun doch auf den Abbruch verkauft werden, als „altes Eiſen," ganz wie wir es zur Zeit ſeiner Erbauung prophezeiten. Die ungeheuern Räume ſind bereits leer; kaum daß noch hier und da einige verſpätete Kiſten haſtig über die Geleiſe geſchoben und hinausgeſchafft werden. Die große Maſchinen-Galerie zeigt ſich aber noch in ihrer impoſanten Geſtalt, ja gewiſſermaßen größer als zuvor; die übrigen Galerieen indeß ſind ſchon vielfach zerſtört, da man die Verbindungsmauern und Scheidewände entfernt hat. Sämmtliches Material an Steinen, Brettern und Verſchlägen hat Liebhaber und Käufer gefunden, die es

anderweitig verwenden werden; allerdings, was viele Tausende gekostet hat, ist für wenige Hunderte wieder fortgegeben worden.

Und nun, welch' ein Bild der Verwüstung, der Zerstörung! Ruinen über Ruinen! In der offenen Rundgalerie, wo die Restaurants und Kaffeehäuser lagen, sieht es vollends entsetzlich aus. Die hohen Spiegel, die blitzenden Kronleuchter, die blanken Glasscheiben, die Bilder, Gemälde, Büsten und übrigen Verzierungen jener glänzenden Räume sind verschwunden; die Wände klaffen auseinander, die goldenen und buntfarbigen Tapeten hangen in Fetzen umher. Ueberall lärmende Auctionen von Tellern, Tassen, Gläsern und sonstigem Hausrath. Die Käufer steigen rücksichtslos auf die Tische — dieselben Tische, welche so sauber gedeckt waren, als wir früher dort irgend ein internationales theueres Frühstück verzehrten. Nur Reeser, der Spatenbräu, ist geblieben; ein Speisehaus mußte man doch für die vielen Beamten, Aufseher und Commissare lassen. Aber jetzt geht man nur hin zu einem hastigen, ungemüthlichen Imbiß oder Schoppen, um sofort wieder zu der langweiligen, verdrießlichen Arbeit des Einpackens und Expedirens zurückzukehren.

Wie ein lichter Traum liegt sie hinter uns, die schöne Zeit, wo wir sorglos und heiter dort beim Wein oder Bier saßen (ich zog freilich den „Mazagran" vor), rechts von der ungarischen Musik und links von den tyroler Sängern umklungen, und die geputzten Herren und Damen zu Tausenden an uns vorüberwandeln sahen.

Dreher winkte mit ſeinen öſterreichiſchen Fahnen aus der Ferne, und für den Abend wußte man gar nicht, wohin man ſich das Rendez-vous geben ſollte: ob nach Holland oder Rußland, nach Schweden oder in die Schweiz. Ach, wenn ich jetzt nur den preußiſchen Reſtaurant, den ich damals unpatriotiſcher Weiſe verkannte und verkleinerte, wieder von den Todten auferwecken könnte! Es war doch immer ein deutſcher Heimathsgruß, und ſein Moſelwein, wenn auch gewaltig theuer, ſtammte doch aus väterländiſcher Erde. Nun iſt Alles, Alles dahin! Wo früher die eleganten Rollſeſſel mit den zarten Beſucherinnen (wie manche hübſche Landsmännin war darunter!) umherfuhren, brauſen und pfeifen jetzt die plumpen Locomotiven vor endloſen Güterzügen, oder arbeiten die Dampfkrahnen, die in ihren eiſernen Rieſenklauen Kiſten von zwanzig und dreißig Zentnern über unſere Köpfe hinweg heben wie gar nichts.

Auch dieſe traurig-wilde Wirthſchaft nähert ſich ſchon ihrem Ende, aber nur, um einer noch ſchlimmern Platz zu machen; denn wenn der letzte Ausſteller davongezogen iſt, wird das eigentliche Demoliren beginnen. Noch gibt es freilich Nachzügler in Menge; aber die kaiſerliche Commiſſion, die nach wie vor ihr Amt in bekannter Liebenswürdigkeit und Toleranz verwaltet, droht ihnen mit dem zwanzigſten und fünfundzwanzigſten December, als dem alleräußerſten Termine, wo ſie die Schienengeleiſe fortnehmen und die nicht fertig Gewordenen ihrem Schickſale überlaſſen werde. Dies Ultimatum, denn die kaiſerliche Commiſſion verſteht keinen Spaß, hat doppeltes

Leben unter die Bedrohten gebracht, freilich auch doppelten Lärm und Wirrwar. Nur die Orientalen, die „Türken“ aus Batignolles und Belleville mitgerechnet, bleiben ihrer angeborenen Stabilität treu und laſſen ſich nicht irre und nicht bange machen: ſie packen und kramen, rauchen und ſchwatzen und werden ewig nicht fertig. Glücklicher Weiſe liegt der orientaliſche Sector zwiſchen dem ruſſiſchen und engliſchen; die Nachbaren können ihnen alſo helfen und unter die Arme greifen. Auch Nordamerica iſt nicht fern, — man wird alſo ſchon mit den Türken fertig werden.

Im Park iſt der Orient ebenfalls hinter den übrigen Nationen zurückgeblieben; die Kuppeln und Minarets ſeiner Moſcheen, Tempel und Kioske ragen noch immer ſorglos in die Luft, als ſtände ihnen gar kein Sturz bevor. Das geſammte China hingegen mit ſeinem bunten Schnitz- und Lattenwerk iſt bereits verkauft und eingepackt. Wer weiß, wir finden es vielleicht im nächſten Sommer auf einem der vielen Jahrmärkte in der Umgegend von Paris wieder. Auch ſonſt hat man im Park ſchon gewaltig aufgeräumt. Gar viele Gebäude waren von Pariſer Bau-Unternehmern auf Accord geliefert, alſo nur gemiethet, und die Eigenthümer nehmen ſie jetzt zurück, wobei ſie meiſtens ein vortreffliches Geſchäft gemacht haben, wenigſtens alle Diejenigen, die mit irgend einer ausländiſchen Regierung zu thun hatten.

Aber wie wenn das Zerſtörungswerk durch Menſchenhand nicht ſchnell genug ginge, hat die Natur noch nachgeholfen und zwar mit dem Orcan am 2. December,

dem fürchterlichſten, deſſen man ſich ſeit Menſchengedenken in Paris erinnert, und der auch das Marsfeld mit entſetzlicher Verheerung heimſuchte. Bäume wurden entwurzelt, Gerüſte umgeweht, Dächer abgedeckt und ſtückweiſe fortgeführt, hohe Schornſteine umgeſtürzt; ſogar für den Leuchtthurm fürchtete man, der doch ganz aus maſſiven Eiſenplatten zuſammengeſetzt iſt und auch glücklich der Wuth des entfeſſelten Sturmes widerſtanden hat. Im Kunſtgarten, dem eigentlichen Paradieſe des Marsfeldes (diejenigen meiner Leſer, die ihn mit eigenen Augen geſehen, werden jenen Titel gewiß nicht übertrieben finden) waren die Verheerungen am ſchlimmſten. Das große, auf acht gußeiſernen Säulen ruhende, dreißig Fuß hohe Metalldach der Compagnie Montataire — das erſte Mal, daß man Eiſenplatten in ſolcher Ausdehnung als Bedeckung einer offenen Galerie verwandte — wurde wie ein ungeheueres Stück Pappe in die Luft gehoben und mit den Säulen in den Garten hineingeſchleudert, wo es auf ein Treibhaus fiel, das buchſtäblich darunter begraben wurde. Von dem Palmenhauſe ſelbſt, wie man den Wintergarten zu nennen gewohnt war, von dieſer Glaskathedrale, welche die großartigſte Conſtruction dieſer Art in Paris war, blieb nichts als ein ungeheuerer Schutt- und Trümmerhaufen von Eiſenſtangen und Glasſcherben. Dieſer Verluſt war der bedeutendſte; denn er wird auf mehr als hunderttauſend Franken veranſchlagt. Man wollte das ſchöne Gebäude, ſo ging wenigſtens das Gerücht, noch eine Zeit lang conſerviren und hatte deshalb die Tropengewächſe der übrigen kleinern Treibhäuſer

sämmtlich dorthin geschafft. Wir hatten sie noch wenige Tage vorher in ihrer vollen Pracht bewundert. Die meisten dieser Gewächse, und es waren zwanzig und dreißig Fuß hohe Palmen darunter, von seltener Schönheit, sind vernichtet oder doch dergestalt verstümmelt, daß sie allen Werth verloren haben. Als wir am andern Morgen — der Sturz geschah um Mitternacht — die Trümmerstätte wehmüthig beschauten, konnten wir uns eines schrecklichen Gedankens nicht erwehren: — wenn dies Unglück im September geschehen wäre, wo sich oft gegen zweitausend Menschen vor einem plötzlich hereinbrechenden Gewittersturm in jenes Gebäude geflüchtet hatten!

Doch genug der trüben Bilder, — noch dazu in meinem ersten neuen Capitel, das nur Heiteres und Erfreuliches melden sollte! Aber ich mußte mich als gehorsamer Cavalier dem Wunsche meiner (liebenswürdigen) Brief- und Bittstellerin fügen und ein letztes Wort über das Marsfeld sagen.

Noch einige Monate, und das Ausstellungsgebäude selbst wird verschwunden sein; denn auf das Demoliren und Abbrechen versteht man sich hier, wie nirgends in der Welt. Im nächsten Frühling werden wir alsdann eines schönen Tages von dem gegenüber liegenden Trocadero einen Blick auf die weite, weite Fläche zu unsern Füßen zwischen der Jenabrücke und der Militairschule werfen und ausrufen: Dort war es einst!

Außer dem Orcan am 2. December (dem ominösen Datum des Staatsstreiches vor sechszehn Jahren) hatten

wir auch ſonſt noch allerlei Stürme, aber anderer Art, nämlich die bewegten Debatten des corps législatif in der erſten Decemberwoche. In der denkwürdigen Sitzung am 5. war ich zufällig perſönlich zugegen, ſo daß ich den Eindruck der Rouher'ſchen Rede mit eigenen Augen ſah. Es war unleugbar ein gewaltiger, und ich bedauerte wahrlich die halbe Stunde nicht, die ich auf der Concorde-Brücke gewartet hatte, um mich durch einen befreundeten Deputirten (noch dazu einen von der Linken, mich, den gut kaiſerlich Geſinnten!) hineinſchmuggeln zu laſſen. Es hält nämlich in dieſem Jahre ſchwerer als ſonſt, in das Heiligthum zu gelangen. Der Moment, in welchem Rouher (bei Gelegenheit der römiſchen Frage) die Worte rief, die darauf durch ganz Europa zogen: „Est-ce clair? jamais! jamais!“ wird mir unvergeßlich bleiben. Wenn man dieſelben auch noch ſo verſchieden commentirt, dort mit Kopfſchütteln und Tadel, hier mit Lobpreiſen und Jubel, — jener Moment war wirklich ein großartiger und verdient in der Geſchichte des Geſetzgebenden Körpers verzeichnet zu werden. Die 390 Deputirten erhoben ſich wie Ein Mann (einige zwanzig, die ſitzen blieben, überſah man leicht) und ſtürmten auf die Tribüne los, die glücklicher Weiſe ſehr ſolide gebaut iſt, ſonſt wäre der arme Miniſter erdrückt oder am Ende gar „geſtürzt“ worden. Tags zuvor hatte Thiers geſprochen und ebenfalls reiche Lorbern geerntet. Thiers iſt wirklich ein Phänomen, wenigſtens ein oratoriſches. Seine Stimme iſt trotz ſeines hohen Alters und ſeines zarten Körperbaues kräftiger, klarer und eindringlicher

denn je. Wenn er ſpricht (natürlich bei einer Stille, daß man eine Fliege im Saale ſummen hören könnte), ſo klingen die Worte deutlich und ſcharf bis in die entlegenſten Ecken; man verliert nicht ein einziges Wort. Von ihm gilt, wohl mehr als von irgend einem andern Redner, der ciceroniſche Ausſpruch: Er beherrſcht ſein Auditorium. Dabei geſticulirt er lebhaft und viel, ſeine Augen blitzen, die ganze kleine Figur iſt Leben und Feuer. Auf ſeinem Platze iſt er ebenfalls in ſteter Bewegung, aber den Blick immer auf die Tribüne gerichtet; Notizen macht er faſt gar nicht. Nur manchmal ſchnellt er in die Höhe: „Je demande la parole!“ Dann wenden ſich unwillkürlich alle Köpfe nach ſeiner Seite. Jules Favre iſt der ernſte, ſtrenge, unerbittliche Cato, wozu ſein bitterböſes Geſicht und ſeine harte, obwohl ſehr verſtändliche Stimme nicht wenig beiträgt. Wenn er auf der Tribüne ſteht, mit ſeiner ſtarken, großen Figur, dem wilden, buſchigen Haar, während der Rede gewöhnlich den einen Arm drohend emporgehoben, wie wenn er ein Schwert darin hielte, ſo meint man einen Criminalrichter zu ſehen und erſchrickt. Eine Toga, einen ehernen Seſſel und im Hintergrunde die dunkeln Fluthen des Styx: ſo dachten ſich die Alten die Richter der Unterwelt. — Daheim, im Schooß ſeiner Familie ſoll J. Favre ein liebenswürdiger, heiterer Geſellſchafter ſein und ſogar Verſe machen. Mich erinnert er dabei ſtets an Meyerbeer. Berryer iſt in dieſem Jahre ſehr alt geworden, ſeine Stimme hat etwas Schwankendes, Zitterndes; aber ſeine ehrwürdige Erſcheinung erweckt ſtets dieſelbe herzliche

Sympathie: er iſt der Ehrenmann ohne Furcht und Tadel, charakterfeſt und überzeugungstreu, und als Greis doppelt ehrwürdig. Große Senſation machte es, als Berryer nach der Thiers'ſchen Rede aufſtand, ſeinem Gegner die Hand drückte und ihn faſt umarmte; er, der Freund des Grafen Chambord, den ehemaligen Miniſter Louis Philippe's! Glais-Bizoin ſitzt mittlerweile und kramt und ſichtet in einem Wuſt von Papieren, notirt viel und wirft von Zeit zu Zeit eine ſpitze oder biſſige Bemerkung in die Debatte. Größere Reden hält Glais-Bizoin nur ſelten; auch hat er ſchon ſeit dem vorigen Jahre viel von ſeiner frühern Bedeutung verloren. Die ehrlichen Bretonen, ſeine Wähler, ſind ihm gram, weil er die Verminderung der Tabakspreiſe nicht, wie er es ihnen damals verſprach, durchgeſetzt hat. Als wenn das möglich geweſen wäre! In der Bretagne dürfte er deshalb wohl nicht wieder gewählt werden, aber dafür in Paris ſelbſt nicht geringe Chancen haben. Dicht neben ihm ſitzt Garnier-Pagès, ein Mitglied der proviſoriſchen Regierung von 48 und in mehr als einer Beziehung ein Seitenſtück zu Jules Favre. Auch ſeine Rede (natürlich gegen die römiſche Expedition) fiel noch in die erſte Decemberwoche und machte viel böſes Blut. Er nannte ſich offen und laut ein Kind der Revolution und apoſtrophirte den Miniſter Rouher mit den kecken Worten: „Was ſind Sie denn anders, und was können Sie anders ſein?“ Die Herren von der Linken geniren ſich nicht, wie man ſieht, das Ding beim rechten Namen zu nennen; aber es wird ihnen auch gut zurückgegeben. Am

ſchlimmſten geſchah dies durch den Abgeordneten Kervéguen, der die fatale Geſchichte von einer Beſtechung der Pariſer Zeitungen durch die preußiſche Regierung auf's Tapet brachte, und namentlich das ‚Siècle' und die ‚Opinion Nationale' hart beſchuldigte, deren beide Chefredacteurs, Havin und Guéroult, ebenfalls in der Kammer ſitzen. Der dadurch herbeigeführte Lärm und Scandal war ein grenzenloſer. Auch iſt die Sache keineswegs beigelegt, ſondern ein Ehrengericht iſt zuſammengetreten, um die Anklage näher zu unterſuchen. Die unglaublichſten Details kamen dabei zur Sprache; aber es hielt ſehr ſchwer, ſich ein richtiges Urtheil zu bilden. So begann denn die Kammer-Seſſion von 1867 auf 68 in ſehr bewegter Weiſe, und die Eingeweihten verſicherten, daß wir noch lange nicht am Ende wären.

II.

Wieder einmal Weihnachten und Neujahr. — Die Haußmann'ſche Budenſtadt auf den Boulevards. — Drei Sterne als Glückwunſch.

„Paris rüſtet ſich für die Weihnachts- und Neujahrszeit" — dieſe ſtereotype Phraſe finden wir ſeit dem 15. December faſt in jeder hieſigen Zeitung an der Spitze irgend eines Artikels, der uns umſtändlich alle Herrlichkeiten und Raritäten beſchreibt, die bei dieſer Gelegenheit wieder zum Vorſchein kommen. Zugleich aber werden wir mit freundlichem Lächeln an die unvermeidlichen „Etrennes" erinnert, denen wir nicht ausweichen kön-

nen, ohne uns von allen honnetten Menſchen in die Acht erklären zu laſſen.

Da ſieht man nun die Frucht des böſen Thuns, und zwar in Bezug auf mich, den Chronikſchreiber. Hätte ich nämlich im Laufe des letzten Vierteljahres, allwöchentlich wie ſonſt, meine kleine Chronik regelmäßig eingeſchickt, mit andern Worten, wäre ich kein „untreuer Wilhelm“ geweſen, ſo könnte ich jetzt, wo die Feſtzeit beginnt, es mir ſehr bequem machen. Ich könnte mit guten Freunden auf den Boulevards und in den Paſſagen und Bazars flaniren und dann ſpäter mich gelegentlich an den Schreibtiſch ſetzen, um einige flüchtige Notizen zu machen, die etwa mit den Worten anfingen: „Ich darf mich heute ſehr kurz faſſen, denn die beginnende Weihnachts- und Neujahrszeit erleichtert mir meine Arbeit, indem ich den freundlichen Leſer auf meine frühern Berichte verweiſe, mit der Verſicherung, daß alles ſo ziemlich beim Alten geblieben iſt“ u. ſ. w. — Das darf ich aber dies Mal nicht wagen, ſchon weil ich des „freundlichen“ Leſers gar nicht ſo gewiß bin, wie ehedem, ſondern ihn erſt wieder freundlich für mich ſtimmen will.

Doppelt unangenehm iſt die Sache, weil ich im Grunde etwas Altes und Bekanntes noch ein Mal beſprechen und alſo an der Klippe des bereits Geſagten vorbeiſteuern muß. Ja, reibe dir nur die Stirn, armer chroniqueur, und zerbrich dir ein wenig den Kopf mit Nachſinnen! Es geht dir wie den Knaben, welche die Schule geſchwänzt: ſie bekommen ſpäter zur Strafe das doppelte und dreifache Penſum.

Herr Haußmann, nach wie vor der „König von Paris“, und, was man auch von ſeiner Demiſſion gemunkelt, noch immer unſer Aller Vater und Berather, hilft mir aus der Verlegenheit; denn er hat dafür geſorgt, daß dies Mal der Weihnachts- und Neujahrsmarkt der Boulevards ſich uns von einer neuen Seite präſentirt. Er hat nämlich ſein Schooßkind Paris, für das er ſchon ſo viel Geld ausgegeben und das ihm trotzdem noch immer nicht hübſch genug herausgeputzt ſcheint, mit einer Feſtgabe bedacht, die ihm in runder Summe gerade eine halbe Million gekoſtet hat. . . . Ich ſage „ihm“, lieber Leſer, damit man es ſowohl auf das Schooßkind als auf den Herrn Haußmann beziehen könne, wie man will. Die Feſtgabe beſteht in tauſend hölzernen Buden, mit denen die Boulevards zu beiden Seiten „geſchmückt“ ſind, — ich behalte aus Deferenz für den Seine-Präfecten vor der Hand den officiellen Ausdruck bei. Achthundert von ihnen figurirten bereits am Napoleonstage 1867 auf dem Trocadero zur allgemeinen Befriedigung der Bevölkerung (ebenfalls officieller Stil), und um die Summe noch runder und voller zu machen, hat man ſchnell zweihundert mehr gebaut, — ein Werk von wenig Tagen, denn die Hände der Könige reichen weit.

Schauen wir uns nun dieſe Buden etwas näher an; ſo unbedeutend die Sache an ſich erſcheint, hat ſie doch eine intereſſante Seite. Von der halben Million, welche dieſe Buden gekoſtet haben, ſehen wir dabei als „reiche Leute“ ganz ab; das ſind Kleinigkeiten, und wir

haben in Bezug auf das Budget von Paris längſt verlernt, uns „mit Kleinigkeiten abzugeben“.

Die neue Budenſtadt repräſentirt in ihrer Art auch die große Haußmann'ſche Trias, wie man ſie mit Fug und Recht längſt bezeichnet: „l'alignement, la symétrie, l'uniformité.“ Verzeihung für die franzöſiſchen Ausdrücke, die ich ſicherlich nicht wie der Fürſt Pückler gebrauche, um mir ein „ariſtokratiſches Air“ zu geben (was wenigſtens Börne von dem Verſtorbenen behauptet); aber ſeit mehr als zehn Jahren ſind dies hier ſtereotype Wörter geworden, die man nicht wohl umgehen kann. Weiß man ſich doch den Seine-Präfecten kaum anders mehr vorzuſtellen, als mit dem Winkelmaaß, der Nivellirwaage und dem Meßtiſch. Die gerade Linie, mit der ſchon Euklid, der Vater der Mathematik (geb. zu Alexandria, 300 v. Chr., muß ich als Gelehrter hinzuſetzen), ſein wiſſenſchaftliches Gebäude begründete, iſt durch den Baron Haußmann und zwar mit ſeinen ſteinernen Gebäuden in einer Weiſe verherrlicht worden, wie wohl nie in der Welt zuvor. Man zählt ſeine geraden Linien, vorzüglich wenn man die projectirten mitrechnet, ſchon nach mehr als hundert Kilometern, und ſeine Gebäude haben die Zahl dreitauſend bereits überſchritten. Nur an die innern Boulevards hat er ſein Lineal noch nicht anlegen können, ſo ſehr er es auch vielleicht gewünſcht, denn ſie ſündigen mit manchem ſtumpfen Winkel gewaltig gegen das vorſchriftsmäßige Alignement. Aber bis dato hat Monſieur Haußmann ſich noch mit den äußern Boulevards begnügen müſſen, wo man ihn nach Herzensluſt aligniren läßt, ſo

Digitized by Google

weit und ſo viel es ihm beliebt. Beim Château d'Eau, auf dem Boulevard du Temple, hat er freilich im letzten Sommer ganz leiſe und unvermerkt angefangen und einige zwanzig fünfſtöckige Häuſer niedergeriſſen, zufällig der Prinz-Eugène-Caſerne gegenüber, wodurch die dort einquartierten Regimenter mehr freie Luft bekommen haben. Dieſe kleine Demolition iſt übrigens nicht der Rede werth und ging namentlich in jener Zeit faſt unbemerkt vorüber, weil das große Publicum ſich damals ausſchließlich mit der Weltausſtellung beſchäftigte. Im Ganzen ſind alſo, wie geſagt, die innern Boulevards bis jetzt noch unangetaſtet geblieben.

Um aber doch etwas zu thun, hat der Stadtkaiſer dies Mal den Pariſern zur Weihnachtsbeſcheerung ein Miniaturbild geſchenkt von dem, was er ihnen im Großen zugedacht hat, — für den Fall, daß ſie ihn auch in dieſer Gegend der Stadt ſchalten und walten laſſen möchten, wie ſonſt überall. Und nun ſind die Pariſer ihm nicht einmal erkenntlich dafür, ſondern murren oder ſpotten über die Baracken, wie ſie die neuen Buden nennen, und behaupten, die alten Buden ſeien weit hübſcher und intereſſanter geweſen. Oppoſition und nichts als Oppoſition! Gott mag wiſſen, wohin das noch dereinſt führen wird. Hat doch Paris — „la bonne ville“, wie ſchon Heinrich IV. ſie vorzugsweiſe gern nannte — faſt zwei Dritttheile zu dem Contingent der Kammerlinken beigeſteuert. Schlimme, ſchlimme Zeiten!

Aber der wohlgeſinnte Bürger und Unterthan, derſelbe, von dem der Miniſter Rouher kürzlich behauptete,

er werde mit „sérénité“ für das neue Militair-Geſetz ſtimmen, denkt anders: er läßt ſich ſeine drei Sous nicht verdrießen und ſteigt an der Madeleine-Kirche auf die Impériale eines Omnibus, um ſich die Boulevards in ihrem neuen Kleide zu betrachten. Was ihnen an der geraden Linie fehlt, hat die Symmetrie und die Uniformität reichlich erſetzt — auch dies letzte Wort laſſe ich gern in ſeiner Urſprünglichkeit, ſchon weil es an „Uniform“ erinnert, alſo an den Militairſtaat, in welchem wir hier leben. Vom Fahrwege aus ſehen wir die Buden, mit Erlaubniß zu ſagen, nur von hinten, aber ſie machen trotzdem auf den erſten Blick einen ſehr guten Eindruck. Sie ſind ſauber angeſtrichen, ſeegrün und lichtgrau mit dunkleren Strichen dazwiſchen, ganz wie die geſtreifte Leinwand unſerer Sommerbeinkleider. Um das Dach läuft eine zierlich geſchnitzte Holz-Galerie; das Dach ſelbſt iſt mit Asphaltpappe gedeckt, und ſogar eine kleine Dachrinne fehlt nicht, die zu beiden Seiten das häßliche Regenwaſſer ablaufen läßt. Die Füllungen ſind außerdem mit hübſch gemalten Arabesken verziert, kleinen Sternchen, Kränzchen und Schwänzchen. Dennoch iſt der Pariſer nicht zufrieden, und — wenn wir es ehrlich geſtehen ſollen — es geht uns nicht beſſer.

Man kann ſich nämlich nichts Alignirteres, Symmetriſcheres und Uniformirteres denken (Herr Haußmann iſt für dieſe unſchönen Comparative verantwortlich) als jene Budenreihen, ſo einfältighübſch und deshalb ſo langweilig wie irgend ein neuer Pariſer Boulevard. Man hat ſogar verboten, die Buden mit Anſchlagezetteln und

Reclamen zu bekleben: „défense d'afficher!“ Natürlich, denn dadurch würde wieder die saubere Einförmigkeit, die einförmige Sauberkeit leiden. Nun waren aber gerade jene Affichen in früheren Jahren ein Hauptspaß für das Publicum! denn man lachte herzlich über die vielen rothen, blauen und grünen Figuren und grotesken Schildereien, über die albernen Anpreisungen, eine stets lustiger als die andere, mit denen in frühern Jahren die Buden von oben bis unten stets beklebt waren, und die sämmtlich darauf abzielten, die Aufmerksamkeit der hunderttausend Spaziergänger zu erregen. Jeder baute überdies sein Häuschen oder seine Boutique, wie es ihm gefiel, und die abenteuerlichsten Constructionen kamen dabei zum Vorschein. Dort ein Zelt, roth von Außen und Innen und mit rothen Papierlaternen erhellt: — das waren die Orangenhändler, die in Paris seit Adam's Zeiten die rothe Farbe als Privilegium ihrer Zunft angenommen haben. Weiterhin lange offene Galerieen, wie kleine Bazars; dann wieder kleine Häuschen, leicht aus Brettern zusammengeschlagen und mit bunten Tapeten beklebt; hier und da eine vornehmere Boutique mit farbigen Stoffen überzogen und mit Thürmchen und Fahnen geschmückt. Dann, allerdings in vorwiegender Anzahl, wirkliche Baracken, aufgebaut aus allerlei Latten- und Pfahlwerk, so gut oder schlecht es eben gehen wollte; ein Segeltuch auf vier Stangen diente als Dach und irgend eine spanische Wand als Hintergrund: aber trotzdem war alles zierlich herausgeputzt. Endlich unzählige Händler und Händlerinnen mit Klapptischen im Freien, oder wohl gar ein paar

Strohſtühle mit einem Brett darüber, und Puppen und Kinderſpielzeug, das Stück zu vier Sous, darauf geſetzt. Kurz, es war ein wirklicher Weihnachtsmarkt mit allen ſeinen originellen Eigenthümlichkeiten, ſeinen improviſirten Läden und Magazinen, welche die Beſitzer im Nothfall nach dem Feſte zu Kleinholz zuſammenſchlugen, um ihren Kaffee daran zu kochen.

Vor zwei Jahren warf einmal der Wind über Nacht drei, vier Dutzend ſolcher Baracken über den Haufen; alle Koſtbarkeiten und Raritäten lagen wie Kraut und Rüben durch einander, — Jammer und Wehklagen überall. Aber ſchon am nächſten Nachmittag war der Schaden reparirt. Die Zeitungen hatten das Unglück mit draſtiſchen Farben geſchildert, und nun lief alle Welt hin, um irgend eine Kleinigkeit in jenen heimgeſuchten Groſchenbuden zu kaufen. Die Inhaber machten glänzende Geſchäfte und dankten dem Himmel für den barmherzigen Sturmwind. Eine Viertelmeile weiter hörte man dann in den folgenden Tagen ſehr oft aus irgend einer Boutique den klagenden Zuruf: „Mon bon Monsieur, moi aussi, j'ai été renversé!“ und einige Speculanten hingen gar Abends ein Transparent aus: „Victime de la tempête.“ Man lachte und zog ſeine Börſe, amüſirte ſich und flanirte weiter.

All' ſolchen Eventualitäten hat nun der um das Wohl ſeiner Mitbürger ängſtlich beſorgte Stadtrath vorgebeugt. Die Haußmann'ſchen Buden ſind ſolide und feſt, wie ſein Regiment und ſeine Häuſer, mit denen ſie auch noch die andere Eigenſchaft theilen, ſich gegenſeitig

ſo ähnlich zu ſehen, wie ein Ei dem andern. Dabei erzählen uns die Spottvögel des ‚Tintamarre‘ und ‚Charivari‘, denen nicht einmal der Seine-Präfect heilig iſt, daß man nur deswegen das Affichiren an den neuen Buden verboten habe, weil Herr Haußmann ſelbſt eine Proclamation daran kleben wolle, in welcher es heißen würde: „Undankbare Pariſer! Hier habt ihr eine kleine Probe von den Plänen, die ich ſchon lange zur Verſchönerung euerer innern Boulevards im Kopfe trage, damit endlich die häßliche Verſchiedenheit euerer dortigen Häuſer aufhöre und damit ſie „uniform“ ausſehen, wie alle meine übrigen Gebäude: eine Linie, eine Höhe, ein Stil, ein Haus, wie ein Herz und eine Seele — wie es der Hauptſtadt einer großen Nation geziemt. Aber ihr opponirt euch und dreht mir den Rücken, und doch laſſe ich es mir ſo viel Geld koſten — das wißt ihr ſelbſt am beſten —, um euch Freude zu machen.“ So die Präfecturial-Proclamation, und als Poſtſcriptum noch die Notiz, daß die ſämmtlichen Inhaber der Buden, Männer wie Frauen, ein und dieſelbe Uniform bekommen ſollen, um auch in dieſer Beziehung der „uniformité“ Rechnung zu tragen.

Die Zeit wird nun lehren, in wie weit dieſe Neuerung ſich bewährt und ob ſie, gleich den vielen, vielen andern in Paris, Eingang findet; denn die jetzt hervortretende Oppoſition gegen dieſelbe (die unſere läuft, aufrichtig geſtanden, nur auf einen unſchuldigen Scherz hinaus) muß man nicht allzu hoch anſchlagen. Auf dem Trocadero, dieſer modernſten und eleganteſten aller Pariſer

Garten-Anlagen, machten ſich dieſe ſaubern, gleichmäßig gebauten und verzierten Häuschen ſehr gut. Sie dienten als Einfaſſung der eben ſo ſaubern, ſymmetriſchen Wege und Alleen; beliebige Jahrmarktsbuden, Zelte u. dgl. wären alſo dort ſehr unpaſſend geweſen. Lag doch damals die Weltausſtellung mit ihren Herrlichkeiten und Wundern, namentlich mit ihrem Park, wo auch das letzte und unbedeutendſte Häuschen ein Muſter von Luxus und Eleganz war, dem Trocadero dicht gegenüber. Man konnte alſo nicht wohl anders; und als das Volk am Morgen des 15. Auguſt die kleine zierliche Budenſtadt erblickte, die man, nach dem bekannten Ueberraſchungsſyſtem, über Nacht aufgeſchlagen hatte, war der Beifall allgemein. An den Weihnachts- und Neujahrs-Markt der Boulevards hingegen iſt nicht derſelbe Maßſtab anzulegen. Jener Markt iſt dergeſtalt ein integrirender Theil des Pariſer Volkslebens und gewiſſermaßen ſein excluſives Eigenthum, daß es gewagt, wo nicht gefährlich erſcheinen könnte, daran zu rütteln oder zu reformiren. „Gewagt, wo nicht gefährlich!“ — der Tauſend, was ſind das für Worte! Man möchte glauben, ich hätte die jüngſte Interpellation Pelletan's mit unterſchrieben, der das Budget der Stadt Paris näher controliren will, welche Interpellation glücklicher Weiſe (nämlich glücklicher Weiſe für Hrn. Haußmann) von den vereinigten Bureaux der Interpellations-Prüfungs-Commiſſion — ein luſtiges Wort! — als unſtatthaft zurückgewieſen wurde. So wird auch dieſe kleine Budengeſchichte, die für mich nur das geringe Verdienſt hat, mir zu einem wenn auch

nicht sehr glänzenden Capitel verholfen zu haben, ohne weitere schlimme Consequenzen vorübergehen. Man baut vielleicht für's nächste Jahr noch ein zweites Tausend dazu, damit die Ausgabe eine volle Million betrage, die sich alsdann bequemer verrechnen läßt; die Pariser müssen doch schließlich die neuen Buden bezahlen, und so werden sie sich schon mit ihnen befreunden. Uebrigens hat man bereits ein freilich sehr zahmes und loyales Drehorgel-Lied darauf gemacht, was ebenfalls ein gutes Zeichen ist. „Was thun die Pariser?" fragte einst Mazarin, als er eine neue Steuer ausgeschrieben. „Eminenz, sie singen", war die Antwort. „Nun, so werden sie auch zahlen", entgegnete beruhigt der Cardinal.

* * *

Und jetzt drei Sterne, und zwar zu einem herzlichen Scheidegruß für dieses und zu einem Glückwunsch für das kommende Jahr.

Ich denke bei jenen drei Sternen an das schöne Dreigestirn, das segnend über jedem Menschenleben steht, wenn auch oft verhüllt und mit mattem Scheine, das ich aber mit Siriusglanz an den Himmel eines jeden meiner Leser setzen möchte.

Sie sind alt wie die Welt, diese Sterne; aber wie die Welt sich stets neu verjüngt, so strahlen auch sie in ewiger Jugend. Wir nennen sie schon dem kleinsten Kinde, und dann ziehen sie mit uns, wie unsichtbare Engel, bis an das Grab und über dasselbe hinaus in's

Jenſeits, wo ſie zu Sonnen werden, — denn auch der Sirius iſt nichts als eine ferne, große Sonne.

Stern der Seele: heiliger Glaube! Man rede nur oder lächle gar, er bleibt doch ewig das Höchſte in unſerm armen Daſein, denn er iſt göttlich und führt zu Gott.

Stern des Herzens: reine Liebe! Nicht der irdiſche Sinnenrauſch, der wie eine flüchtige Blume blüht und ſchnell verfliegt, ſondern die große, unendliche Liebe, die, wie jene des Heilands, eine Welt umfaßt und ſich für dieſelbe opfert . . . . o, nur einen Funken von ihr in jeder Menſchenbruſt, und die Kriege ſind vorbei und der Haß, die Noth der Armuth und der Triumph des Böſen.

Stern des Gemüths: freundliche Hoffnung! Du dauerſt, trotz Täuſchung und Trauer, trotz Wolken und Sturm; im Winter biſt du ein Frühlingsgruß, und im Frühling verbürgſt du uns den himmliſchen Lenz.

Leuchte, ſchönes Dreigeſtirn! leuchte ihnen Allen, Allen und auch mir.

1868.

I.

Trübe Neujahrsstimmung. — Das neue Militairgesetz. — Kriegsgerüchte. — Noch immer die Haußmann'schen Buden. — Das Klein'sche Magazin und Violet's Parfümerieladen. — Toilettengeheimnisse der vornehmen Welt. — Die Puderfrage. — Große Stille bei Hofe. — Eine Milliarde in der Bank. — Die Armuth in den Straßen von Paris.

Kam es mir nur so vor, oder war es wirklich so? Die Festzeit, und vorzüglich der Neujahrstag selbst, ist hier dieses Mal stiller und gemessener vorübergegangen, als sonst. Nur einmaliger Empfang bei Hofe, am 1. Januar*) und gar keine Cour am 2., der früher der bedeu-

*) Die Antwort des Kaisers auf den üblichen Glückwunsch des diplomatischen Corps brachte auch nichts Neues; sie war gewissermaßen eine Wiederholung der Tags vorher an den Grafen v. d. Goltz gerichteten Worte, als derselbe seine Ernennung zum Bevollmächtigten des Norddeutschen Bundes officiell anzeigte. Auch sind die Zeiten vorbei, wo halb Europa mit ängstlicher Spannung am Neujahrstage nach Paris blickte, um zu erfahren, was „Er"

tendſte Galatag war, weil am Abend die Damen in Schleppkleidern erſchienen. Schöne Zeit der „manteaux de cour“, wo wir die hell erleuchteten Magazine von Gagelin und Delisle umdrängten und irgend eine neue bienengeſtickte grüne Sammtrobe bewunderten, in welcher die Fürſtin So=und=ſo, oder Frau v. Rothſchild, zur großen Cour fahren wollte, — nachdem ſie vorher ein paar Tage lang vor dem Spiegel bei verſchloſſenen Thüren Gang, Haltung und Verbeugung einſtudirt hatte; denn die Robe war ſo lang und ſo ſchwer und man kam ſich ſo unbeholfen darin vor. Habe ich doch damals ſelbſt einen Artikel darüber geſchrieben mit allen nöthigen Détails bis auf Beſatz und Unterfutter. Aber wer ſpricht jetzt von Schleppkleidern, und wären ſie auch noch ſo kaiſergrün und hätten ſie auch die doppelte Anzahl Bienen! Das macht, die Zeiten ſind anders geworden, und man hat an ganz andere Sachen zu denken, als an ſolche Lappalien. „Die Sonne iſt höher hinauf gewandert und mahnt zum Ernſte“; nicht die aſtronomiſche, die gerade in dieſen Wintertagen am tiefſten ſteht und nur einen matten Schein wirft, ſondern die politiſche, die ſich mehr und mehr dem Zenith nähert und ihre Strahlen weiter und weiter ſendet. Mit andern deutlichern Worten: das franzöſiſche Volksbewußtſein iſt reger und lebendiger geworden; es iſt auf allerlei Gedanken gekommen, und zwar auf ſehr ernſte.

---

in ſeiner Rede geſagt und nicht geſagt habe; . . . . „denn dieſes Bannes Kraft iſt aus“.

Die Kammer-Debatten über das neue Militair-Geſetz haben ein lautes Echo im ganzen Lande gefunden und die Gemüther gewaltig aufgeregt. Der Franzoſe, vorzüglich der gemeine Mann (dies Beiwort nur ja nicht in einem verächtlichen Sinne genommen!), urtheilt ſtets nach dem erſten Eindruck und läßt ſich in ſeinen Anſichten und Meinungen nur von dieſem leiten. Dieſer Eindruck iſt aber in Bezug auf die Militairfrage unleugbar ein der Regierung entſchieden ungünſtiger. Die geſchickteſten Phraſen und Deductionen Rouher's können das ſchlimme Wort Glais-Bizoin's nicht ungeſprochen machen und es noch weniger übertäuben: „Jetzt gilt es, die Zeche zu bezahlen für die Wirthſchaft eines fünfzehnjährigen perſönlichen Regiments.“ Dem armen Kaiſer mag es, trotz des Froſtwetters draußen, heiß und ſchwül zu Muthe ſein; denn das Dilemma iſt groß und richtet ſich wie ein Geſpenſt immer bedrohlicher auf. Selbſt ſeine treueſten Freunde und Anhänger geſtehen jetzt, die Einen verblümt, die Andern unverhohlen, daß man zu der gewünſchten und verheißenen Friedens-Aera nur durch einen großen und allgemeinen Krieg gelangen könne. Wenn es Das iſt, was uns für das neue Jahr bevorſteht, ſo ſind wir übel daran und wohl zu der ungeduldigen Frage berechtigt: wann denn endlich die kaiſerliche Deviſe, die im Börſengebäude zu Bordeaux auf eine ſtolze Marmortafel eingeſchrieben iſt, zur Wahrheit werden ſolle: „L'Empire c'est la paix“. Möchten die allzu roſenfarbenen Panegyriker, die das zweite Kaiſerthum das Zeitalter des Auguſtus für Frankreich nennen, doch

bedenken, daß gerade unter dem römiſchen Auguſtus der Janustempel geſchloſſen war, was bekanntlich in 700 Jahren nur drei Mal geſchah.*)

Krieg iſt alſo hier das dritte Wort in jeder Unterhaltung; und wie kann es anders ſein, wenn die Volksvertreter ſelbſt, die doch eigentlich die wahren Männer des Friedens ſein ſollten, es beſtändig im Munde führen? Hat doch ein müßiger Kopf nachgerechnet, daß in der diesjährigen Seſſion das Wort „guerre“ bereits elfhundertfünfundſiebenzig Mal ausgeſprochen worden iſt und die verwandten Wörter „armée, contingent, recrutement“ u. ſ. w. in entſprechender Menge.

Deshalb (dies liefert uns, Gott Lob! einen paſſenden Uebergang) machen auch die kriegeriſchen unter den neuen Haußmann'ſchen Boulevard-Buden das meiſte Glück. Nie hat man ſo viele Kinderſchußwaffen geſehen, wie in dieſem Jahre: Zündnadelgewehre und Chaſſepots, Revolver mit vier, ſechs und acht Schüſſen, Kanonen, die zwanzig Mal in der Minute feuern, ſogar kleine Mädchen-Piſtolen, d. h. Piſtolen für kleine Mädchen, und den ganzen übrigen Militair- und Bewaffnungs-Apparat kriegſpielender Kinder. Ein Schießen, Knallen und Knattern, daß man oft ſein eigen Wort nicht vernehmen kann; denn jedes Geſchoß wird vor dem Käufer probirt, und je mehr Lärm, deſto beſſer. Ach, wenn es nur beim Kriegſpielen bliebe, ſo ließe man es ſich gern gefallen!

*) Das erſte Mal unter Numa, der das Geſetz gegeben, und das zweite Mal nach dem erſten Puniſchen Kriege.

Aber, wie hier im Kleinen, ſo dort im Großen: Krieg, Krieg iſt die Loſung, wohin man ſieht und hört. „Geh' unter, Krieg, wie der röthliche Mars, und geh' auf, Friede, wie der ſanfte Mond!“ rief ſchon Jean Paul vor mehr als fünfzig Jahren, und jetzt, nach einem halben Säculum, ſteht Mars blutiger denn je am Himmel, und der Pulverdampf kaum beendeter Schlachten verhüllt uns den Mond des Friedens dunkler denn je.

So iſt es hier mit unſerer Neujahrsſtimmung 1868 beſchaffen; wollte Gott, ich könnte ſagen: mit meiner, und der heitere, unbeſorgte Herr Rouher hätte Recht, wenn er mir, wie den Männern der Oppoſition, entgegnete: „Vous voyez tout en noir.“ All dies verhindert uns freilich nicht, es wie die Andern zu machen und uns die trüben Gedanken, ſo gut es gehen will, aus dem Kopf zu ſchlagen, wenn auch nur momentan während dieſer paar Feſttage. Zu Hauſe bleiben kann man nun ein Mal abſolut nicht und zu einem bloßen Klageliede darf mein erſtes Capitel im neuen Jahre 68 auch nicht werden.

Conſtatiren wir daher ſofort die ſpaßhafte Reaction, die ſich das Pariſer Publicum in Bezug auf die Haußmann'ſchen Buden erlaubt hat. Gar viele Spaziergänger gehen nämlich an's Château d'Eau und von da bis an die Baſtille, um ſich die alten Buden anzuſehen und dort ihre Einkäufe zu machen. Auf dieſe Weiſe ſind die ſonſt immer ſo ſtiefmütterlich behandelten öſtlichen Boulevards dem Vater der Stadt zu großem Danke verpflichtet; und da auch für die weſtlichen noch immer Käufer genug

übrig bleiben, so ist alle Welt zufrieden — etwas, das, wie man weiß, nicht sämmtlichen Neuerungen des Seine-Präfecten zu Theil wird.*)

Ein Haus, freilich keine Bude, weder eine alte noch eine neue, sondern ein mit fürstlichem Luxus ausgestattetes Magazin, hat in diesem Jahre allen andern den Rang abgelaufen; es thut mir leid für die Herren Giroux, Tahan und die übrigen großen Weihnachts- und Neujahrs-Könige, aber es ist wirklich so: unser Landsmann Klein aus Wien steht obenan auf der Liste. Nicht der Patriotismus und auch nicht meine Vorliebe für Oesterreich — „er nimmt richtig seine alten Schwächen auch in das neue Jahr mit hinüber!“ sagt kopfschüttelnd mein Berliner Doctor — sind es, die mich dies behaupten lassen; es ist vielmehr die allgemeine Stimme, le suffrage universel, und wir haben uns als gute Franzosen diesem Ausspruch zu fügen.

Auf dem Boulevard des Capucines — dicht neben der großen Oper, deren allzu bunte Façade noch immer scharf kritisirt wird, und dicht neben dem Grand-Hôtel, an

*) Herr Haußmann hat aber seinerseits den Parisern einen nicht übeln Possen gespielt. Er hat nämlich den Bau von einem Dutzend alter Buden gestattet, und zwar inmitten seiner neuen, und noch dazu in der elegantesten Gegend, oben bei der Madeleine Man kann sich nichts Schauerlicheres und Scandalöseres denken als diese Zigeunerhütten, krumm und schief und mit Gardinenfetzen und ähnlichen Lappen ausstaffirt. Geschickter hätte er es freilich nicht anfangen können, um uns für seine Neuerung zu gewinnen; aber wer hätte den Baron Haußmann für so malitiös gehalten?

deſſen Tabled'hôte man doch jetzt wieder einen Platz findet (was zur Ausſtellungszeit unmöglich war), und noch dichter neben dem neuen Reſtaurant du Grand Opéra, wo der berühmte Kochkünſtler Baron Briſſe (zu dem Baron gehört ein Fragezeichen) täglich den Küchenzettel macht .... ich ſchöpfe Athem und beginne den Nachſatz: — begrüßt uns, wenn wir von der Rue de la Paix kommen, ſchon von weitem eine doppelte Gasflammenlinie und die zwei befreundeten kaiſerlichen Wappen in Brillantfeuer, der einfache franzöſiſche und der doppelte öſterreichiſche Adler; aber dabei hat Klein keine politiſche Hintergedanken: er iſt blos Lieferant der beiden Höfe. Was mich am meiſten bei dieſer prächtigen Illumination freut, iſt der Umſtand, daß dadurch die vor dem Magazin liegenden Buden ſo hell erleuchtet ſind, daß ſie gar keiner Lampen und Lichter weiter bedürfen; — ſo ſpendet der Reiche dem Armen von ſeinem Ueberfluß und merkt oft nicht einmal, daß er etwas gibt.

Diejenigen meiner Leſer, welche die Weltausſtellung von 67 beſucht haben, erinnern ſich gewiß des prächtigen Klein'ſchen Glaspavillons im öſterreichiſchen Sector. Jeder mußte geſtehen, noch nie ſo reizende Galanteriewaaren in feinem Leder, in Bronze, Stahl und Elfenbein geſehen zu haben und eine ſolche Fülle von allen denkbaren in jene Kategorie gehörenden Luxusgegenſtänden. Aus jenem Glashäuschen, deſſen Ausſteller übrigens auch die goldene Medaille erhielt, iſt nun ein großes Magazin geworden, wo alle jene Herrlichkeiten verhundert-, vertauſendfacht ſich wiederfinden. Ueber ſechszig Commis ſind in dem

Klein'ſchen Etabliſſement beſchäftigt; und doch hatten ſie in der letzten Decemberwoche ſo viel zu thun, daß man an manchen Abenden auf einige Stunden die Thüren ſchließen mußte, weil die Räume dergeſtalt mit Menſchen angefüllt waren, daß man ſich kaum umdrehen konnte. Die weißen Lederwaaren ſind, wie das Neueſte, ſo auch das Koſtbarſte und Eleganteſte, und mein äſthetiſches Gefühl wurde ſehr verletzt, als mir ein Freund beim Betrachten und Bewundern dieſer allerliebſten Dinge, die den goldenen Putztiſch einer Elfenkönigin nicht verunzieren würden, ganz proſaiſch bemerkte: „Sie wiſſen doch, daß all dieſe ſchmucken Siebenſachen aus Schweinsleder gemacht ſind?“ — Aus Sch . . . ! Ich wagte gar nicht, das häßliche Wort nachzuſprechen, ſondern entgegnete: „Da gebrauche ich lieber den franzöſiſchen Ausdruck parchemin.“ — „Parchemin iſt Eſelsleder, mon cher, und ich laſſe Ihnen die Wahl.“ Damit gingen wir weiter; denn in das Klein'ſche Magazin hineinzugelangen, wäre faſt unmöglich geweſen — und dann, daß wir nur den eigentlichen Grund offen geſtehen, ſind auch alle jene Klein'ſchen „Kleinigkeiten“ (ich mache ein Wortſpiel, ohne es zu wollen) gewaltig theuer.

Lieber treten wir an eine der kleinen Buden, kaufen einen Hampelmann, ein Pferd, oder ſonſt etwas derartiges, ſuchen uns dann unter den umherſtehenden, gaffenden Kindern das ärmlichſte und traurigſte aus, drücken ihm das Spielzeug ſchnell in die Hand und ſind ſchon weit, wenn ſich der Kleine noch immer erſchrocken beſinnt, ob er es nehmen ſoll oder nicht. Iſt es gar ein Revolver

oder eine Piſtole, ſo hat der Jubel kein Ende, und man muß ſich geſchickt aus dem Staube machen, will man nicht ein Dutzend Gamins hinter ſich haben, die uns ebenfalls um ein Geſchenk beſtürmen und uns dabei mon prince oder Monseigneur tituliren. Vor den Apfelſinenbuden macht man es mit den kleinen Mädchen ähnlich, und für ein paar Franken kann man ſich auf dieſe Weiſe viel Vergnügen bereiten, — reichlich ſo viel, als wenn man bei Klein irgend ein weißledernes nécessaire, das oöenein ganz überflüſſig iſt, für ſchweres Geld gekauft hätte, oder gar bei Violet ein Parfumeriekäſtchen zu zwei Louisd'or.

Wir dürfen nämlich nicht unterlaſſen, Violet zu nennen, denn er iſt der würdige Nachbar und Nebenbuhler Klein's und nur durch das Grand-Hôtel von ihm getrennt. Violet iſt der Lieferant der Kaiſerin, und ſein neues Etabliſſement führt den Titel: à la reine des abeilles. Ihre Majeſtät iſt ſogar kürzlich in Perſon dort geweſen, um Einkäufe zu machen, das ſagt alles. Es iſt auch wirklich der Mühe werth, einen Moment vor den zwanzig Fuß hohen Spiegelſcheiben ſtehen zu bleiben und hineinzuſchauen. Dies Etabliſſement iſt nämlich wieder etwas ganz Neues: es iſt kein Laden und kein Magazin, es iſt ein Salon und zwar ein Salon Louis treize. Die Herzogin v. Galiéra, deren Hôtel man immer ſprüchwörtlich als das ſchönſte in ganz Paris bezeichnet, und deren Salons auch ich, unwürdiges Menſchenkind, manchmal betreten, hat keinen Salon, glaub' ich, der den Vergleich aushielte mit dem Salon dieſes Parfumeurs. Auch

iſt die Kaiſerin, ſo viel ich weiß, nie bei der Herzogin von Galiéra geweſen, wohl aber, wie ich eben ſagte, bei Violet. So geht's in der Welt, wenigſtens in der Pariſer, und ein Pommadenfabricant iſt eine bedeutende ſociale Perſon. Dies non plus ultra von Salon bildet eine große Rotunde und iſt ganz mit rothem Sammt ausgeſchlagen; das Deckengemälde, eine ſehr phantaſtiſche Apotheoſe, iſt von Petit, dem berühmten Freskenmaler, der unter 10,000 Franken gar keine Leiter an irgend einen Plafond ſetzt. Die Möbeln ſind ſämmtlich von Ebenholz mit Gold eingelegt, und in Schränken von ähnlicher Arbeit ruhen in Kryſtall und Porzellan, oder auch in koſtbaren Käſtchen aus Lack oder Seide, die Wunder der Pariſer Parfumerie, der erſten der Welt. Wäre die franzöſiſche Nation doch nur in Allem ſo groß, wie in ihren Seifen, Pommaden und Eſſenzen! Wenn denn auch dieſe letztern etwas weniger vollkommen und vollendet wären, wir würden uns ſchon zu tröſten wiſſen. Auf dem Kronleuchter in der Mitte brennen allabendlich, genau gezählt, hundert Flammen, — kein plebejiſches Gas, ſondern rothe Wachskerzen, wie in den Tuilerien bei den Soiréen der Kaiſerin. Solche Kerzen koſten juſt einen Franken das Stück; es muß ſich alſo bei den Seifen und Pommaden viel Geld verdienen laſſen. Neben dem großen Salon iſt ein kleinerer, ein ſogenanntes Boudoir Pompadour, und neben dieſem ein dritter, das Allerheiligſte, in das kein profanes Auge ſchauen und noch weniger ein profaner Fuß treten darf.

Wir ſind aber doch darin geweſen. Hinter ſeidenen

Vorhängen, und auch nur in Gegenwart der Eingeweihten, werden dort beim Kerzenſcheine einzelne koſtbare Specifica und Kosmetika an zarten Wangen, Brauen und Lippen probirt. Manche ältliche, bleiche Dame, die ſchüchtern und verſchleiert dort ankam, verläßt nach einer halben Stunde roſig und jugendfriſch, und Notabene, nun mit zurückgeſchlagenem Schleier, jenes myſteriöſe Boudoir, und .... honny soit qui mal y pense. Wenn ſie nur beim Einſteigen in ihren Wagen der armen zerlumpten Frau, mit dem kranken Kinde auf dem Arm, ein Almoſen gibt, ſo wollen wir ſie nicht verdammen. Abends auf dem großen, glänzenden Ball in der Chauſſée d'Antin, oder ſonſtwo, geht alsdann ein erſtauntes Flüſtern durch den Damenkreis: man findet die Gräfin X. um zehn Jahre jünger geworden und fragt neugierig nach der Adreſſe ihres „Factotums", um nöthigen Falles den Künſtler auch zu conſultiren. Dann geht der Name Violet leiſe von Mund zu Mund, und ſein Ruf ſteigt täglich. So kann ſelbſt ein Parfumeur zu hohen Ehren gelangen.

Man ſchelte mich nicht wegen dieſer Lappalien; bekam ich doch noch kürzlich von weit her, und von ſehr reſpectabler Hand, eine Zuſchrift, in welcher man mich ernſthaft fragt, ob wirklich der Puder, d. h. der weiße Puder unſerer Großeltern, wieder Mode werden ſolle, und ob es wahr ſei, daß die Kaiſerin am erſten Hofballe gepudert erſcheinen würde, um ſolchergeſtalt die neue Mode zu ſanctioniren. Nach ſorgfältig eingezogenen Erkundigungen, unter Andern bei dem Hofcoiffeur Lespès, dem Trimm'ſchen

Vetter, kann ich leider nichts anderes melden, als daß ich bis jetzt nichts Beſtimmtes erfahren habe. Ganz vermuthungsweiſe mag vielleicht dies Gerücht hier und da aufgetaucht ſein; wenn es aber keinen beſſern Grund hat, als den in jener Zuſchrift angeführten, daß nämlich das blonde Haar einer gewiſſen allerhöchſten Dame zu ergrauen beginne, und daß deshalb der Puderſchnee das Haarſilber verdecken ſolle, ſo ſteht es auf ſehr ſchwachen Füßen. Das Haar Ihrer Majeſtät (ich ſehe manche meiner Leſerinnen lächeln) iſt nach wie vor blond, von jenem ſchönen Blond, wie das der Mädchen am Rhein, und von Grau, und wäre es auch das ſchönſte Silbergrau, weiß ich nichts und habe ich nichts gehört — und, was die Hauptſache iſt, will ich auch nichts wiſſen und hören.

Der erſte Hofball wird übrigens bald ſtattfinden, und ich werde es mir ſchon angelegen ſein laſſen, alsdann die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Aber der freundliche Leſer glaube mir nur: es verhält ſich mit dem Puder, wie mit den Schleppkleidern; wir haben wirklich an ganz andere Dinge zu denken, und auch die Damen theilen dies allgemeine Mißbehagen, das wie ein unfreundliches Nebelwetter auf allen Gemüthern liegt. Daß die höchſten Kreiſe, die Tuilerien mit ihrer officiellen und hoffähigen Welt, nicht davon ausgeſchloſſen ſind, beweist ſchon der Umſtand, daß der Hof im verfloſſenen Spätherbſt nicht, wie alljährlich ſeit vierzehn Jahren, auf ſechs Wochen nach Compiègne gezogen, ſondern ruhig in Saint-Cloud geblieben iſt, ſo ruhig, daß man auch von dort nichts vernahm, weder von Feſtlichkeiten, noch von

ſonſtigen Ereigniſſen, wie ſie doch früher in Menge die hieſige Tageschronik bereicherten. Die Ueberſiedelung nach den Tuilerien, kurz vor Weihnachten, iſt gleichfalls ganz ſtill vor ſich gegangen, und hat bis jetzt die Einförmigkeit des kaiſerlichen Familienlebens ſo wenig unterbrochen, daß man, ohne die Tricolore auf dem Pavillon de l'Horloge, gar nicht an die Anweſenheit der Majeſtäten in Paris glauben würde. Auch die vier verheißenen Hof-Bälle zu geben, entſpricht wohl nur wenig den Wünſchen der hohen Gaſtgeber; aber dieſe Bälle, deren jeder viele hunderttauſend Franken in Umlauf ſetzt, welche der geſammten Luxus- und Mode-Induſtrie von Paris direct zu Gute kommen, ſind durchaus nöthig, um die gedrückte Geſchäftswelt nicht noch mehr zu entmuthigen.

Die in der Bank angehäufte Milliarde iſt ein untrügliches Barometer und deshalb ein trauriges Zeichen. Die Theuerung kommt hinzu, und der von vielen Seiten prophezeite harte Winter, der uns ſchon gleich am Neujahrstage acht Grad Kälte gebracht hat. Man erinnert ſich nicht, ſo viele Arme und Hungerleider auf den Straßen geſehen zu haben, wie in dieſer Zeit. Die Reſtaurants und Speiſehäuſer ſind von Bettlern, groß und klein, förmlich belagert, die manch Mal faſt gewaltſam von den Kommenden und Gehenden ein Almoſen erpreſſen. Und vollends die verſchämten Armen und die große Legion bedürftiger Unglücklicher, doppelt bedürftig in dieſer harten Winterzeit! Der Vincenz-Verein thut viel, und die übrigen zahlreichen mildthätigen Privat-Vereine desgleichen; die öffentlichen Unterſtützungs-Bureaux kommen hinzu, die

Gott weiß wie viele Millionen „verrechnen“, aber mit deren Verrechnung das große Publicum nicht sonderlich zufrieden ist. Es mag indeß auch schwierig genug sein, den Anforderungen von 275,000 Armen (so viel weisen in diesem Jahre die amtlichen Listen der zwanzig Pariser Mairien nach) gerecht zu werden.

Ein trauriger Gegenstand, den ich eigentlich im ersten Capitel des neuen Jahres nicht hätte berühren sollen! Aber man kann diese trüben Gedanken nicht zurückdrängen und noch weniger die kläglichen Leidensgestalten selbst, denen man überall begegnet. Auch sind die Zeiten wahrlich nicht dazu angethan, in das erste beste (oder schlechte) Theater zu gehen, um sich dergleichen schwarze Ideen („les points noirs“) aus dem Kopfe zu schlagen. Mir wenigstens fehlt der Muth dazu. — Als ich heimging, stand gerade die sinkende Mondsichel wie ein blitzendes Silber-Diadem über der Kuppel der neuen Dreifaltigkeitskirche. Wie ist dort Oben alles so harmonisch, so rein und schön, und hier unten so viel Thränen, Schmerzen und Noth. O, daß es doch besser würde im neuen Jahre!

II.

Wintervergnügen auf der Seine und im Bois du Boulogne. — Der modeblaue Paletot. — Der Schlittschuhläuferclub. — Die völlige Decadenz der Opernbälle und der theatralischen Revuen. — Aufruhr im Theater an das Porte Saint-Martin. — Quousque tandem.

Daß ich nur nicht wieder in den trüben Ton zurückfalle, mit welchem ich das vorige Capitel geschlossen;

das geht durchaus nicht: „Alles hat seine Zeit“. Sprechen wir daher gleich von den Winterfreuden, und das um so mehr, als sie jedenfalls, oder doch hoffentlich, nicht lange dauern werden; denn hier im schönen Paris ist ja nichts von langem Bestande. Aber woran dachte ich, als ich einst vor Jahren (ich citire mit wichtiger Miene: Lebende Bilder, I. Band) mein erstes Capitel mit den Worten anfing: „Der Pariser Winter ist bekanntlich sehr milde und oft scheint er ganz ausbleiben zu wollen“; — der Tausend! Ein Landsmann, der jene Notiz gelesen, und im Glauben an sie seinen Koffer gepackt und seinen Pelz daheim gelassen hatte, stand in diesen Tagen auf dem Pont-Neuf im leichten Ueberzieher, machte ein bitterböses Gesicht und war gewiß der Ansicht des Dr. B.: „Dem Chronikschreiber ist nicht zu trauen“, — welch' hartes Wort der Doctor freilich mehr auf meine Bemerkungen über ihn selbst, als auf meine Wetterprophezeiungen bezieht; . . . aber gleichviel, der Landsmann fand es verteufelt kalt.

Glücklicher Weise liegt die „Belle Jardinière“ dicht neben dem Pont-Neuf, und dieses größte aller Herren-kleider-Magazine von Paris (und der Welt) gibt uns einen vortrefflichen modeblauen Winterpaletot für — gar nichts, vorausgesetzt, daß wir beweisen können, ein anderes Pariser Haus liefere ihn in gleicher Qualität und Eleganz für denselben Preis. . . . Sonst kostet er fünfzig Franken, was aber auch noch sehr billig ist.

Mit einem solchen Paletot nun und etwa noch einem guten Cache-nez, das wir in demselben Hause unter der-

ſelben Bedingung kaufen, kann man der Kälte ſchon Trotz bieten und noch eine Weile auf der Brücke bleiben, um ſich etwas anzuſchauen, was hier in Paris Kinder unter fünfzehn Jahren*) noch niemals und die Erwachſenen auch nur einige Male in ihrem Leben ſahen, nämlich Spaziergänger und Schlittſchuhläufer auf der Seine. Mit dem zweiten Worte muß man es nicht allzu buchſtäblich nehmen; denn der Fluß bildet im Grunde nichts als eine compacte Maſſe von feſtgefrorenem Treibeiſe. Nur an einzelnen lichtern Stellen ſieht man einige Schlittſchuhläufer, die aber ihre wahre Eisbahn im Bois de Boulogne haben, wohin auch wir uns gleich begeben wollen. Wir hielten uns ja nur des Paletots wegen ein wenig auf und benutzten zugleich die Gelegenheit, die ſo leicht nicht wiederkommen dürfte, die große Ufertreppe des Quai's hinabzugehen, um uns dann unter den erſten Bogen der Brücke zu ſtellen. Wir mußten doch dies ſeltene Ereigniß dereinſt in unſern Memoiren verzeichnen können. Eigentlich war das Betreten des Eiſes verboten; ein halbes Dutzend Stadtſergenten hielt Wache und wehrte in der erſten Stunde dem Andrang. Als aber das wirkliche Volk erſchien, die echten Ouvriers und die noch echtern Gamins, da ſtanden die ſechs Mann trotz ihrer Degen und Dreimaſter rathlos und mußten nachgeben. Sie thaten es gutwillig, was entſchieden das Vernünf-

*) Im Jahre 1852 blieb die Seine ebenfalls acht Tage lang zugefroren, und ebenſo im Jahre 40; ſonſt nur noch in dem ſchrecklichen Winter von 29.

tigſte war; aber ich, nachdem ich mich umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, rief keck meinem Landsmanne die Verſe aus dem Tell zu: „Sehen Sie wohl, mon cher, „auch eine Grenze hat Tyrannenmacht“ .... „„Und greift hinauf getroſten Muthes in den Himmel, und holt herunter ſeine ew'gen Rechte““, ergänzte der modeblaue Paletot, den ich gar nicht für ſo beleſen gehalten hätte. Dann lachten wir und machten uns, der Paletot und ich, wie Hochverräther ſchleunigſt aus dem Staube; denn unter den Stadtſergenten ſind manch Mal welche, die deutſch, und immer welche, die keinen Spaß verſtehen.

Die Elyſeiſchen Felder prangten im Winterſchmuck ſo herrlich, wie wir ſie noch nie geſehen. An den weißbereiften Bäumen hing es wie feines, ſilbernes Spitzengewebe, die Eiszapfen an den Dächern blitzten wie Bergkryſtalle und die Fontainen ſtanden wie in hellem Zuckerguß. Dazu der friſchgefallene Schnee, der alles, ſo weit das Auge reichte, mit einer blendenden Decke überzog, und eine prächtige Sonne am klaren, blauen Himmel. Schöner kann eine norwegiſche oder ſchwediſche Winterlandſchaft nicht ſein, und einer ſolchen fehlt alsdann doch immer das geputzte Pariſer Sonntagspublicum. Auch Schlitten zeigten ſich, ebenfalls eine große Rarität in Paris, und wo einer ſchellenklingelnd und peitſchenknallend vorüberflog, lief die Menge haſtig zuſammen, um das ungewohnte Schauſpiel in der Nähe zu betrachten: die Tigerdecken, die Federbüſche und wehenden Schleier der Pferde, die Vorreiter und die glückliche Sterbliche,

die pelzvermummt darin ſaß, und den nicht minder Glücklichen, der hintenauf ſtand. Ein Schlitten hatte ſogar die Geſtalt eines Schwans und ein Eisbärenfell als Decke; man wollte in der Dame die Herrin einer bekannten gelben Kutſche erkennen, aber ich gebe die Nachricht nur unverbürgt, um mir nicht gleich in den erſten Tagen des neuen Jahres Unannehmlichkeiten zu bereiten, wie ſie noch kürzlich einem hieſigen Blatte widerfuhren, dem jene Dame, auch wegen einer Indiscretion, einen fatalen Proceß aufgehängt hatte. Laſſen wir alſo den Schwan ungeſtört vorüberziehen, zumal zwei Minuten ſpäter eine andere Dame in einer vierſpännigen Kaleſche angefahren kommt, die wir um ſo ungenirter und herzlicher begrüßen können: die Kaiſerin. Der Kaiſer war auch dies Mal wieder zu Hauſe geblieben; ach, gewiß nicht, um im bequemen Lehnſtuhl am Kaminfeuer eine Trabuccos zu rauchen und an nichts zu denken, ſondern um die Vorträge ſeiner Räthe entgegenzunehmen, in der Hoffnung, endlich einen guten Rath darunter zu finden, der zur Zeit in den Tuilerien, wo ſie doch ſo viel Geld haben, ſehr theuer ſein ſoll. Es iſt niemals kein Spaß geweſen, lieber Leſer, Kaiſer oder König in Frankreich zu ſein; aber ſo hart, wie augenblicklich, dürfte die franzöſiſche Krone lange nicht gedrückt haben. Den kleinen Prinzen ſieht man nie mehr öffentlich, obwohl er ganz geſund ſein ſoll; er war ſogar dies Mal nicht wie ſonſt bei der großen Neujahrscour gegenwärtig, wohl aber ſtand er am Neujahrsmorgen zwiſchen Vater und Mutter auf dem Balcon des Pavillon de l'Horloge, als die

tauſend Trommelſchläger den Majeſtäten den traditionellen Glückwunſch brachten.

Doch der Wagen der Kaiſerin iſt ſchon längſt beim Triumphbogen angekommen und lenkt von da in die ſchneeblitzende Avenue de l'Imperatrice, welche direct in's Bois de Boulogne führt. Mein Begleiter, immer der modeblaue Paletot, hat glücklich ein Vehiculum erobert, in das wir haſtig einſteigen und der kaiſerlichen Equipage in ehrerbietiger Entfernung folgen, aber doch ſo ſchnell, als es der Trab der armen Roſinante zuläßt.

Der große See iſt ſchwarz von wimmelnden Menſchenmaſſen, ganz wie der Trocadero am letzten Napoleonstage; nur auf's Eis zu gelangen, iſt ſchon ein Kunſtſtück, und an Schlittſchuhlaufen iſt dort gar nicht zu denken. Für die Jünger der ſchönen nordiſchen Kunſt iſt daher auch der ſogenannte „kleine See" reſervirt, und außerdem hat noch der, auch dem Leſer bereits bekannte, Schlittſchuhläufer-Club ſein eigenes Terrain, das nur für die Mitglieder beſtimmt iſt. Jedes Mitglied darf jedoch eine Dame, aber nur eine ſchlittſchuhlaufende, mitbringen. Dieſer Club hatte es ſeit ſeinem vierjährigen Beſtehen, trotz ſeiner innigſten Wünſche um ſibiriſche Kälte, immer nur zu drei bis vier Grad Kälte gebracht und war faſt bei jeder beabſichtigten größern Feſtpartie mit dem leidigen Thauwetter in Conflict gekommen, ſo daß die meiſten Mitglieder ſich auf die Rollſchlittſchuhe in den Sälen ihres Gebäudes reducirt ſahen. Wir erzählten ſchon früher ein Mal davon, und lachten über die armen Helden und Heldinnen; man kann ſich daher jetzt leicht ihren

Triumph vorſtellen bei den acht und zehn Graden, mit denen wir hier ſeit einer Woche heimgeſucht ſind, und die uns vom Längenbureau des Obſervatoriums noch für den ganzen Monat prophezeit werden, wobei uns nur der eine Troſt bleibt, daß Monſieur Leverrier, der ſich ſchon ſo oft in ſeinem Leben geirrt hat, es auch dies Mal wieder gethan haben könnte.

Auf der eingeſchneiten Inſel im großen See herrſcht das bunteſte Gewühl; das Schweizerhaus hat ſeine Reſtaurationsſäle wieder geöffnet und macht brillante Geſchäfte. Alles iſt freilich gewaltig theuer; aber man muß das Eiſen ſchmieden, wenn's heiß iſt, was im vorliegenden Falle ſo viel ſagen will, als von der Eisbahn profitiren, ſo lange es kalt iſt. Schlittſchuhläufer und -Läuferinnen kommen von der Brücke, wo ſie endlich eine freie Bahn errungen haben, herangeſauſt, halten am Ufer ſtill, laſſen ſich eine Herzſtärkung geben und fliegen dann weiter. Wie mich das an meine eigene Jugend erinnert, an die Binnen-Alſter in Hamburg mit ihren Zelten, in denen die dicken Wirthe bei gemüthlichem Plattdeutſch heißes Eierbier verzapften! Hatten wir Knaben damals eine Noth mit unſern Schlittſchuhen, die wir nie feſt genug ſchnallen konnten und die ſich trotzdem, gerade im luſtigſten Laviren, ſo oft wieder lösten! Jetzt hat man einen zierlichen Ueberſchuh erfunden, an deſſen hölzerner Sohle (damit die Füße hübſch warm bleiben) der Stahl feſt genietet iſt; man tritt, wie man geht und ſteht, einfach in einen ſolchen Schuh hinein, läßt eine verborgene Feder ſpringen und iſt in zwei Secunden laufgerüſtet . . .

vor dem Hinfallen freilich ist man auch durch diese neue Erfindung nicht geschützt; aber was wäre das Schlittschuhlaufen ohne Purzelbäume? Ein Zettel, den man uns in die Hand drückt (selbst auf das Eis hinauf verfolgt uns der Pariser mit seinen Reclamen), belehrt uns, daß dieser Schlittschuh-Schuh, „soulier à patins", auf der Weltausstellung eine silberne Medaille erhalten habe; wir finden uns aber dennoch nicht veranlaßt, das Ding zu versuchen. Sind wir doch überhaupt nur hinaus gegangen, um uns ein heiteres, lebendes Bild zu holen und um den mehrerwähnten Landsmann für den zu Hause gelassenen Pelz zu entschädigen. Dieser (der Landsmann, nicht der Pelz) liest übrigens schon einen zweiten Zettel, in welchem er höflichst gebeten wird, das nächtliche Fest, das der Schlittschuhläufer-Club morgen auf seiner reservirten Eisbahn geben will, mit seiner Gegenwart zu beehren; — zehn Franken Entrée, der Zettel hatte also Recht, hübsch höflich zu sein. „Das trifft sich gut", sagte mein Landsmann, „morgen ist Samstag, und das Fest ist um acht Uhr; ich kann also später noch bequem auf den Opernball gehen. Schade, daß Sie keine Dame sind", fügte er hinzu, „ich hätte Sie sonst mitgenommen". „Jammerschade!" entgegnete ich gerührt, „aber ich bin Ihnen für den guten Willen nicht minder dankbar. Adieu, und viel Vergnügen!" Mit diesen Worten sprang ich schnell in einen Omnibus, der gerade vorbeifuhr, und überließ den modeblauen Paletot seinem Schicksale.

Hier im Omnibus, wo der Landsmann mich nicht

hört, kann ich dem Leſer ſchon meine Freude ausdrücken, jenem Doppelvergnügen ohne weitere Umſtände entſchlüpft zu ſein. Das nächtliche Schlittſchuhläuferfeſt,*) ſelbſt die kalten Füße und das ungemüthliche Heimfahren abgerechnet, mag noch allenfalls paſſiren; doch auch dies haben wir ſ. Z. viel ſchöner geſehen, als noch der Hof an jenen Vergnügungen Theil nahm und gewiſſermaßen die Loſung dazu gab. Aber der Opernball . . . . daß Gott erbarm'! Er war ſchon im vorigen Jahre ſo heruntergekommen, daß man anſtändiger Weiſe nicht einmal mehr in die Logen gehen konnte, und in dieſem Jahr hat man ſich dort ſchon Ohrfeigen nicht allein angeboten,

*) Die Zeitungen brachten ſpäter detaillirte Berichte darüber, ſo namentlich die ‚Liberté', die des Lobes und Aufhebens nicht genug hatte, obgleich wie immer mit einigen malitiöſen Randbemerkungen verſehen. Lampen-Guirlanden, in denen aber leider das Oel gefroren war, elektriſche Sonnen, die ebenfalls nicht recht leuchten wollten, ein Muſik-Corps von der Garde, das auch lieber in die Hände (vor Kälte) als in ſeine Inſtrumente geblaſen hätte u. ſ. w. Nur den Toiletten und Koſtümen läßt das Girardin'ſche Blatt volle Gerechtigkeit widerfahren und nennt auch eine Reihe vornehmer Damen, unter ihnen obenan die Fürſtin Metternich, die Herzogin Morny und die Marquiſin Gallifet. Zuletzt wäre es recht luſtig und ungenirt hergegangen — „costumes retroussés, rubans chiffonnés, jambes indiscrètes" u. ſ. w. Die obengenannten Damen mögen ſich bei der ‚Liberté' für dieſe Détails bedanken, die wir weniger als Stil- denn als Decenz-Muſter citiren, ſchon weil die ‚Liberté' zu den anſtändigſten Pariſer Blättern gehört. „Auf recht bald das nächſte derartige Feſt", ſo ſchließt der Artikel, aber leider hatte ſich ſchon an demſelben Abend, wo er erſchienen war, Thauwetter eingeſtellt.

ſondern auch gegeben. Kein Wunder, da das tanzende Herren-Publicum (von den „Damen" wollen wir gar nicht reden) aus denjenigen Schichten der Bevölkerung recrutirt wird, die, ſo ehrenhaft ſie auch in ihrem Stande ſein mögen, doch nach den allgemeinen Regeln der Etiquette nicht gerade als ballfähig betrachtet werden können, z. B. die Metzger- und Bäckergeſellen, und das ſind noch die anſtändigſten darunter. Mancher arme Teufel, der wegen der allgemeinen Geſchäftsloſigkeit als Schneider oder Schuſter, Kellner oder Hausknecht keine Beſchäftigung finden kann, meldet ſich bei der Ball-Direction zum „Mittanzen", und wenn er nur einigermaßen Manier hat, ſo wird er engagirt, erhält freies Entrée und fünf, auch wohl zehn Franken für die Nacht, zehn aber nur, wenn er vorher eine eclatante Cancanprobe abgelegt hat. Oft gibt man ihm noch ein altes Pierrot-Koſtüm in den Kauf, ſo daß er ſeine eigenen vierzig Sous ſparen kann, und im Saale ſelbſt wird er von den Aufſehern ſtreng überwacht, bekommt auch allenfalls einen Rippenſtoß, damit er ſeine Schuldigkeit thue. Schweißtriefend und mit widrigem Lachen über dies Parforce-Vergnügen ſtellt er ſich von Neuem in die Reihen . . . .

Erzählten doch noch kürzlich die Blätter eine jammervolle Geſchichte von einem ſolchen Tänzer, deſſen Frau am Morgen geſtorben, der aber trotzdem nicht ausgeblieben war, um nicht ſeine zehn Franken zu verlieren, deren er für ſeine hungernden Kinder mehr als je bedurfte. Wenn ſie nur mit der Vollendung des neuen Opern-Gebäudes nicht ſo unbegreiflich lange zögerten — an

Millionen fehlt es ihnen doch nicht, und an die bekannte kaiserliche Phrase von dem Hôtel-Dieu denkt auch kein Mensch mehr — dann wäre diese ganze Opernball-Misère vorbei; denn in das neue Gebäude wird man sie nicht hinüberschleppen. Das alte Opernhaus mit seinen schmutzigen Passagen und dunkeln Gängen, von denen manche wahren Diebeshöhlen gleichen, wird alsdann abgebrochen und rasirt werden, und ein heiterer Square mit Bäumen, Blumen und reiner Luft wird an seine Stelle treten. Auch die Opernbälle, lieber Leser, die freilich anders waren, als wir sie vor zehn Jahren besuchten und schilderten, gehören zu denjenigen Pariser Herrlichkeiten, deren Entbehrung wir wahrlich nicht bedauern würden, wenn unser Herzenswunsch, dereinst nach Deutschland zurückzusiedeln, je in Erfüllung gehen sollte.

Und mit den meisten Theatern ist es ähnlich; die vier großen dramatischen Volksbühnen von Paris liegen sehr danieder, und der wegen seiner „odeurs de Paris“ so arg verketzerte Veuillot hat doch im Grunde Recht, wenn er ausruft: „l'art théâtral en France est dans le marasme!“ Hat sich doch kaum die erste classische Bühne Frankreichs, das Théâtre Français, von jener unseligen Richtung frei halten können, obwohl die dortigen Tendenzstücke noch Gold sind gegen die Féerien des Châtelet. Nur das Théâtre Lyrique, und natürlich die große Oper mit ihrem alten Repertorium, bringen Gutes; die Opéra Comique hat nun auch mit dem Offenbach'schen Robinson den beliebten Weg der faden Albernheit eingeschlagen. Und doch sind auch hier wieder die

Offenbach'schen Buffonnerieen den Revuen vorzuziehen, mit denen uns die Bühnen zweiten und dritten Ranges alljährlich zur Neujahrszeit beglücken, d. h. heimsuchen. In diesem Jahre nun scheinen jene Revuen noch unglücklicher als gewöhnlich auszufallen. Diejenige wenigstens des Theaters an der Porte Saint-Martin hat gleich bei der ersten Vorstellung Gelegenheit zu einem grenzenlosen Scandal gegeben, der aber in mehr als einer Hinsicht sein Gutes haben dürfte, denn er hat die im Gebiete der Schauspielkunst so indolenten Pariser gewaltig aufgerüttelt. Ueber das Stück selbst, das den Titel „1867" führt, brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren: es ist, wie die meisten seines Gleichen, ein kümmerliches Sammelsurium von Ereignissen, Geschichten und Anekdoten des verflossenen Jahres, ohne irgend welche dramatische Handlung, ohne Saft und Kraft, ohne Geist und Leben, so daß man sehr gut die Worte Platen's darauf anwenden könnte: . . . . „Alles schier so lappenhaft geflickt, und eins an's andere nur so hingenäht, daß ich den Bühnenschneider für den wirklichen Verfasser halte." *)

Ein großer Mißgriff dabei war gleich zu Anfang die Vorführung der Welt-Ausstellung, an welcher die Pariser sich in natura bis zum Ueberdruß satt gesehen, und eine noch größere Ungeschicklichkeit, eine wahre Verspottung alles Anstands- (wir sagen nicht einmal Sittlichkeits-) Gefühls waren die eingestreuten Couplets, die fadenscheinigen Tricots, die falschen Waden und die ganze

*) Romantischer Oedipus.

jammervolle Misère des dortigen weiblichen Bühnenperſonals. Dazu die Claque, die mit bekannter Frechheit jedes triviale Bonmot, jede zweideutige Anſpielung beklatſchte und bejubelte, und bei den unſauberſten Situationen ein lautes da capo rief — kurz, endlich wird es dem Publicum zu arg, und Zeichen der Mißbilligung laſſen ſich hören. Gleich iſt aber auch ein Poliziſt da, der einen der Pfeifenden beim Kragen packt (in jedem Theater befinden ſich ſtets ein paar Dutzend Municipal-Gardiſten, Poliziſten und Gott weiß, was ſonſt noch für . iſten). Der Gepackte leiſtet tapferen Widerſtand (ein Capitalverbrechen: „résistance à la force publique"), Soldaten eilen hinzu und packen ihn nicht mehr am Kragen, ſondern an der Gurgel (ſo wenigſtens berichteten einſtimmig alle Zeitungen) und ſchleppen den Delinquenten, der ſogar Hut und Rockſchooß im Stiche läßt, auf die Wache. Nun aber erhebt ſich das Publicum wie Ein Mann . . . „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los", die Claque wird überſchrieen und handgreiflich zum Schweigen gebracht, der Vorhang muß fallen und es darf nicht weiter geſpielt werden, bis der unglückliche Delinquent wieder da iſt. Es hilft kein Parlamentiren . . . der Vorhang geht ſchüchtern auf, fällt aber ſofort angſtvoll wieder herab bei einem Gebrüll von mehr als 2000 Perſonen; der Regiſſeur erſcheint, aber man läßt ihn nicht zu Worte kommen; der Polizei-Commiſſar desgleichen, aber man empfängt ihn mit Pfeifen und Geheul . . . entſetzlich! Die tricolore Schärpe wird nicht mehr reſpectirt: man will den Delinquenten, und

ſollte man das ganze Gebäude (lieber Gott, im Grunde wär's kein ſo großes Unglück geweſen) über den Haufen werfen und ſich wie Simſon unter den Trümmern begraben. Eine vollſtändige Revolution! Max, „der natürlich dabei war", und von dem ich all' dieſe Details habe, verſicherte mir, es ſei wahrhaft köſtlich geweſen, er habe ſich königlich amüſirt. Endlich mußten die Häſcher nachgeben: der Unglückliche, der aber nun aus einem Martyrer zum Triumphator geworden war, erſchien und nahm unter einem formidabeln Applaus wieder ſeinen Platz ein. Jetzt konnte das leidige Stück doch wenigſtens zu Ende geſpielt werden, und Téréſa, die Wiederauferſtandene, verſuchte, die ſtreitenden Parteien durch ein paar neue Lieder von der allerſchönſten Sorte zu verſöhnen. Aber ſelbſt die einſt ſo gefeierte Diva errang nur einen ſehr mittelmäßigen Erfolg, und man ging ſchimpfend und grollend nach Hauſe, aber feſter denn je entſchloſſen, auf dem guten Recht des Auspfeifens energiſch zu beſtehen. Gott geb' es!

Wann endlich (dies iſt für jeden gebildeten, anſtändigen Theaterbeſucher die Moral von der Geſchicht') werden wir von der elenden, verächtlichen Claque und ihrer brutalen Tyrannei befreit werden? Die ſchlechten Stücke, die ſich eben nur durch dieſe bezahlten Beifallsrufer halten, die man ähnlich wie die Tänzer der Opernbälle recrutirt, würden alsdann von ſelbſt fallen. Quousque tandem?! Hoffen wir, bald. — Auch dieſer Wunſch iſt einer von den vielen, mit denen wir das neue Jahr beginnen. Möchte er bald in Erfüllung gehen!

III.

Ein Wort über die Pariſer Kamine und ein Kaminabenteuer in Pau. — Das Demolitionsholz und der Marſchall Soult. — Das Thauwetter und die Erlöſung. — Eine wichtige Anmerkung.

Der Lenz hat keine Nacht: ein Schimmern
Der Sonne bleibt am Himmelsſaum;
Das Mondenlicht, das Sternenflimmern
Schmückt hell die Welt zum Märchentraum.

Die Lüfte ſäuſeln in den Zweigen
Ein Wiegenlied der Kindesruh,
Die thaugefüllten Blumen neigen
Ihr Haupt einander lächelnd zu.

Und wer vom Nachtigallgeflöte
Aus ſeinem kurzen Schlaf erwacht,
Weiß nicht, ob ihm noch Abendröthe,
Ob ihm ſchon Morgenglänzen lacht.

„Verſe? Und noch dazu ein Frühlingslied?“ ruft vielleicht mancher ernſtere aber mehr proſaiſche Leſer. „Und das bei zehn bis zwölf Grad Kälte!“ Ach, Du lieber Gott, eben deswegen.

Wir ſaßen am Kamin, deſſen weißer, blankpolirter Marmor und reiche Bronze-Garnitur ſich ſehr brillant ausnahmen, und in deſſen hohem Spiegel die Pendüle mit ihren Candelabern noch ein Mal zu ſehen war. Auch der ſogenannte „gardefeu“ fehlte nicht, ein elegantes Feuergatter, ebenfalls „von Gold“, das ſich wie ein Pfauenſchweif ausſpannt, um die Hitze zu mindern. Die Hitze! Wenn ſie nur wärmen und heizen wollten, dieſe unglücklichen Kamine, ſo könnte man ſich Marmor, Spie-

gel und Gold ſchon gefallen laſſen und als Allotria mit in den Kauf nehmen; aber dieſe allein, ob ſie auch noch ſo ſchön ſind, genügen leider nicht, uns gegen die Kälte zu ſchützen. Wenn indeß die Nordländer über die mangelhaften Heizapparate klagen, ſo lachen die Pariſer (ſie lachen freilich ſtets, wenn man über etwas klagt) und ſagen: „Sie ſind ja aus der kalten Zone, wo es noch weit ſtärker friert, als bei uns; Sie ſollten alſo doch an die Kälte gewöhnt ſein.“ Ganz recht, d. h. nach franzöſiſcher Logik; aber die ſuperklugen Leute bedenken nicht, daß wir Bewohner der „kalten Zone“ (als wenn wir nicht weit vom Polarkreiſe wohnten!) uns gegen unſere fünfzehn und zwanzig Grad Kälte zehn Mal beſſer zu ſchützen wiſſen, als wir es hier in Paris vermögen, ſo wie unglücklicher Weiſe das Thermometer nur ein paar Grad unter Null fällt.

Im ſüdlichen Frankreich, wo ein „noch milderes“ Klima herrſcht, iſt es vollends zum Verzweifeln, wenn es dort kalt wird. Ich vergeſſe nie eine erſchütternde Scene in Pau, der prächtigen Hauptſtadt der Pyrenäen. An einem Januarmorgen hatten wir wirklich zwei Grad Kälte und bereifte Dächer. Ich betrachte meinen Kamin, der mit Garnitur, Spiegel u. ſ. w. recht hübſch ausſieht, und bekomme den unſchuldigen Gedanken, daß ein kleines Feuer wohl nicht zu verachten wäre. Gewöhnt, mich ſelbſt zu bedienen, was namentlich im ſüdlichen Frankreich ſehr zu empfehlen iſt, gehe ich über den Corridor in die nahe Küche und hole mir den nöthigen Holzbedarf; es gelingt mir auch, die paar Scheite anzuzünden.

Aber ſofort entſteht ein entſetzlicher Rauch und eine Minute ſpäter ein ebenſo entſetzlicher Lärm. Mehrere Leute ſtürzen in mein Zimmer, der Wirth voran. „Herrrr!! (ſpr. Moſſiöhhh!!) um Gotteswillen, was machen Sie da? Wollen Sie das Haus in Brand ſtecken?“ — „Was ich mache, das ſehen Sie: ein kleines Feuer in meinem Kamin, denn mich friert. Es will aber nicht brennen, wie es ſcheint.“ — „Das glaub' ich gern! Du meine Güte, der Kamin iſt ja auch nicht zum Heizen!“ Damit griff er haſtig nach der Waſſer-Caraffe und ſchüttete ihren Inhalt auf die zwei unglücklichen Stücke Holz, um die „Feuersbrunſt“ zu löſchen. „Der Kamin iſt nicht zum Heizen?“ fragte ich erſtaunt, „wozu iſt er denn ſonſt da?“ — „Wozu er da iſt? Mon dieu, das ſehen Sie ja; um die Pendüle und die Candelaber darauf zu ſtellen, wie es in jedem feinen Zimmer ſein muß.“ Ich ſchaute genauer hin und ſah wirklich, daß es nur eine Holzverkleidung in Kaminform war; auch der ſchöne Marmor war nichts als eine elende ölfarbene Lüge. Draußen hörte ich noch den Wirth ſchelten: „Dieſe Deutſchen ſind wirklich oft eben ſo verrückt wie die Engländer. Wenn es hier ein bischen friſch wird, ſo ſtellen ſie ſich an, als wollten ſie erfrieren, und bei ſich daheim haben ſie ſechs Monate lang Schnee und Eis.“ Alſo in Pau dieſelbe Logik wie in Paris. Böſe konnte ich freilich nicht werden, denn als ich zum Hauſe hinaustrat, lag die wundervolle Pyrenäenkette dunkelblau und ſilbern vor mir, und ich machte es wie die Lazzaroni in Neapel: ich ſtellte mich in die Sonne. Mittags an der Table-d'Hôte

fragte mich mein Nachbar, ein Baske, ob es wahr ſei, daß ich am Morgen in meinem Kamin Feuer angezündet hätte, und die übrigen Gäſte lachten. Aber auch da konnte ich nicht böſe werden; denn zu jedem Couvert gehörte ein Liter Jurançon — der köſtliche Burgunder des Südens — und wer ſeinen Liter nicht austrank, war verfehmt.

Ganz ſo ſchlimm iſt es nun freilich nicht mit dem hieſigen Kaminfeuer; aber viel beſſer auch nicht, wenigſtens in gar manchen Häuſern. So lange es bei dem gewöhnlichen Pariſer Winter bleibt, der mehr feucht als kalt iſt, läßt ſich das kleine Ungemach eines ſchlecht geheizten Zimmers leicht ertragen. Man ſteht von Zeit zu Zeit von ſeinem Schreibtiſche auf, tritt an den Kamin, wärmt ſich Hände und Füße und ſetzt ſich dann wieder hin, um nach einer Viertelſtunde daſſelbe Manöver zu wiederholen. Aber wenn es wirklich kalt wird, wie in dieſem Jahre, — dann wehe! Wer freilich ein ruſſiſcher Fürſt iſt, oder auch nur ein ſimpler Privatmann, der aber wenigſtens 4000 Franken Miethe zahlen kann, braucht nicht in jenen Weheruf mit einzuſtimmen. In allen neuen Häuſern befindet ſich nämlich im Keller ein ſogenannter Calorifère, der das ganze Gebäude gleichmäßig erwärmt, wobei alsdann die Kaminheizung in den einzelnen Zimmern vollſtändig genügt; aber wen das Geſchick zu einer beſcheidenern Miethe ohne Calorifère beſtimmt hat, der mag ſehen, wie er fertig, d. h. wie er warm wird.

Der echte Pariſer findet ſich übrigens mit Reſignation

in dieſen Uebelſtand; auch iſt er von Natur heißblütig, und es muß wirklich Eis frieren, bevor er z. B. ſeinen Platz draußen vor den Kaffeehäuſern der Boulevards aufgibt und ſich hinein ſetzt. Wer jedoch an beſſere Tage gewöhnt war, nämlich an norddeutſche Oefen, der dachte vom 1. bis zum 12. Januar d. J., wo Chevalier's Univerſal-Thermometer am Pont-Neuf bis 13 Grad unter Null anzeigte, mit doppelter Sehnſucht an die Heimath und überſchaute dabei kopfſchüttelnd ſeinen immer kleiner werdenden Holzvorrath. Und doch ſollte derſelbe, als er zu Anfang December von zwei halbbetrunkenen Arbeitern angefahren und aufgeſtapelt wurde, nach ihrer eigenen Verſicherung mindeſtens für zwei Winter ausreichen. Nun aber iſt er in zwei Monaten drauf gegangen. Dabei war es noch gar das Holz des Marſchalls Soult!

Dieſe letzte Bemerkung, die meinen beſcheidenen Kamin mit einer der größten, wenn auch nicht gerade reinſten Illuſtrationen des erſten Kaiſerreiches in Verbindung bringt, verlangt zwei erklärende Worte.

Alle Welt brennt hier nämlich ſogenanntes Demolitions-Holz, das in den letzten zehn Jahren zu einem bedeutenden Handelsartikel geworden iſt. Einzelne Speculanten kaufen alles Balkenwerk der niedergeriſſenen Häuſer maſſenhaft auf, laſſen daſſelbe zu Brennholz herrichten und etabliren ſich mit ihrem Bureau auf dem Terrain ſelbſt. Es heißt freilich bei dieſem Geſchäft wie auf den Pferdemärkten: Augen für Geld; denn es läuft viel Schwindel in Form von wurmſtichigen oder halb-

vermoderten Balken mit unter. Aber wenn man ſich ein Paar Arbeiter durch ein Trinkgeld und einige „petits verres“ (mit dieſem zierlichen Ausdruck bezeichnet der Franzoſe das deutſche Kernwort Schnaps) geneigt macht, ſo kann man ganz vortheilhaft einkaufen. Der neue Boulevard Saint-Germain auf dem linken Seine-Ufer, der eine Haußmann'ſche gerade Linie unerbittlich durch das Adelsviertel zieht, hat mehrere prächtige Privat-Hôtels raſirt, einzelne faſt neue Gebäude und unter ihnen das Hôtel Soult. „Sie begreifen, Monſieur,“ ſagte mir der Holzhändler mit wichtiger Miene, „daß, wenn ein Mann wie Soult, der über zwölf Millionen hinterlaſſen hat, ſich ein Haus baute, er nur das beſte Material dazu nehmen konnte; die Balken ſind ſo gut wie neu, ſehen Sie nur den Sägenſchnitt: die ſchönſten Eichen von Fontainebleau ſind nichts dagegen.“ Aber ſelbſt herzogliches Holz verbrennt wie jedes andere; iſt doch der Herzog ſelbſt (Soult war Duc de Dalmatie) längſt Staub geworden. Soult's Leichenbegängniß (im November 1851) war die erſte derartige Feier, welche ich hier in Paris ſah, und der dabei entfaltete großartige, aber theatraliſche Pomp kam mir damals überaus ſeltſam vor. Später habe ich mich freilich auch daran, wie an ſo manches Andere gewöhnt.

Unter derartigen Geſprächen ſchoben wir mit Wehmuth, die indeß weniger dem verſtorbenen Marſchall, als einem neuen Holzankauf galt, den letzten Soult'ſchen Klotz in's Kamin, aber der kleine Karl aus Düſſeldorf rief lachend: „Was klagen Sie? An Demolitions-Holz

wird es ſchon nicht fehlen, und ſollte der Winter auch das ganze Jahr dauern!“ Der kleine Karl macht oft ſehr ſtaatsgefährliche Bemerkungen. Das war am 11. Januar. Noch immer wehte der eiſige Nordoſt und drang trotz aller vorgenagelten Tuchkanten unhöflich durch die Fenſterritzen, — ſchlecht ſchließende Fenſter bilden nämlich in Paris gewöhnlich das Seitenſtück zu den ſchlecht heizenden Kaminen — und eigenſinnig wie ein verzogenes Kind zeigte die kleine rothe Weingeiſtſäule draußen an der Hausmauer beſtändig zehn Minus-Grade. Die Winterfreuden hatten wir in unſerem letzten Capitel geſchildert, jetzt machten ſich die Winterleiden geltend, und dieſe in weit höherem Grade als jene.

In ſo unwirthlicher Stunde (der Soult'ſche Klotz wärmte trotz ſeiner vortrefflichen Qualität doch nur im nächſten Umkreiſe des Kamins) kommt der tröſtliche Gedanke an den Frühling faſt unwillkürlich, und als gar Einer unter uns an den Platen'ſchen „Winterſeufzer“ erinnerte:

„Der Wind iſt ſcharf, o wär' er lau!
Es ſchimmert der Schnee, o wär' es Thau!
O wäre die Erde grün!“

da recitirte ich die obigen Verſe, und ſende ſie zugleich meinen Leſerinnen als einen, freilich ſehr verfrühten, Lenzgruß hinüber, etwa wie ein Schneeglöckchen oder Veilchen, das ſich unvorſichtig vor der Zeit hinausgewagt hat.

Bekanntlich iſt aber, wenn die Noth am größten, auch immer die Hülfe am nächſten. Der mehrerwähnte Klotz war

noch nicht ganz zu Asche geworden, als der Wind sich plötzlich drehte und nicht mehr von der Nordsee, sondern, wie im „Lied vom braven Mann", vom Mittagsmeer kam. Die Erlösungsstunde hatte geschlagen und zwar in der Sonntagsfrühe des 12. Wie vergnügt wohl die zweimalhunderttausend halb erfrorenen Armen der reichen prächtigen Weltstadt diesen Tag des Herrn begrüßt haben mögen! Nur der Schlittschuhläufer-Club stand bei dem Bürger'schen Thauwinde gebeugt und rathlos; er hatte für den Abend ein neues großes Fest im Bois de Boulogne angesagt, und manche schöne Dame vom Eis-Sport betrachtete traurig ihre rothen Stiefelchen, deren silberne Schneide (nach der Vicomtesse de Renneville der höchste „chic") nun wie das Schwert eines verstümmelten Kriegers ungenutzt verrosten konnte, — denn alles wurde zu Wasser. Viele gaben freilich nicht sogleich alle Hoffnung auf, denn nach dem ersten Eisfest vor acht Tagen im vorigen Capitel war ja auch momentan Thauwetter eingetreten*); aber dies Mal war es ganz anders. Das

*) Bei dieser Gelegenheit ein Wort über den ersten diesjährigen Tuilerienball, wo die wichtige Puderfrage denn endlich gelöst worden ist, und zwar negativ, denn J. M. trug ihr bekanntes schönes blondes Haar wie immer: ohne Puder. Ein durchaus glaubwürdiger dienstbarer Geist hat mir sogar die Toilette der Kaiserin an jenem ersten Ball-Abend auf das Genaueste geschildert: eine weiße Spitzen-Tüllrobe mit silbernen Sternen durchwirkt, der ganze untere Theil und die Schleppe mit weißen und gelben Atlasstreifen à la grecque besetzt, vor der Brust ein großes Rosen-Bouquet in Brillanten, an der linken Seite einen Ordens-

oben erwähnte verzogene Kind hatte über Nacht einen Sprung von fünfzehn Graden gethan und ſtand jetzt auf 5 über Null. Der Schmutz auf den Straßen erreichte freilich in den darauf folgenden Tagen nie dageweſene Proportionen, in den tiefer gelegenen Stadttheilen wurde die Anhäufung der aufgethauten Schneemaſſen geradezu gefährlich; aber Hr. Haußmann ſchickte ſeine Schaufel- und Beſen-bewaffneten Cohorten: Männer, Frauen und Kinder, darunter, wie der Leſer weiß, viel deutſche Landsleute, zumal Luxemburg, welches das Haupt-Contingent liefert, doch immer mehr deutſch als franzöſiſch iſt. Wir erfuhren aber bei dieſer Gelegenheit eine intereſſante ſtatiſtiſche Notiz, und zwar in Form eines „Communiqué", welches die Präfectur an die ‚Liberté' richtete. Seitdem man nämlich den Modus der Verwarnungen („avertissements") aufgegeben hat, regnet es „Communiqués" in faſt allen Zeitungen, ſobald ſich dieſelben irgendwie eine

ſtern aus vielfarbigen Edelſteinen an einem breiten blauen Bande; dazu das berühmte Collier mit dem „Regenten" und in dem — ich ſage es gern noch ein Mal — ungepuderten Haar ein kranzartiges Diadem von goldenen Trauben mit Smaragdblättern und Diamant-Thautropfen. Das iſt doch gewiß detaillirt und dabei ſo zuverläßig wie ein Commiſſions-Rapport aus der Kammer. Der Ball ſelbſt war übrigens nicht ſehr animirt; die Majeſtäten erſchienen erſt gegen 10 Uhr und zogen ſich bald nach 11 ſchon wieder zurück. Der Kaiſer, ungepu . . . . — ich kann noch immer den Puder nicht vergeſſen — ungewöhnlich freundlich, wollte ich ſagen, unterhielt ſich lange mit dem Marſchall Canrobert, und erwiderte den Gruß des Marſchalls Bazaine nur leicht und obenhin, ohne ihn anzureden, was man ſehr bemerkt haben will.

allzu eingehende Kritik der Regierungs- oder Verwaltungsmaßregeln erlauben. Zu den am reichſten mit dieſen Zurechtweiſungen bedachten Blättern gehört natürlich die ‚Liberté'. Dieſelbe hatte während des Schneefalls und der ſtarken Kälte laut über die Unzulänglichkeit der Straßenreinigung geklagt, und ſich gewundert, daß die Municipalität, „die doch über ſo große Geldmittel zu gebieten habe", nicht ſchnell genug für die Fortſchaffung der Schnee- und Eismaſſen ſorge. Nun leſen wir die folgende Antwort in dem betreffenden „Communiqué": „Die Schnee- und Eismaſſen hatten am 10. eine durchſchnittliche Höhe von fünfzehn Centimetres erreicht, was, auf die ganze Oberfläche der Stadt Paris vertheilt, gegen anderthalb Millionen Kubikmeter ausmacht. Um dieſes Quantum nun in etwa ſechs Tagen fortzuſchaffen, hätte man über 16,000 zwei- und dreiſpännige große Schuttkarren nöthig gehabt, mit einem Perſonal von wenigſtens 130,000 Mann, was im Ganzen täglich ungefähr eine Million gekoſtet haben würde. So viel Karren, Pferde und disponibele Arbeiter würden aber im geſammten Seine-Departement nicht aufzutreiben geweſen ſein, von der praktiſchen Unmöglichkeit der Ausführung eines ſolchen Vorhabens ganz abgeſehen. Die Präfectur hat es deshalb vorgezogen, ſich auf die allernothwendigſte Arbeit ihrer 2000 Straßenfeger zu beſchränken und das Weitere dem Thauwetter zu überlaſſen."

Wir müſſen hier dem Baron Haußmann vollkommen Recht geben; man nennt ihn allerdings den Stadtkaiſer, wie Rouher den Vicekaiſer; aber der Eine wie der

Andere iſt nicht allmächtig. Iſt es doch der Kaiſer ſelbſt nicht, und das aus dem einfachen Grunde, weil der Menſch als ſolcher den gewaltigen Naturkräften gegenüber ewig ein ſchwaches, hülfloſes Geſchöpf bleibt. Der Allmächtige winkt und der Boreas weht; der Eisglaſt des Nordens richtet ſich drohend und ſchrecklich auf, er ſendet ſeinen kalten Gruß unerbittlich über Städte und Länder und läßt die Schneewolken herabfallen als ein weißes Leichentuch. Alles erſtarrt wie im Tode, und jedes lebende Geſchöpf zittert angſtvoll vor der nahen Vernichtung. Aber der Menſch muß es tragen; ſein Kampf dagegen iſt wie das Spiel eines Kindes und er ſteht rathlos und möchte verzweifeln. Doch ſiehe, plötzlich dreht ſich die kleine Wetterfahne drüben auf dem Dache, und der Rauch der Schornſteine zieht nicht mehr zur Rechten, ſondern zur Linken. Auch das iſt der Hauch des Allmächtigen; aber es iſt der milde Südwind, der Leben bringt und Erlöſung. Und wieder ſteht der Menſch unthätig und wie ein müßiger Zuſchauer; denn was er mit hunderttauſend Brüdern und mit vielen Millionen an Gold nicht auf einer Handbreit Erde vollbringen konnte, das thut jetzt ein höherer Wille, groß und allgewaltig und über halb Europa in einer einzigen Nacht. Vor einem ſolchen „Avertiſſement“ oder „Communiqué“ von Oben neigt ſich ſelbſt der Pariſer Stadtkaiſer; er thut es übrigens gern, denn das Thauwetter, das ihn zum Geſtändniß ſeiner Ohnmacht zwang, hat ihn von ſchlimmer Noth befreit. Faſt möchte man zum Nutzen der buchſtabirenden Jugend einen Fibelreim darauf

machen; der Reim an ſich wäre freilich etwas hart, aber ich hätte dafür die Genugthuung, mein heutiges Capitel mit Verſen begonnen und beſchloſſen zu haben:

Der Haußmann iſt ein großer Herr;
Der Herrgott aber kann noch mehr.

IV.

Vater und Tochter oder Droſchenkutſcher und Marquiſe.

„Das phyſiſche Elend iſt groß in Paris,
aber das moraliſche iſt noch viel größer."
L. Veuillot (Odeurs de Paris).

An ſcandalöſen Proceſſen hat es von jeher in Paris nicht gefehlt; aber ich weiß gar wohl, daß man ſich durch Erzählung derſelben bei einem anſtändigen Leſepublicum keinen großen Dank verdient. Wenn ich trotzdem heute eine Ausnahme mache, ſo liegt der Grund davon zunächſt in dem Umſtande, daß der in Rede ſtehende Proceß eine zu große und außergewöhnliche Senſation gemacht hat, um denſelben von meiner Seite, als guter chroniqueur des Pariſer Lebens, mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen, und dann auch darin, daß er uns, mehr als irgend ein anderer, ein frappantes Spiegelbild der hieſigen ſocialen Zuſtände, namentlich der höhern Geſellſchaftsſchichten, liefert. Daß dieſe, zur richtigen Beurtheilung unſerer Zeit ſo wichtige Seite leider die Schattenſeite ausmacht, iſt freilich nicht meine Schuld.

Der Numismatiker betrachtet bekanntlich auch nicht allein die Vorderſeite der Medaille, den „Avers“, ſondern auch die Kehrſeite, den „Revers“, und erſt nach beiden beſtimmt er den eigentlichen „Typus“. Oft iſt ſogar die Kehrſeite wegen ihrer Inſchriften, Jahreszahlen und Deviſen weit wichtiger, als die andere, wenn ſie nur ein bloßes Portrait enthält, was vorzüglich von den koſtbarſten Münzen, den „redenden“, gilt. Dieſe gelehrte Notiz, die ich indeß einfach dem Leitzmann verdanke, möge dies Capitel motiviren und entſchuldigen.

* * *

Vor ungefähr zehn Jahren machte hier in Paris eine gewiſſe Madame de la Bruyère großes Aufſehen. Wenn man dies von einer Pariſerin ſagt, ſo gehört ſie unter zehn Fällen neun Mal der demi-monde an; denn das Schiller'ſche Wort, welches die beſte Frau dadurch bezeichnet, daß kein Menſch von ihr ſpricht, paßt vielleicht nirgends beſſer als für Paris. Eine Frau aber, wie Madame de la Bruyère, die zu dem ehrbaren Titel Madame, dem ſie ſogar keck ein Adelsprädicat anhängte, gekommen war wie ein vornehmer Induſtrie-Ritter zu ſeinen Orden, eine ſolche Frau wünſcht gerade, daß alle Welt ſie bemerke und von ihr ſpreche: je mehr Aufſehen und Gerede, um ſo beſſer. Was hat z. B. die Rigolboche, Anne Délion, Finette und wie jene armſeligen Creaturen alle hießen und heißen, ſo „bedeutend“ und ſo „berühmt“ gemacht, als daß eben jeder Flaneur bis zum letzten Gamin ſie kannte und auch grüßte, wenn ſie

in ihrem „Salatkorbe“ über die Boulevards fuhren, vor dem Café Riche, oder dem Café Anglais anhielten, ſich von ihrem gepuderten Groom ein Glas Abſinth holen ließen, während ihre abenteuerliche Carriole ſofort von einem Dutzend Gandins umlagert wurde, alsdann ungenirt wie ein Corporal das herz- und magenſtärkende Geſöff (Pardon für den unfeinen Ausdruck, aber der Herrgott möge jeden Chriſtenmenſchen vor dem Abſinth in Gnaden behüten!) hinuntergegoſſen und endlich mit Peitſchenknall und Gelächter weiter kutſchirten?

Aehnlich trieb es die la Bruyère, aber auch wieder nicht ähnlich; denn wenn die meiſten jener Weiber wie Irrlichter eine kurze Zeit lang flackern und eine zweideutige Helle verbreiten, um alsdann in dem Sumpfe, der ſie erzeugte, wieder zu verſchwinden, ſo war ſie haushälteriſch, hielt ihr Sündengeld hübſch zuſammen und brachte ihr Schäfchen ſorgfältig in's Trockene. Dies „Schäfchen“ belief ſich nach einem zwölfjährigen galanten Leben auf ca. anderthalb Millionen Franken, ſowohl in gut angelegten Capitalien, als auch in einem reichen Hausrath, in Juwelen u. ſ. w. Nun dachte ſie daran, ſich in's Privatleben zurückzuziehen, und dazu gehörte vor allem, „ehrbar“ unter die Haube zu gelangen. Der Leſer lächelt und nennt das einfach eine Abſurdität. Das iſt es auch und ſogar mehr als das, nur mit dem Unterſcheide, daß hier zu Lande eine ſolche Abſurdität ſehr gut möglich und nicht einmal eine große Seltenheit iſt. Die zweite Hauptfigur zu einer ſolchen unwürdigen Komödie findet ſich nämlich leicht. Wie oft iſt es ſchon

vorgekommen, daß ein bis auf den Grund ruinirter Graf oder Marquis, dem ſchließlich der kleinſte Garkoch kein Frühſtück mehr creditiren wollte, ſein Allerletztes verkauft, was ihm noch geblieben iſt, nämlich ſeinen vornehmen Namen, und zwar an irgend eine reich gewordene Courtiſane, die dadurch zur Gräfin oder Marquiſe wird und mit dem Wappenſchilde des ſaubern Herrn Gemahls ihre eigene nicht minder ſaubere Vergangenheit zudeckt. Welch' eine Ehe! möchte man unwillkürlich ausrufen, und welch ein Gatten- und Familien-Verhältniß bei ſolchen Antecedentien!

Die la Bruyère fand auch bald den gewünſchten Strohmann, und zwar in der Perſon des Marquis de Monbreuil aus dem edeln Hauſe de Guerry-Beauregard-d'Orvault. Seine Vorfahren beſaßen alle jene Herrſchaften, von denen ihm freilich nichts als der nackte Titel übrig geblieben war; und in der Bretagne kennt man das alte Geſchlecht ſehr gut, nennt aber dort in der guten Geſellſchaft den letzten Abkömmling deſſelben nur mit einem mitleidigen Achſelzucken. Der Marquis war ſchon zweiundachtzig Jahre alt, die Marquiſe gab für ſich dreiunddreißig an; das Mißverhältniß war alſo auch in dieſer Beziehung ein faſt unerhörtes. Sie reisten deshalb, um denn doch in Paris ſelbſt den Scandal einer ſolchen Trauung zu vermeiden (Andere behaupten, auf höhere Weiſung), nach Luxemburg, dem Geburtsorte der Braut, und ließen ſich dort (im November 1866) trauen. Alsdann kehrten ſie nach Paris zurück, wo die Marquiſe eine elegante Bel-Etage in der Rue Royale zu

12,000 Frs. jährlich miethete, sich einrichtete mit Dienerschaft, Wagen und Pferden und dem ganzen übrigen Luxus eines vornehmen Hauses, ihre Salons öffnete und „empfing", wie man das hier nennt. Es läßt sich leicht denken, was alles für Leute diese neu gebackene Marquise, denn das war sie wirklich geworden, bei sich sah; respectable Personen jedenfalls nicht. Aber die sogenannten höhern gesellschaftlichen Regionen von Paris wimmeln von zahlreichem zweideutigen Gesindel, das für ein gutes Diner oder Souper auch noch einer solchen Edeldame bereitwillig den Hof macht. In der Regel zählt dann, wenn die Gäste fortgegangen sind, die Frau vom Hause mit ihren Lakaien das Silberzeug, ob noch alles complet ist, oder ob nicht etwa der oder die Eine oder Andere einen Theelöffel oder sonst etwas eingesteckt hat. All' dergleichen ist schon dagewesen.

Hätte nun die Geschichte bei dem eben Mitgetheilten ihr Bewenden gehabt, so wäre sie kaum der Rede werth gewesen und in dem lauten und bunten Treiben der Weltstadt, wie so manche ähnliche, schnell vergessen worden; aber auf ein Mal erscheinen die Eltern der Marquise vor Gericht mit einer Alimentationsklage; die Tagespresse bemächtigt sich der Angelegenheit, servirt sie als einen wahren Sonntagsbraten ihren Lesern — und der öffentliche Scandal ist in vollem Gange. Bald wird die Geschichte verwickelter, die entsetzlichsten Dinge kommen dabei zur Sprache, sogar Assisen-Verhandlungen stehen in Aussicht, kurz, die chronique scandaleuse ist auf acht, vierzehn Tage vollauf versorgt, und die Hauptblätter,

wie der ‚Figaro‘, das ‚Petit Journal‘ u. ſ. w. ziehen ein paar tauſend Exemplare mehr ab, um die Neugier der Leſeluſtigen zu befriedigen. Es hielt übrigens gleich von Anfang an ſchwer, aus den vielen widerſprechenden Berichten die Wahrheit herauszufinden; der beſte Weg blieb der, den auch ich für meine heutige Mittheilung eingeſchlagen habe: nämlich uns an die gerichtlichen Verhandlungen und an die Darlegungen der beiderſeitigen Advocaten zu halten. Wenn wir die unvermeidliche Parteifärbung abziehen, ſo dürften wir wohl das Richtige treffen, zumal wir nur die Thatſachen berückſichtigen.

Vor mehr als dreißig Jahren zogen die Eheleute Schuhmacher mit ihren zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, nach Paris. Sie waren nicht ganz mittellos, der Vater kaufte einen Fiaker und zwei Pferde und wurde Droſchkenkutſcher. Die Mutter beſorgte den Hausſtand und die Erziehung der Kinder. Was bei der letztern herausgekommen, hat die Folgezeit gezeigt: die Tochter iſt eben die frühere Madame de la Bruyère und jetzt die bewußte Marquiſe, und der Sohn iſt vor einigen Tagen als Fälſcher und Mörder zu zwanzigjähriger Bagnoſtrafe verurtheilt. Doch davon ſpäter; hören wir nur erſt weiter. Die Eltern ſind nach und nach alt geworden und mehr oder weniger arbeitsunfähig. Der Vater hat außerdem zwei Mal das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen und iſt im Hoſpital ſchlecht curirt worden, das Fiakergeſchäft geht auch nicht beſonders, kurz, die beiden Eheleute befinden ſich in Nahrungsſorgen, die mit dem zunehmenden Alter immer bedrohlicher werden.

Ihre Tochter ist unterdessen die Marquise von Monbreuil geworden und lebt im Ueberfluß des Reichthums. Natürlich haben die Eltern sich in ihrer Noth an die reiche Tochter um Unterstützung gewendet, sind aber abgewiesen worden; sie rufen daher die Justiz an, ihnen Recht zu schaffen. Der Reichthum der Tochter, die noch dazu keine Kinder hat, ist notorisch. In dem Ehe-Contract heißt es ausdrücklich, daß sie ihrem Gemahl, dem Marquis, ein Capital-Vermögen von mehr als einer Million zubringt. Der Werth ihres Mobiliars, ihrer Wagen, Weine, Juwelen und Kleider beträgt außerdem gegen 400,000 Franken. Den Ursprung dieses Reichthums kennen wir bereits; im Processe handelt es sich nur darum, denselben zu constatiren.

Zur richtigen Würdigung der Sache und der Personen ist aber durchaus eine kurze Charakteristik des Gemahls der Katharina Schuhmacher nöthig. Derselbe ist wirklich der letzte Sprößling der altadeligen Familie Monbreuil-d'Orvault u. s. w. Seine Lebensgeschichte ist die abenteuerlichste und seltsamste, die sich denken läßt. Seine Eltern, Großeltern und sämmtlichen Verwandten, im Ganzen 22 Personen, waren als Opfer der Revolution auf dem Schaffot gestorben. Unter dem ersten Kaiserreich wurde der Marquis Soldat, zeichnete sich aus, avancirte zum Compagnie-Chef und wurde Ritter der Ehrenlegion. Beim Einzuge der Alliirten schlug er sich indeß sofort zur Partei der Bourbonen, und soll sogar sein Ordenskreuz an den Schweif seines Pferdes gebunden haben und so durch die Straßen von Paris geritten

ſein. Auch gehört er zu denen, welche in jenen Tagen auf die Vendôme-Säule ſtiegen, einen Strick um die Bildſäule des Kaiſers legten und ſie herabriſſen.*) Talleyrand beauftragte ihn dann mit einer ſehr delicaten Miſſion, nämlich die Abreiſe der Königin von Weſtfalen zu überwachen, die ſich in's Ausland flüchtete. Der Marquis arretirte ſie im Walde von Fontainebleau und bemächtigte ſich ihres Gepäcks, in welchem ſich 80,000 Frs. in Gold befanden, viele Diamanten u. ſ. w. Talleyrand leugnete ſpäter dieſen Auftrag; auch hat man nie erfahren, was eigentlich aus den confiscirten Geldern und Juwelen geworden iſt; aber der Marquis wurde ſeinerſeits arretirt und zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. Der ganze Sachverhalt dieſes Abenteuers iſt indeß nie aufgeklärt worden. Der Marquis fand Gelegenheit, zu entwiſchen und ging nach England, kam aber im Jahre 1827 zurück, um ſich an Talleyrand zu rächen. Die Gelegenheit fand ſich bald. In der Kathedrale von Saint-Denis wurde das feierliche Jahres-Gedächtniß für Ludwig XVI. gehalten. Der König war mit dem ganzen Hofe gegenwärtig. Plötzlich geht ein Herr auf Talleyrand los und gibt ihm eine ſolche Ohrfeige, daß der Miniſter faſt zu Boden fällt. Jener Herr war der Marquis

*) Er war indeß nicht der Einzige, der ſolche heroiſche Demonſtrationen gegen den beſiegten Napoleon unternahm. Wie die vornehmen Pariſer Damen zu den Koſaken auf's Pferd ſtiegen und ihnen zutranken, ſo wetteiferten gar viele frühere Bonapartiſten mit einander, ihren Haß gegen den „Tyrannen“ ſo eclatant wie möglich zu zeigen.

de Monbreuil. Er wurde auf's neue in's Gefängniß geworfen, aus welchem die Juli-Revolution ihn erlöste. Später verſchwand er völlig, und in der Didot'ſchen Univerſal-Biographie wird ſogar das Jahr 1856 als ſein Todesjahr bezeichnet. Zehn Jahre ſpäter taucht er aber als ein achtzigjähriger Greis noch einmal auf, und zwar als Gemahl der berüchtigten Katharina Schuhmacher. Wer noch etwa einen Zweifel in Bezug auf den Charakter und die Geſinnung des Marquis haben konnte, dem wurde derſelbe durch dieſe Heirath vollſtändig genommen.*) Man ſagt ſogar, daß der hohe Adel des Faubourg Saint-Germain, der ſich, was ſehr begreiflich iſt, ſeines Standesgenoſſen unſäglich ſchämte, eine Petition deshalb an den Kaiſer gerichtet habe, die aber erfolglos geblieben iſt. Ueberhaupt iſt das Ver-

*) Für Den aber, der ſelbſt dadurch noch nicht genügend erbaut ſein ſollte, machen wir die folgende charakteriſtiſche Notiz: „Die Marquiſe hatte zur Zeit ihres „Glanzes" in der demimonde ihre Verehrer ſehr geſchickt auszubeuten gewußt und ſich von gar manchem derſelben, außer den Geſchenken, einen kleinen oder großen Wechſel für die Zukunft (namentlich von den Minorennen) ausſtellen laſſen. Auch dieſe Wechſel, im Betrage von über 150,000 Franken, ſtehen mit in ihrem Heirathsgut verzeichnet. Der Marquis hatte nun ſpäter nichts Eiligeres zu thun, als dieſe Wechſel zu Geld zu machen. Einige wurden, zur Vermeidung des öffentlichen Scandals, von den Eltern bezahlt, bei andern wurde der Marquis (horribile dictu!) klagbar. Die Gerichte indeß, denen eine ſolche Effronterie doch zu ſtark war, wieſen ihn ab, und noch dazu in einem Beſcheid, den der Kläger gewiß nicht an den Spiegel des großen Salons ſeiner Frau Gemahlin geſteckt hat.

hältniß des Marquis zu dem jetzigen Hofe ein eigenthümliches und gewiſſermaßen myſteriöſes. So ſoll er aus den ſogenannten fonds secrets der Civilliſte eine jährliche Penſion von 2500 Frs. beziehen, und kein Menſch kann ſich erklären, weshalb und wofür. „Doch nicht für das damals im Koth geſchleifte Ehrenkreuz?“ fragt ironiſch die ‚Liberté‘, und hat nicht einmal ein Communiqué dafür erhalten.

Was die Marquiſe betrifft, ſo hat auch ſie ein Recht auf das audiatur et altera pars. Wie uns ihr Advocat erzählt, ſoll ihr eigener Vater ſie im fünfzehnten Jahre geradezu aus dem Hauſe gewieſen haben mit den Worten: „Du biſt groß genug, um dir deinen Unterhalt ſelbſt zu verdienen.“ Empörend und entſetzlich! Und auch dergleichen Fälle, ſo verſicherte uns noch kürzlich ein Magiſtrat, ſind in Paris nicht ſelten, wenn anders die Eltern nicht vorziehen, den Gewinn mit der Tochter zu theilen. Zöge mir nicht der Reſpect vor meinem Leſerkreiſe eine ſtrenge Schranke, ſo könnte ich auch dieſe zweite Behauptung leicht durch Beiſpiele belegen; ich fürchte ohnehin ſchon, in Mittheilungen wie die heutige, die Grenze des Anſtändig-Erlaubten allzu nahe zu berühren.

Die Mittelloſigkeit der Eltern, auf welche die Alimentationsklage ſich ſtützte, wurde übrigens nur ſehr ungenügend nachgewieſen. Ihr Advocat lieferte allerdings den Beweis für einen Verluſt von 10,000 Franken, der ſeine Clienten im vorigen Jahre an der Börſe betroffen. Aber wenn ein Droſchkenkutſcher Börſengeſchäfte von ſolcher Bedeutung machen kann, ſo ſteht die Behauptung,

„daß er oft kaum das tägliche Brod im Hauſe habe“, auf ſehr ſchwachen Füßen, oder er iſt ein ſo ſchlechter Wirthſchafter, daß ihm eben nicht zu helfen iſt. Das Gericht war wenigſtens dieſer Anſicht; denn es verurtheilte die Marquiſe nur zu einer jährlichen Rente von tauſend Franken, die ſie ihren Eltern in Zukunft auszuzahlen hat, und zu welcher ſie ſich (wir dürfen dies, um nicht parteiiſch zu erſcheinen, nicht verſchweigen) bereits vor dem Proceß erboten hatte. Damit war derſelbe zu Ende, wenigſtens gerichtlich; in den Zeitungen wurde er aber noch nachträglich durch allerlei pikante Details weiter ausgebeutet. So hieß es unter Anderm, der Marquis werde ſeine Memoiren herausgeben, auch eine Scheidungsklage gegen ſeine Gattin anhängig machen, und die Marquiſe wolle mit ihrem Vermögen ein Aſyl für reuige Büßerinnen gründen, ſelbſt in's Kloſter gehen, und was des albernen Zeugs mehr war.

Acht Tage darauf nahm aber die Geſchichte eine neue und zwar ſehr ernſte Wendung; denn der Bruder der Marquiſe, Johann Schuhmacher, ſtand vor den Aſſiſen, eines Mordanfalles auf ſeine Schweſter angeklagt. Dieſer Bruder, das zweite Kind, „deſſen Erziehung die Mutter beſorgt hatte“, iſt ein noch junger Mann, aber mit einer ſehr traurigen Vergangenheit. Durch Vermittlung ſeiner Schweſter hatte er eine Stelle als Commis auf einem Wechſel-Comptoir erhalten, wodurch ihm die Ausſicht auf eine anſtändige Verſorgung eröffnet war. Leider ſollte ſie für ihn der Weg zur Galeere werden. Bei ſchlechten, oder richtiger, gar keinen Grundſätzen

verfiel er, wie ſo viele ſeines Gleichen, dem liederlichen Pariſer Leben und erlag bei den großen Summen, die täglich durch ſeine Hände gingen, ſehr ſchnell der Verſuchung. Er veruntreuete Gelder, und deckte das Deficit durch falſche Wechſel, war aber dabei ſehr ungeſchickt, ſo daß man bald ſeinen Betrügereien auf die Spur kam: die tauſend Mal dageweſene Geſchichte von dem Waſſerkruge, der endlich bricht. Der ſchlechte Patron konnte indeß noch von Glück ſagen; denn die Eltern bezahlten die unterſchlagenen Gelder. Es waren nur einige tauſend Franken; aber doch wieder ein Beweis, daß ſie nicht ſo ganz mittellos waren. Die Schweſter, damals ſchon Marquiſe, verwandte ihren Einfluß, der ſich ja nach allen Richtungen hin erſtreckte, um die gedrohte Unterſuchung niederzuſchlagen. Dies paſſirte im vorigen Herbſt. Der Bruder hätte alſo in ſich gehen und ſich vielleicht noch rehabilitiren können. Statt deſſen kauft er einen Revolver und begibt ſich damit zu ſeiner Schweſter. Er behauptet freilich ſehr beſtimmt, er habe aus Lebensüberdruß und weil er die Schande ſeiner Lage nicht habe ertragen können, ſich ſelbſt erſchießen wollen; aber dieſe Verſion fand bei der Jury keinen Glauben. Bei ſeiner Schweſter vorgelaſſen, ſoll er ſie um Geld gebeten haben und nach einem lebhaften Wortwechſel, den man ſogar im Vorzimmer hörte, fielen zwei Schüſſe. Die herbeigeeilten Diener fanden die Marquiſe über und über mit Blut bedeckt; die erſte Kugel war ihr in die Wange gefahren, die zweite in die Schulter. Nun erſt verſuchte der Mörder, ſich ſelbſt zu tödten, und ſchoß ſich in den

Mund, verwundete ſich aber nur leicht. Auch die Verletzungen der Marquiſe waren nicht gefährlich, und, kaum wieder hergeſtellt, war ihr Erſtes, ihre frühern Ausſagen vor dem Unterſuchungsrichter zurückzunehmen, um auch hier wieder die Sache zu vertuſchen. Dies ließ ſich aber bei einem Criminalfalle, der bereits dem Staatsanwalt überantwortet war, nicht machen, und Johann Schuhmacher, den man ſofort nach der That arretirt hatte, wurde vor die Aſſiſen geſtellt. Die Verhandlungen dauerten nicht lange; ſie lieferten freilich noch viele klägliche Belege für die moraliſche Verſunkenheit gewiſſer Regionen, in die der junge Mann hineingerathen war; wir wollen aber mit deren Erzählung unſere Leſer verſchonen. Die Vertheidigung, die der berühmte Lachaud, der „Mörder-Advocat", wie man ihn ſeit langem nennt, übernommen hatte, war wider Erwarten ſehr ſchwach und konnte auch die Thatſachen nicht umſtoßen, ſo daß die Geſchworenen den Angeklagten zu zwanzigjähriger Bagnoſtrafe verurtheilten. Allgemein und vom rein menſchlichen Standpunkte betrachtet, fand man dies Urtheil zu hart; auch hat der Advocat bereits beim Kaiſer ein Gnadengeſuch um Milderung eingereicht; aber das Geſetz iſt ſtreng und unerbittlich und keine Courtiſane, die mit ſich handeln läßt.

Man kann ſich eines mitleidigen Gefühles nicht erwehren, wenn man der Eltern gedenkt. Wie ſchwer auch ihre Schuld in Bezug auf die verwahrloſte Erziehung ihrer Kinder ſein mag, ſie haben ſie hart gebüßt; denn der Sohn wie die Tochter, obwohl nach verſchie-

dener Richtung, ſind für ihr ganzes Leben verachtet und beſchimpft, und die Schande Beider fällt gleich einem traurigen Schlagſchatten auf Vater und Mutter zurück. Wer weiß: dieſe Familie iſt vielleicht auch ein Opfer jener unſeligen Sucht, die ſo viel Thoren nach Paris treibt, dort ihr Glück zu machen und reich zu werden. Wäre ſie daheim geblieben, in ihrem Luxemburgiſchen Dörfchen, in einfachen, natürlichen Verhältniſſen, fern von der gleißenden Verführung und übertünchten Miſère der Weltſtadt, ſie hätte vielleicht in Frieden und Ehren fortgelebt, und die Kinder, vor der Anſteckung des böſen Beiſpiels gewahrt, wären gute, brave Menſchen geworden. Vielleicht . . . . — Paris iſt ein gefährliches Erdreich: viel ſchöne Blumen und herrliche Gewächſe, aber noch weit mehr Giftpflanzen und Unkraut; um ſie zu erkennen und zu ſondern, iſt ein guter Gärtner nöthig; und der beſte Gärtner iſt hier die Gottesfurcht.

V.

Das neue Militairgeſetz. — Der Senator Dumas und Archimedes. — Nekrologe: der General Hémeau; der Duc de Luynes; der Akademiker Flourens, der Landſchaftsmaler Rouſſeau.

„La nouvelle loi militaire! un sou:“ Das neue Militair-Geſetz! einen Sou! ruft und ſchreit man ſeit geſtern von früh bis ſpät unter meinen Fenſtern und in allen Straßen bis in die entlegenſten Vorſtädte, wo die Leute kaum Zeit zum Leſen haben und oft nicht einmal

leſen können. Aber die kaiſerliche Proſa iſt ſchon einen Sou werth, und man kauft deshalb bereitwillig das Blatt, das noch dazu ohne Präfecturſtempel circulirt, deſſen Verfaſſer alſo mit ſeinen Colporteuren zu Geld- und Gefängnißſtrafen verurtheilt werden kann — verurtheilt werden muß, ruft der böſe Girardin in ſchrecklicher Entrüſtung und iſt dabei innerlich ſeelenvergnügt, daß ihm dies kleine Häkchen geblieben iſt, um daran ſein Seil zu einem neuen Oppoſitions-Tanze zu knüpfen. Man legt ihm auch von oben her nichts in den Weg und läßt ſeiner ‚Liberté' alle mögliche Freiheit; denn man iſt froh, das ſchlimme Geſetz, das nur unterwegs einige Haare hat laſſen müſſen, glücklich durchgebracht zu haben. Alles um des lieben Friedens willen! Tags darauf bekommen wir zum Morgenkaffee (eine gute Regalia wäre mir lieber geweſen!) den Budgetbericht des neuen Finanzminiſters an den Kaiſer, nach welchem alles auf's Beſte geht und ſteht, und worin man uns nur zum Schluß eine kleine Anleihe von 450 Millionen in Ausſicht ſtellt, die man auch demnächſt auf die eine oder andere Weiſe leicht beſchaffen wird. Ich wundere mich dabei nur, daß der gute Mann nicht gleich das halbe Tauſend voll gemacht hat: Alles um des lieben Friedens willen; aber, wie geſagt, eine Regalia wäre mir lieber geweſen.

Intereſſant iſt und bleibt übrigens die ganze Procedur bei Vorlage, Rapport und Discuſſion des Militair-Geſetzes, weil überall der directe Einfluß des **Herrn** auf das deutlichſte zu Tage tritt. Und deshalb nannten wir auch oben den Druckbogen zu einem Sou „kaiſer-

liche“ Prosa, weil im Grunde der Kaiser selbst der Verfasser ist, oder doch die Hauptgedanken dazu geliefert hat. Schon an dem Rapport des Abgeordneten Gressier im Corps-Législatif konnte man dies deutlich sehen, und noch deutlicher neuerdings an dem Dumas'schen Bericht im Senat. Von der Rede des Staatsraths-Präsidenten sehen wir ganz ab; denn wenn dieselbe nicht im Cabinet des Kaisers ausgearbeitet wurde, so ist sie doch gewiß vorher Sr. Majestät zur Begutachtung d. h. zur Correctur vorgelegt worden. Der Senator Dumas hatte übrigens entschieden ein leichteres Spiel; denn der Eine Mann, der schon aus Princip opponirt hätte, der Marquis de Boissy, ist todt, und seine Nachfolger, der Baron Dupin, ist nur ein sehr geringer Ersatz, indem er höchstens den Stadt-Präfecten in der Expropriations-Frage des Montmartre-Kirchhofes anzugreifen wagte. Aber wer weiß, der Marquis de Boissy hätte vielleicht für sofortige Annahme des Militair-Gesetzes gestimmt, unter der einen Bedingung, dasselbe zuerst gegen den Erbfeind, England, in Anwendung zu bringen. Nun ist an die Stelle des „perfiden Albion“ das „gefährliche Preußen“ getreten; denn anders sagt man nicht, wenn von dem östlichen Nachbar die Rede ist.

Der Senator Dumas, der kürzlich an Flourens' Stelle zum immerwährenden Secretair der Akademie erwählt wurde, zog sich als Berichterstatter mit möglichstem Geschick aus der Klemme, da er als Gelehrter und noch dazu als Chemiker den rein militairischen Fragen

natürlich fern ſteht.*) Er überließ daher dieſelben auch ſeinem eminenten Collegen von Fach, wie er ſagte. Zur Entſchädigung lieferte er uns dafür eine detaillirte Schilderung der ſchrecklichen modernen Kriegs-Zerſtörungs-Werkzeuge, zu denen die Welt durch die unberechenbaren Hülfsquellen der Mechanik, Phyſik und Chemie gelangt ſei, und denen ein Staat wie Frankreich gewachſen ſein müſſe; Hülfsquellen, welche die Wunder des Archimedes bei der Belagerung von Syrakus wieder zu verwirklichen drohten. Dieſe letzte Phraſe, bei welcher nicht wenig alte Herren im Senat, die ihren Plutarch wohl ſeit einem halben Jahrhundert vergeſſen hatten, eine leiſe Gänſehaut verſpürten, war von ſtarker rhetoriſcher Wirkung, wenn ſie auch, bei Licht beſehen, nicht viel bedeutete, ſondern mehr ein Schreckſchuß zum Bangemachen war. Dem großen Archimedes und namentlich ſeiner Schraube alle Ehre; aber ich weiß nicht recht, ob nicht Ein moderner Vierzigpfünder ihm alle ſeine Maſchinen und Apparate wie Spielzeug zuſammengeſchoſſen hätte, ſelbſt die famoſen Brennſpiegel einbegriffen, die ohnehin zur Legende gehören. Und nun gar einige Regimenter Zündnadeln oder Chaſſepots, und vollends der leibhaftige Gottſeibeiuns: das Krupp'ſche Monſtrum! Schon der Umſtand, daß der große Mann ſeine mathematiſchen Zeichnungen

*) Man hat auch ſchon ein Bonmot auf dieſe eigenthümliche Wahl gemacht, indem man ſagt, der Senat habe deswegen einen Chemiker genommen, weil ein ſolcher am beſten die Amalgamirung der verſchiedenen Elemente des ſtehenden Heeres und der Mobilgarde zu Wege bringen könne.

auf dem Fußboden im Sande machte („Zertritt mir meine Zirkel nicht!"), hatte für mich ſtets etwas ſehr Naives und Primitives, was ſich allerdings mit einer Epoche entſchuldigen läßt, wo derſelbe Gelehrte salva venia im Hemde durch die Straßen der Stadt laufen konnte („heureka!"), weil er zufällig im Bade die Löſung eines ſchwierigen Problems gefunden. Dem ſei aber, wie ihm wolle, der berühmte Syrakuſaner hat, wenn auch von Weitem und mittelbar, doch vielleicht einigen Antheil daran, wenn das neue franzöſiſche Militair-Geſetz im Senat uniſono angenommen wird.*) Wer ihm das vor zweitauſend Jahren geſagt hätte!

Ein Hauptredner im Senat, der ſich, ſchon als Sachverſtändiger, gewiß ſehr lebhaft an der Discuſſion betheiligt hätte, iſt gerade Tags vorher durch den Tod abgerufen worden: der General Gémeau. Er ſoll aber noch von ſeinem Sterbelager im voraus ſeine Zuſtim-

*) Was inzwiſchen, und zwar gleich am erſten Tage der Discuſſion, bereits geſchehen iſt. Eine ſolche hätte überhaupt ohne die Oppoſition Michel Chevalier's gar nicht ſtattgefunden; denn dieſer gab unter den 126 Votirenden das einzige blaue Bulletin mit Nein. Seiner überaus bemerkenswerthen Rede gegen den Geſetz-Entwurf könnte man am beſten die eigenen Worte des Redners zum Motto geben: „Wenn wir nur den Frieden aufrichtig wollen, ſo können wir ihn auch haben"; und auf der andern Seite der Rede des Admirals Bouet-Villaumez, der dafür ſprach, ebenfalls deſſen eigene Worte: „Vor der Hand, und wohl auf lange hin wird noch immer das Schwert die ultima ratio der Völker ſein." Deutlicher iſt es wohl kaum möglich, das Für und Wider in der großen Frage zu charakteriſiren.

mung geſchickt haben, was wir ſchon deswegen gern glauben wollen, weil der General überhaupt während ſeiner langen Carrière immer zu den „Zuſtimmenden“ gehörte. De mortuis nil nisi bene; wir wollen damit keinen Stein auf den Verſtorbenen werfen. Aber hier zu Lande muß ſich ein ſolcher Mann, der ſich bei jedem Umſchwung geſchickt oben zu halten und weiter zu kommen wußte, ſchon gefallen laſſen, daß man ſich einzelner Epiſoden aus ſeinem Leben erinnert, die einen ſeltſamen, oft beinahe komiſchen Contraſt mit ſeiner ſpätern Stellung bilden. Dabei braucht er noch kein Wetterfahnenheld oder Mantelhängervirtuos wie Talleyrand geweſen zu ſein. Glücklich das Land, deſſen geordnete politiſche Zuſtände ſeine Söhne vor ſolchen Alternativen bewahrt, denen auch die Beſſern leicht zum Opfer fallen. Lehrreich bleiben aber derartige Fälle immer, und nur deshalb notiren wir den folgenden aus den hieſigen Zeitungen. Der General Gémeau war im Jahre 1848 Commandant der Straßburger Diviſion und gehörte zu den Erſten, welche ſich als Anhänger der proclamirten Republik bekannten, und den republicaniſchen Elementen der Armee (denſelben, die zwei Jahre ſpäter zu napoleoniſchen wurden) Geltung und Anſehen zu verſchaffen wußten. Als man im März in feierlicher Proceſſion den vom Biſchof eingeſegneten Freiheitsbaum auf dem großen Platze vor dem Rathhauſe pflanzte, hielt der General dazu die Rede, und ſein Vivat, das er der „göttlichen Drei“, d. h. der liberté, égalité und fraternité, brachte, wurde ſpäter noch oft ſcherzando citirt, nachdem der Freiheitsbaum längſt wieder umgehauen

und in den Ofen geworfen war. Die armen Freiheitsbäume! Ich ſelbſt, als ich im Jahre 1851 nach Paris kam, hatte noch einen unter meinem Fenſter; es war aber nur eine Art Krüppelbirke, die kümmerlich vegetirte und eines ſchönen Morgens verſchwunden war: man wußte nicht wie und wohin. Einer archimediſchen Zerſtörungsmaſchine hatte es jedenfalls nicht bedurft, um ſie aus dem Wege zu ſchaffen, und da es in jener Gegend keinen Hahn gab (es iſt überhaupt verboten, in Paris Hähne zu halten), ſo krähte auch keiner danach.

Durch den Tod des Generals Gémeau iſt wieder ein Platz im Luxemburger Palaſt frei geworden; und von neuem taucht das Gerücht auf, das den Pfarrer der Madeleine, den bekannten Abbé Deguerry, zu dieſer Würde beſtimmt. Man ſcheint aber erſt die Ernennung des Erzbiſchofs von Paris zum Cardinal abwarten zu wollen, der alsdann als ſolcher ſelbſt im Senat den Vortritt vor ſeinem neuen Collegen behalten würde; von dem noch nie dageweſenen Falle ganz abgeſehen, daß ein einfacher Pfarrer (freilich hier ein Pfarrer von nahe an hunderttauſend Franken Einkünften) zu einer ſolchen Auszeichnung gelangen konnte. Der Einfluß des Abbé Deguerry iſt übrigens fortwährend im Steigen; und ſeitdem derſelbe den kaiſerlichen Prinzen zur erſten Communion vorbereitet, iſt er gewiſſermaßen ein Mitglied der kaiſerlichen Familie geworden. Ueberhaupt iſt ein Platz im Senat ſtets der Gegenſtand der höchſten Ambition, und die Fälle ſind ſehr ſelten, wo Einer die ihm zugedachte Auszeichnung zurückgewieſen hätte. Sie ſind aber

dennoch vorgekommen, ſo im Jahre 1862 bei Drouyn de Lhuys, ſpäter bei dem Herzoge von Larochefoucauld und noch ſpäter bei dem kürzlich verſtorbenen Duc de Luynes.*) Der Letztere hatte dieſe Auszeichnung in hohem Grade verdient, aber leider betrachtete er dieſelbe nicht als eine ſolche. Seine politiſche Ueberzeugung zog zwiſchen ihm und der Napoleon'ſchen Dynaſtie eine unüberſteigliche Schranke, und er war nicht der Mann, dieſe Ueberzeugung äußern Ehren, mochten ſie auch noch ſo glänzend ſein, zu opfern.

Ich gedachte ſchon früher einmal des edlen Verblichenen, aber von dem Duc de Luynes kann man wohl zwei Mal reden. Es gab vielleicht in unſerer Zeit keinen Millionair, der einen ſo noblen, uneigennützigen und viel umfaſſenden Gebrauch ſeines großen Vermögens gemacht hätte, wie der Duc de Luynes. Seine Mildthätigkeit und Dienſtbereitwilligkeit waren ſprüchwörtlich geworden; und wenn nirgends Hülfe und Unterſtützung zu finden war, ſo ging man zu ihm und war ſicher, nicht abgewieſen zu werden. Der Herzog von Morny, der trotz ſeiner excluſiven Parteiſtellung wohl geeignet war, große Eigenſchaften und Verdienſte auch bei den

*) Ganz neuerdings ſoll auch Thiers auf der Senatorenliſte geſtanden haben und vielleicht noch ſtehen, und zwar nach ſeiner regierungsfreundlichen Rede zu Gunſten Roms. Ob Thiers ablehnend geantwortet hat, wiſſen wir nicht; vielleicht iſt auch das Ganze nur ein Gerücht müßiger Köpfe. Pikant wäre es aber jedenfalls, den Ex-Miniſter Louis Philippe's im Senatsſaal, der frühern Pairs-Kammer, tagen zu ſehen!

Gegnern anzuerkennen, ſoll einſt zum Kaiſer in Gegenwart des ganzen Hofes geſagt haben: „Sire, ich möchte gern den Duc de Luynes unter uns ſehen," und auf die Frage, weshalb, hinzugeſetzt haben: „weil er der einzige bedeutende Mann in Frankreich iſt, der keine Feinde hat." Dieſer Ausſpruch war eben ſo charakteriſtiſch wie wahr, und wohl ſelten hat Jemand den ſchönen Titel eines „homme de bien" in ſo vollem Maße verdient, wie der Verſtorbene. Er war es auch, der ſich, als vor ſieben Jahren die Sammlungen für den Peterspfennig begannen, mit dem Herzog von Larochefoucauld vereinigte, um jährlich dem Papſte Jeder eine Summe von 100,000 Franken zur Dispoſition zu ſtellen. Beide Männer konnten bei ihrem außerordentlich großen Vermögen dies allerdings ohne übermäßige Opfer thun; aber es war für das ganze Land von ſo bedeutender moraliſcher Wirkung, daß gar Viele, durch dies hochherzige Beiſpiel angeſpornt, doppelt und dreifach gaben.

Speciell um Frankreich hat der Duc de Luynes ſich durch die Schenkung ſeines Medaillen- und Antiken-Cabinets an die kaiſerliche Bibliothek verdient gemacht, einer wahrhaft königlichen Gabe in einem Werth, bei nur annähernder Schätzung, von mehr als einer Million. Als Privat-Sammlung war dieſelbe unſtreitig die bedeutendſte in ganz Europa. Sie iſt in zwei prächtigen Sälen der neuen Bibliothek aufgeſtellt; und es klang wirklich komiſch, als kürzlich, gleich nach dem Tode des Herzogs, der Ober-Bibliothekar in einem unter- oder allerunterthänigſten Schreiben an den Kaiſer um die Erlaubniß nach-

ſuchte, die Büſte des Gebers dazu ſtellen zu dürfen, was denn auch allergnädigſt gewährt wurde. Ueber die einfältigen Leute! möchte man, meiner Seel', wirklich hinzuſetzen und über dieſe zerbrechliche Huldigung lachen; denn zu mehr als einer Gyps-Büſte wird wahrſcheinlich ihr tiefgefühlter Dank ſich nicht verſteigen. Das Andenken an den edlen Verſtorbenen wird auch ohne jene Büſte geſichert ſein, und zwar bei den vielen Tauſenden, denen er in ſeinem langen Leben Gutes gethan. Vielleicht erinnerte der Kaiſer ſich bei jener Schenkung an die oben erwähnten Worte Morny's; das Gerücht ſetzte wenigſtens damals den Herzog auf die Senatoren-Liſte. Der Biſchof von Verſailles, der die Leichen-Rede hielt, hatte den einfach-ſchönen Text gewählt: „Er ging dahin und that Gutes." Der Redner vermied ſehr taktvoll alle politiſchen Anſpielungen . . . . „Die irdiſchen Leidenſchaften", ſagt ſchon Jean Paul, „bleiben zurück an der Schwelle des Grabes; nur die Liebe folgt hinüber." — „So war auch der Herzog", fuhr der Biſchof fort, „ſofort nach Rom geeilt, weil es dort zu helfen galt, Verwundete zu pflegen, Unglückliche zu tröſten, Verlaſſene zu ſchützen. Sein edles Herz machte in den Augenblicken der Noth keinen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind. Doppelt glücklich war er freilich, daß er dies Mal dem Papſt und deſſen heiliger Sache ſeine Sorgen und Mühen weihen konnte. Und ſo ſollte er auch in Rom, dem eigentlichen Vaterlande ſeines frommen, gläubigen Herzens, ſterben. Furchtlos und unerſchrocken folgte er den Kämpfenden auf das Schlachtfeld, ein zweiter h. Martin

bedeckte er einen Schwerverwundeten mit seinem Mantel, ob einen Päpstlichen, oder einen Garibaldianer, er wußte es nicht; die kalte Nachtluft ergriff ihn, den fast Siebenzigjährigen, und warf ihn am nächsten Tage auf das Krankenlager, das sein Sterbelager sein sollte. Wenn je Einer, so ist der Herzog von Luynes auf dem Bette der Ehre gestorben!"*)

Noch zwei andere Männer, da wir doch einmal an den Nekrolog des verflossenen Jahres erinnert werden, starben in derselben Zeit; sie standen freilich nicht auf der gleichen Höhe, wie der zuerst Genannte, aber sie haben doch auch ein Recht auf ein ehrendes Wort der Anerkennung, das ihnen übrigens bereits in vollem Maße zu Theil geworden ist. Der Eine ist der Akademiker Flourens und der Andere der Maler Rousseau.

Flourens hatte das Glück, als Akademiker populair zu sein, was mit seltenen Ausnahmen nicht gerade das Erbtheil der gelehrten Herren vom Institut de France ist. Die Meisten von ihnen, wenn sie einmal den lang ersehnten und oft nur nach harten Mühen und Kämpfen errungenen „Fauteuil" inne haben, ruhen sich darin aus und zeigen nur in der alljährlichen öffentlichen Sitzung durch ihre stumme Gegenwart, daß sie noch am Leben sind. Männer wie Villemain, de Broglie, Viennet machen

*) Die Episode mit dem Mantel ist allerdings nicht officiell bestätigt worden, aber schon, daß sie überall Glauben fand, beweist, wie gut sie wahr sein konnte. Constatirt ist nur, daß der Herzog sich in den Feld-Lazarethen, wo er Tag und Nacht thätig war, ein Erkältungs-Fieber zuzog, welchem er nach wenigen Tagen erlag.

freilich eine glänzende Ausnahme, und nun gar Guizot und Thiers; und auch Hugo iſt ja einer der Vierzig. Außerdem war gerade Flourens' letztes Werk, das vor kaum zehn Jahren erſchien, ſein bedeutendſtes, wenigſtens was die allgemeine Verbreitung deſſelben betraf: jeder Gebildete hatte es geleſen, oder mußte es leſen. Es handelte von der langen Dauer des Menſchenlebens („de la longévité humaine") und lehrte gewiſſermaßen die wichtigſte und koſtbarſte aller Künſte, nämlich ſehr alt zu werden. Bei den Alten machte es daher das meiſte Glück. Wir erfuhren aus jenem Buche zu unſerm Erſtaunen, daß man bis 20 Jahre ein Kind und bis 40 ein Jüngling ſei, daß man bis 60 in der eigentlichen Lebensblüthe ſtehe, daß das Greiſenalter erſt mit dem 75ſten Jahre beginne, und daß ſchließlich die wirkliche normale Lebensdauer des Menſchen ein volles Säculum umfaſſe oder (dies Oder war freilich ein ſchlimmer Haken!) doch umfaſſen könne. Man hatte noch nie ſo viel „junge Leute" in Paris geſehen, wie zu jener Zeit; und die Frauen vollends, die jene Theorieen auch auf ſich bezogen, und die ja ohnehin nie „alt" werden, verjüngten ſich mit jedem Tage. Leider war es dem Stifter dieſer neuen Schule nicht vergönnt, durch ſein eigenes Beiſpiel ſeine Lehre zu bekräftigen; denn er ſtarb im „beſten Mannesalter", d. h. im 69ſten Jahre. Trotzdem iſt das erwähnte Buch, ſchon wegen der darin enthaltenen Lebensregeln und der überaus geſunden und klaren Auffaſſung des phyſiſchen Menſchen, von großer und in mancher Beziehung vielleicht von höherer Bedeu-

tung, als die berühmte Hufeland'ſche Makrobiotik. Man hat auch ſonſt Flourens, der ebenfalls von Hauſe aus Arzt war und ſich nur ſpäter den Naturwiſſenſchaften ausſchließlich zuwandte, oft mit Hufeland verglichen, namentlich was ſeine edle und allgemein beliebte Perſönlichkeit betraf. Das Lehrerperſonal des Jardin des Plantes verliert in ihm einen ſeiner bedeutendſten Profeſſoren. Auch ſeine phyſiologiſchen Werke gehören zu den beſten ihrer Art und reihen ſich denen ſeiner Vorgänger auf dem Lehrſtuhl, Buffon und Cuvier, würdig an.

In Theodore Rouſſeau verliert Frankreich einen ſeiner vorzüglichſten Landſchaftsmaler, deſſen letzte Bilder noch auf der vorjährigen Weltausſtellung allgemeine Bewunderung erregten. Rouſſeau war dabei durch und durch Künſtler und ſeiner Kunſt, wie man zu ſagen pflegt, mit Leib und Seele ergeben; er lebte nur für ſie und in ihr. Von der Außenwelt wußte er wenig oder nichts; ſie kümmerte und berührte ihn kaum; nur äußerſt ſelten kam er nach Paris, und es koſtete ihn ſtets die größte Mühe, ſein Malerhäuschen in Barbizon, mitten im Walde von Fontainebleau, zu verlaſſen.*) Dort unter ſeinen Eichen und Felſen war ſeine Heimath, dort dichtete er ſeine wundervollen Baumgruppen, und ſah der Natur in ihrer nächſten Nähe jene ergreifenden Licht-Effecte einer Mondnacht oder eines hellen Sonnentages ab.

---

*) Mancher meiner Leſer erinnert ſich vielleicht aus dem erſten Bande meiner „Lebenden Bilder" der Schilderung von Barbizon und der dortigen Künſtler-Colonie unter „Fontainebleau".

Und dort, in den einfachſten Verhältniſſen, war er zufrieden und glücklich und verachtete beinahe das große, prächtige Paris, wo man ſich um ſeine Arbeiten wie um Reliquien ſtritt und dieſelben, namentlich in letzter Zeit, mit Gold aufwog. Sein freundliches, mildes Weſen ſtand in harmoniſchem Einklange mit ſeiner reinen Kunſt; Feinde kannte er nicht, nur Freunde und Bewunderer. So ſtarb er auch; freilich in kalter Winterzeit; und die Bäume, die er ſo lieb gehabt, ſtanden todt und entblättert, als der ſtille Leichenzug an ihnen vorüberging. Aber er ſelbſt hatte zu oft den ſchönen Frühling in ſeinem kleinen Paradieſe kommen ſehen, um nicht an den ſchönern, den ewigen Frühling, zu glauben und auf ihn zu hoffen. Dem wird gewiß die Erde leicht ſein!

VI.

Neue Manier über die Kammerverhandlungen zu berichten. — Cenſur und Cenſoren. — Heidelberger Erinnerungen. — Allzuleichte Koſtüme im Chatelet-Theater. — Emile Augier's neueſtes Stück: Paul Forestier. — Decadenz des franzöſiſchen Drama's. — Gondinet's Schauſpiel: Le comte Jacques. — Die Kaiſerin und die Bäuerin.

Wenn ich ein politiſcher Schriftſteller wäre und als ſolcher über die hieſigen Kammer-Verhandlungen zu berichten hätte, ſo könnte ich mir es von nun an ſehr bequem machen, nämlich ſo: . . . . . .

. . . . . .

Der Leſer weiß vielleicht nicht recht, was das ſagen will, und ich, ehrlich geſtanden, auch nicht. Aber die Pariſer verſtehen es ſehr gut; denn ſie wiſſen, mit Reſpect zu melden, was die Glocke geſchlagen hat. Die ‚Opinion Nationale‘, die ich als Oppoſitionsblatt ſchon leiden könnte, wenn ſie nur ihr albernes und gehäſſiges ſtereotypes Schelten und Mäkeln in Bezug auf Religion und Kirche unterwegs laſſen wollte, hat den Ruhm, dieſe Art von Referat aufgebracht, richtiger wieder aus dem Staube der alten Cenſur-Epoche herausgeholt zu haben. Sie fängt nämlich jetzt, nach der Verurtheilung von zehn Journalen (eben wegen allzu freier Berichte über die Kammerverhandlungen) ihren täglichen Leitartikel über die innern Angelegenheiten Frankreichs immer folgendermaßen an: „Sitzung des Corps-Législatif. Das geſtrige Protokoll wurde nach einigen kurzen Bemerkungen angenommen, und darauf beſtieg der Abgeordnete Jules Favre“ (oder ſonſt Einer von der Linken) „die Tribüne und drückte ſich aus wie folgt,“ . . . und dann kommen zehn, zwanzig Zeilen Punkte mit der naiven Schlußbemerkung: „Der Leſer begreift, daß wir die betreffende Rede nicht wohl anders wiedergeben können, da wir keine Luſt und auch nicht genug überflüſſiges Geld haben, jede Zeile mit 500 oder gar 1000 Franken zu bezahlen, welcher Eventualität wir uns ausſetzen würden, wenn wir im Allergeringſten den Wortlaut der Rede zu verändern, oder gar irgend eine perſönliche Bemerkung hinzuzuſetzen wagten.“ Im Grunde iſt es freilich nur eine lächerliche Wortklauberei, die aber durch die nicht

minder lächerliche Verfolgung der incriminirten Journale hervorgerufen ist. Um nun die kleine Pille noch pikanter zu machen, bringt die ‚Opinion' alsdann gewöhnlich gleich hinterher einen Artikel aus irgend einem regierungsfreundlichen Blatte, in welchem die Rede dieses oder jenes Ministers oder sonst Eines von der Rechten stark belobt oder beweihraucht wird, und fragt ironisch: „Wo fängt unser Recht an und wo hört es auf?"

Für den ernstern Leser ist übrigens der durch die neue Beschneidung der Zeitungen entstandene Verlust nicht so groß, wie man auf den ersten Blick glauben sollte; denn es bleibt ihm immer die Lectüre der Kammer-Debatten selbst; und es fragt sich sehr, ob der beste Commentar z. B. zu einer Rede Jules Favre's oder Picard's so viel werth ist, als die Rede selbst, und ob der Commentator sich noch stärker und deutlicher ausdrücken kann als der Redner. Wenn je Einer, wie man im Mecklenburgischen und auch wohl noch anderwärts in Deutschland sagt, frei von der Leber weggesprochen hat, so war es neuerdings Jules Favre, und die Möglichkeit, eine solche Rede überhaupt gedruckt vor sich zu sehen und in jedem Kaffeehause lesen zu können — ich bitte die gestrengen Herren von der Opposition ganz gehorsamst um Entschuldigung — diese Möglichkeit beweist schon hinreichend, daß es so ganz und gar schlimm noch nicht ist, und daß wir hier in Paris gottlob noch nicht nöthig haben, uns das Imprimatur für unsere Artikel bei Gortschakoff oder Bismarck auszubitten, wie der genannte Abgeordnete wörtlich sagte.

Daß man zur Zeit von Deutſchland aus nicht ohne ein mitleidiges Lächeln nach Frankreich, dem „Muſterlande der modernen Freiheit", hinüberſchaut, mag ſchon eher und auch in Bezug auf die Preßverhältniſſe der beiden Länder wahr ſein. Aber die Deutſchen werden ſich dieſes Vorzuges gewiß nicht überheben; denn wenn es ihnen jetzt beſſer geht, ſo ging es ihnen dafür früher um ſo ſchlimmer, und zwar juſt zu einer Zeit, wo in Frankreich ſo gut wie völlige Preßfreiheit herrſchte. Das iſt es auch eben, was die heißblütigen Franzoſen nicht verſchmerzen können: einſt den Ton angegeben zu haben beim großen Intelligenz-Bankett (ſie wiſſen in ihrer Noth noch immer hübſche Worte zu finden) und jetzt ſich mit den Broſamen begnügen zu müſſen, die von des Reichen Tiſche fallen. Und daß dieſer „Reiche" obenein der verhaßte überrheiniſche Nachbar iſt, fällt ihrer National-Eitelkeit doppelt ſchwer zu verwinden. Hat doch der neue Miniſter des Innern, Herr Pinard, der überhaupt ſehr unglücklich debütirt, in ſeiner Erwiderung ſogar von Cenſur und Cenſoren geſprochen, zwei Worte, die man aus dem Wörterbuche der Welt längſt und auf ewig geſtrichen glauben ſollte, und die, wenn ein Miniſter unter Louis Philippe ſie gewagt hätte, einen entſetzlichen Sturm hervorgerufen haben würden. „Wir gehen rückwärts, wie die Krebſe!" rief Jules Favre, ganz wie ſ. Z. der alte Itzſtein in der badiſchen Kammer, dem wir Heidelberger Studenten auf der Tribüne ſo laut applaudirten, daß man uns faſt hinausgewieſen hätte.

Wir ließen uns damals oft eine Tour nach Karls-

ruhe nicht verdrießen und ſchwänzten gern ein paar Vorleſungen bei Vangerow oder Reichlin-Meldegg, nur um all' die ſchönen Sachen aus erſter Hand zu haben. Abends beim Nachhauſefahren wurde alsdann das Lied von Hoffmann v. Fallersleben geſungen:

„Mädel, o Mädel, was fällt dir denn ein,
Daß du den Cenſor willſt frei'n?"

und Einige von uns brachten ſogar dem Hecker ein kühnes Lebehoch. Eine bunte Geſellſchaft, in der ich mitten drin lebte, und vor deren ſpätern Exceſſen mich nur meine große Jugend und Unerfahrenheit ſchützte. . . . Ich ſei zu nichts zu gebrauchen, ſagten ſie; denn ich trank nicht einmal Bier mit ihnen auf dem „faulen Pelz". Aber ich duzte mich doch mit Florian Mördes; Karl Blind hatte mir ſogar einen Beſuch gemacht und Guſtav v. Struve, der Phrenologe, Fleiſchverächter, Pflanzeneſſer und Weltverbeſſerer, hatte einſt meinen Schädel unterſucht und mir große Dinge geweiſſagt, mir auch ein komiſches Buch geſchenkt, das er hatte drucken laſſen, halb ſchwarz, halb roth, wie die alten Kalender, und worin ſeine Zeitungs-Artikel und Aufſätze enthalten waren: das Schwarze hatte der Mannheimer Cenſor paſſiren laſſen und das Rothe geſtrichen. Damals war dies eine wahre Heldenthat, über die der gute, hoffentlich längſt abgekühlte Mann jetzt auf ſeiner americaniſchen Farm wohl ſelbſt lächeln wird. —

Doch ich verirre mich und gerathe um mehr als zwanzig Jahre zurück, und das bloß wegen des häßlichen

Doppelwortes Cenſor und Cenſur, das doch in Paris ſicher nicht wieder zur Geltung gelangen wird.

Daß übrigens eine Cenſur für die hieſigen Theaterſtücke exiſtirt, iſt dem Leſer bekannt, und ebenfalls, daß dieſelbe ſehr ſchlecht gehandhabt wird. Von „1867“, der ſcandalöſen Revue im Theater der Porte Saint-Martin haben wir ſchon kürzlich geſprochen, und eine Completirung jener Notiz in Bezug auf andere neue Stücke der diesjährigen Saiſon würde nichts Erfreuliches bieten. Im Chatelet-Theater behaupten noch immer „die Reiſen Gulliver's“ ihre alte Anziehungskraft, an ſich, wie das früher dort gegebene „Aſchenbrödel“, ein ganz amüſantes Märchen, das aber, wie jenes, durch die Beigerichte ganz ungenießbar wird. Sogar die Polizei, die doch an „ſtarken Tabak“ gewöhnt iſt, mußte nach der erſten Vorſtellung einſchreiten und für die Ballet-Tänzerinnen eine mehr ſichtbare Koſtümirung, wenn auch noch ſo dünn und kurz, verlangen. Der Director (Hoſtein heißt der würdige Mann), „ſtets bemüht“, wie Tags darauf ein kleines Theaterblatt meldete, „allen Reclamationen nach Anſtand und Sitte ängſtlich Rechnung zu tragen“, kaufte noch ein Dutzend Meter Unterfutter zu beſſerer Bekleidung ſeiner zwanzig, dreißig Evastöchter, und nun ging und geht alles gut.

Schlimm muß es aber vorher geweſen ſein, denn der Polizei-Präfect hat zur Zeit an ganz andere Dinge zu denken als an die Volks-Ballette. Dank jenem Dutzend Meter, wird nun der Gulliver ſeine ein- oder zweihundert Vorſtellungen erleben und die ſtrengen Kri-

tiker, denen man nichts recht machen kann, reden laſſen. Wie geſagt, da wäre die Cenſur am Platz, aber für dergleichen Productionen iſt ihre Scheere ſtumpf; denn ſie hält abſichtlich ihren Operngucker verkehrt und ſieht die Dinge ſo fern und klein, daß ſie nichts genau erkennen kann. Handelt es ſich aber um ein Stück von Victor Hugo, wie neuerdings um ‚Ruy-Blas‘, geſchwind dreht ſie ihren Operngucker um und ſetzt wohl noch eine Vergrößerungsbrille dazu auf; und dann erſcheinen ihr alle Perſonen und Scenen des Drama's in ſo beunruhigenden Proportionen, daß ſie erſchrocken ihrer Bürgerpflicht gedenkt und ihr Veto einlegt. Manchmal wird aber auch die Cenſur von den Theater-Schriftſtellern ſelbſt als Knecht Ruprecht benutzt, um die Kinder bange zu machen, in ſo fern man unter Kindern diejenigen großen Leute verſtehen will, die einfältig genug ſind, ein bißchen Zeitungsgeklimper für baare Münze zu nehmen. Dann ſieht man geſpitzte Ohren und geheimnißvolle Mienen, hört allerlei bedenkliches Geflüſter von überſchrittenen Befugniſſen, äußerſten Mitteln als gerechte Nothwehr, und Alle ſehen geſpannt der Entſcheidung entgegen. Dieſe läßt denn auch in der Regel nur ſo lange auf ſich warten, als man die Neugier des Publicums wach gehalten hat. Dann kommt ſie in ganz proſaiſcher Löſung, und zwar als Nachricht, daß nun doch, nach Hinwegräumung aller, aller Hinderniſſe, nach Beſeitigung aller, aller Schwierigkeiten, das bewußte Stück morgen oder übermorgen gegeben werde. Die Eingeweihten lachen über die Leichtgläubigkeit der Menge, die ſich immer von

neuem kirren und fangen läßt; aber der Zweck, die Reclame, ist doch erreicht. Wie oft hat schon dies Stückchen, gewissermaßen als Vorspiel des betreffenden Theaterstückes, gespielt! Aber man versucht es trotzdem nochmals und stets mit Erfolg.

Selbst der große Emile Augier, der nach Ponsard's Tode jetzt nur noch mit Sardou das Bühnen-Scepter theilt (denn der jüngere A. Dumas ist seit Jahren verstummt), verschmäht dies Manöver nicht und hat es noch kürzlich für sein neues Stück „Paul Forestier" nicht ohne Geschick benutzt. „Wie schade", hörte man vor etwa vierzehn Tagen manchen ehrlichen Zeitungsleser und Theaterfreund klagen, „wie schade, daß Augier's neues Drama die Censur nicht passirt hat; es soll einzelne prächtige Scenen enthalten und alle seine frühern Arbeiten an Kühnheit übertreffen. Wenn doch der T..... (ich will das Wort lieber auf französisch schreiben) der diable die Censur und alle Censoren holen wollte!" Verzeihen wir dem guten Manne diesen frommen Wunsch. Aber die Censur hatte blitzwenig mit dem Stücke zu thun, uud die Proben desselben nahmen ruhig und ungestört ihren Verlauf, während man in den Zeitungen noch immer geschäftig das Strohfeuer der Befürchtung und der Sorge vor Confiscation und Verbot schürte. Und bald darauf trat auch „Paul Forestier" wohlgemuth und unbeirrt an das Lampenlicht des Théâtre Français. Wir sind dadurch um eines jener modernen französischen Dramen reicher geworden, wie wir sie seit Sardou und Dumas fils zu Dutzenden haben; leider hat

es nur mit dem Reichthum nicht viel auf ſich. Um dies neue Stück Augier's mit wenigen Worten zu charakteriſiren, erinnern wir nur an die zwei großen Factoren, die faſt allen jenen Productionen zum Grunde liegen: Ehebruch oder Maitreſſen, oder beides. Es klingt hart; aber wir ſind ſchon gezwungen, das Kind beim wahren Namen zu nennen. Will man mir überhaupt die Erzählung der Geſchichte geſtatten? — „So kurz, wie möglich", höre ich neben mir ſagen; und ich will es mir geſagt ſein laſſen.

Lea, eine von ihrem Gatten getrennt lebende Frau, iſt die Geliebte Paul's. Der Vater, um der fatalen Sache ein Ende zu machen, erfindet eine kleine Intrigue, den Sohn zu einer anſtändigen Heirath zu zwingen, und dieſer fügt ſich reſignirt in die Nothwendigkeit. Bald darauf erſcheint Adolphe, ein Freund Paul's, und erzählt dieſem ſeine Begegnung mit einer ſchönen Fremden (eben jene Lea, deren Mann aber unterdeſſen geſtorben iſt). Sie ſei ihm anfangs geneigt geweſen, dann aber plötzlich verſchwunden, und er habe ſie jetzt wieder gefunden. Er bittet nun Paul, den Freiwerber zu machen. Dieſer erfährt die väterliche Finte, fühlt ſeine alte Liebe erwachen, wird eiferſüchtig und will ſeine Gattin verlaſſen, um mit ſeiner frühern Geliebten durchzugehen. Paul's Gattin erfährt dies ihrerſeits und will, in dem Wahn, ſie ſei an allem Schuld, ſich das Leben nehmen. Da erſcheint Lea, beſänftigt und verſöhnt ſie und reicht ſchließlich ihrem zweiten Geliebten Adolphe ihre Hand. Paul fällt ſeiner Frau reuig zu Füßen, erlangt Verzeihung, und

der alte Foreſtier gibt dem jungen Paare zum zweiten Male ſeinen väterlichen Segen.

So trocken erzählt, würde nun allerdings das Stück ſelbſt vor einem Pariſer Publicum keine Gnade finden; aber nun kommt eine elegante Diction in meiſt hübſchen Verſen hinzu, ferner verſchiedene unleugbar dramatiſche Situationen, endlich die Wahrheit und Natürlichkeit ſolcher Verhältniſſe, d. h. nach franzöſiſchen Begriffen, — und der Erfolg iſt da. Die Montags-Kritiken haben wenigſtens einen ſolchen faſt uniſono proclamirt; und wenn die hohen Herren vom Montags-Feuilleton ihr Urtheil abgegeben haben (an die luſtige Perſiflage Pontmartin's in ſeinen „jeudis de Madame Charbonneau“ darf man freilich nicht denken),*) ſo iſt keine weitere Appellation zuläſſig. Nur Einer, E. Fournier von der ‚Patrie‘, wagte anderer Meinung zu ſein und dieſelbe ganz dreiſt auszuſprechen. Er nennt Augier geradezu einen dramatiſchen Waghals („oseur dramatique“), der nun gar ſeinen „Fils de Giboyer“, der doch ſchon ſo hart auf der Grenze des Erlaubten ſtand, übertroffen habe. „Entweder — oder“, ſagt Fournier, und wir wiederholen die Worte gern, denn ſie ſcheinen uns durchaus verſtändig und wahr, „entweder iſt die Bühne, wie es die Meiſter aller Zeiten gewollt, ein großes Spiegelbild des menſchlichen Lebens mit ſeinen Tugenden und Laſtern, ſeinen Leidenſchaften und Verirrungen, aber mit

*) Im zweiten Bande unſerer „Lebenden Bilder“ ſprachen wir von jenem pikanten Buche.

dem deutlich ausgeprägten Zweck einer höhern ſittlichen Belehrung und Warnung, oder ſie iſt nichts als der öffentliche Lagerplatz für alle möglichen moraliſchen Verzerrungen, Ungeheuerlichkeiten und ſocialen Mißgeburten, die Mitleid und Ekel zugleich erwecken.“

Alſo auch hier, wie in ſo vielen andern Sphären, die deutlichſte und betrübendſte Decadenz; denn was können wir von den Theater-Dichtern zweiten und dritten Ranges Gutes und Erfreuliches erwarten, wenn die ſogenannten Koryphäen ſich nicht über die chronique scandaleuse der Boulevard-Trottoirs und ihrer Kaffeehäuſer erheben? Was würde man z. B. von einem deutſchen Schauſpiel ſagen, in welchem der „Held“ zur Beſchönigung ſeines frühern liederlichen Lebens ſeiner Gattin verſichert, die Maitreſſen wären eigentlich nur da, „pour faire prendre patience en vue d'un bonheur plus moral et plus sûr.“ Ich will die ſchlüpfrige Phraſe nur lieber unüberſetzt laſſen; aber citiren muß ich dergleichen, um nicht in den Verdacht einer einſeitigen Auffaſſung, oder gar einer gewiſſen, noch nicht ganz verwundenen Rancüne zu kommen, die ich gegen den Verfaſſer des „Fils de Giboyer“ bei dieſer Gelegenheit noch einmal aufwärme. Oder iſt etwa die folgende ebenfalls beſchönigende und denſelben Gegenſtand betreffende Phraſe beſſer, welche Lea (die Maitreſſe) an Camilla (die Gattin) richtet: Das Speiſen dann und wann im Wirthshauſe thut der häuslichen Familientafel keinen Eintrag („l'auberge ne fait pas de tort à la maison“), von dem jämmerlichen Verſe als ſolchen ganz abgeſehen. Und

das ſchreibt derſelbe Dichter, der vor noch nicht zwanzig Jahren den großen Monthyon'ſchen Tugendpreis davontrug, den ihm die Akademie in feierlicher Sitzung für ſeine „Gabrielle“ zuerkannte, ein Schauſpiel, in welchem Augier das Familienleben als die wahrhaft poetiſche Seite des menſchlichen Daſeins hinſtellt und der chriſtlichen Sitte das Wort redet, noch dazu in Verſen, die zehn Mal beſſer ſind, als ſeine jetzigen, in denen er das Gegentheil glorificirt.

Iſt alſo das Wort Decadenz zu ſtark? Hier in Paris gehört freilich Muth dazu, es auszuſprechen, wie es Fournier gethan hat — ich zähle nicht, denn ich gehe obſcur durch den Pariſer Schwarm. Aber hierin tröſte ich mich mit Heine, der einſt an Campe ſchrieb: „Die Pariſer ſind ungezogene Leute. Ich ſpaziere täglich auf den Boulevards und ſetze mich ſehr oſtenſibel vor die erſten Kaffeehäuſer; aber kein Menſch grüßt mich.“ Der Leſer wird mir glauben, daß ich mich darum keineswegs unglücklich fühle, vielleicht eben ſo wenig wie Augier, wenn er dieſe Chronik zu Geſicht bekäme. Auch wird ihm ja anderweitig Beifall und Lohn vollauf zu Theil. Das Gerücht geht ſogar, er werde bei dem nächſten Ordensregen (am Geburtstage des kaiſerlichen Prinzen), auf den viele hundert durſtige Knopflöcher, wie trockene Pflanzen auf das endliche Begießen, warten, zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt werden. Wenn man nur dabei die Kaiſerin nicht mit zu Rathe zieht; ſonſt wird mir bange für das rothe Halsband zu Ehren Paul Foreſtier's. Die hoh[illegible] Dame hat in dieſer Beziehung manchmal

ganz eigenthümliche Anſichten, ſo ſehr ſie ſich auch ſonſt für das Theater und namentlich für die Künſtler intereſſirt, wie ſie noch kürzlich bewieſen hat. Die Geſchichte iſt freilich ſehr einfach und bietet keine Emotionen, wie ein Augier'ſches Tendenzſtück. Aber eben deswegen möchte ich ſie gern zum Schluß erzählen.

Im Théâtre du Gymnaſe wird ſeit einiger Zeit ein neues Schauſpiel von Gondinet gegeben „Le Comte Jacques". Gondinet iſt nur ein kleines Kerzchen im Vergleich zu dem großen Gaskronleuchter Augier; aber ſeine Stücke ſind dafür anſtändiger und ſehr amüſant. Im „Comte Jacques" hat namentlich ein junges Landmädchen eine niedliche Rolle. Das ganze Unglück der Kleinen iſt, keine tauſend Franken zu beſitzen, um heirathen zu können; denn ſo viel verlangt der Vater ihres Geliebten als Ausſteuer. Die Noth und die Klagen des armen Kindes ſind ſo natürlich und allerliebſt, daß die Schauſpielerin, noch dazu eine junge Debütantin, durch ihr naives, hübſches Spiel allgemeinen Beifall erntete. „Wenn nicht anders" (ſo heißt es in ihrer Rolle), „ſo gehe ich in die Elyſeiſchen Felder und warte, bis die Kaiſerin vorbeifährt. Dann werfe ich ihr meine Bittſchrift in den Wagen. Sie iſt ja ſo reich und ſo gut; ſie kann mir leicht die tauſend Franken geben." Alle Blicke richteten ſich bei dieſen Worten auf die kaiſerliche Loge; denn die Majeſtäten wohnten zufällig der Vorſtellung bei. Die Kaiſerin lächelte und nickte der kleinen Bäuerin freundlich zu. Während des Zwiſchenactes ließ ſie den Director zu ſich bitten und erkundigte ſich nach

der Debütantin. Die Auskunft war sehr befriedigend: die angehende Künstlerin ist die Tochter einer unbemittelten Wittwe und unterstützt mit ihrer Gage die Mutter und einen jüngern Bruder. „In diesem Falle“, sagte Ihre Majestät, „grüßen Sie doch die Bäuerin von mir und melden ihr, daß ich ihre Bittschrift angenommen habe und ihr die so sehnlich gewünschten tausend Franken schenke.“ Am andern Morgen brachte ein kaiserlicher Lakai der Kleinen die Summe.

Die Großen und Reichen dieser Erde haben es freilich sehr leicht und billig, Gutes zu thun; aber es kommt auch noch auf die Art und Weise an, wie sie es thun, und darin kann die Kaiserin wirklich als Muster dienen. Ich für meine Person wünsche jetzt nur noch, daß die kleine Bäuerin auch in Wirklichkeit einen Schatz habe, den sie nun heirathen kann, schon weil mir eine verheirathete Schauspielerin lieber ist als eine ledige. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Banning, H. A. **Der Bilderstürmer** und seine Tochter. Eine niederländische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Holländischen übersetzt von **Dr. C. Tücking.** Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. 212 S. 8°. geh. 18 Sgr.

Bresciani, P. **Olderich,** der päpstliche Zouave. Erzählung aus dem Jahre 1860. Aus dem Italienischen nach der vom Verfasser verbesserten zweiten Ausgabe übersetzt von **Silv. Hester.** Zweite Aufl. Classiker-Format. 450 Seiten. geh. 25 Sgr.

Brückmann, H. A. **Altes und Neues** aus dem Münsterlande und seinen Grenzbezirken. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens. 256 S. 8°. geh. 21 Sgr.

Caballero, Fernan, ausgewählte Werke.

17 Bände in 8°., elegant ausgestattet, à Band 24 Sgr.

Bd. I. II. **Die Möve.** Deutsch von **L. G. Lemcke.**

Bd. III. **Die Familie Alvareda.** Deutsch von demselben.

Bd. IV. **Erzählungen** I. Deutsch von dems.

Bd. V. VI. **Elia oder Spanien vor 30 Jahren.** Deutsch von **Hedw. Wolf.**

Bd. VII. VIII. **Lagrimas.** Deutsch von **L. G. Lemcke.**

Bd. IX. **Erzählungen** II. Deutsch von **Ludw. Clarus.**

Bd. X. XI. **Clemencia.** Deutsch von **L. G. Lemcke.**

Bd. XII. **Servil und Liberal.** Deutsch von dems.

Bd. XIII. **Ein Sommer in Bornos.** Deutsch von **L. Clarus.**

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Bd. XIV. XV. **Dorfgeschichten.** Deutsch von **L. G. Lemcke.**

Bd. XVI. **Volkslieder u. Volksmärchen.** Deutsch v. **W. Hosäus.**

Bd. XVII. **Erzählungen III.** Deutsch von **L. Clarus.**

Caballero, Fernan, ausgewählte Werke. Wohlfeile Volksausgabe (à Bdchn. 12 Sgr.) in Classiker-Format.

1. u. 2. Bändchen: **Clemencia.** Ein Sittenroman. Deutsch von L. G. Lemcke. Zweite Aufl. 436 S. geh. 24 Sgr.

3. u. 4. Bändchen: **Lagrimas.** Ein Sittenroman. Deutsch von L. G. Lemcke. Zweite Aufl. 388 S. geh. 24 Sgr.

5. Bändchen: **Erzählungen I.** Deutsch von L. G. Lemcke. 212 S. geh. 12 Sgr.

6. Bändchen: **Erzählungen II.** Deutsch von L. Clarus. Zweite Aufl. 200 S. geh. 12 Sgr.

7. u. 8. Bändchen: **Elia oder Spanien vor dreißig Jahren.** Von Hedw. Wolf. Zweite Aufl. 310 S. geh. 24 Sgr.

Eichendorff, Jos. Freih. von. **Vermischte Schriften.** 5 Bändchen 1330 S. Class.-Form. geh. 2 Thlr.

Marcard, H. E. und M. **Pyrmont** und seine Umgebungen in geschichtlichen und landschaftlichen Schilderungen. Herausgegeben von **H. E. Marcard.** 112 Seiten. kl. 8°. eleg. geh. 15 Sgr.

Tenckhoff, A. Westfälische Geschichten. 2 Bändchen. 280 S. Class-Form. geh. à 15 Sgr.

Wolf, Hedw. (Louise Thal). **Novellen** und Erzählungen. 8°. 417 S. geh. 25 Sgr.

Verlag von **Ferdinand Schöningh** in Paderborn.

Harfenklänge. Sammlung auserlesener lyrischer Poesie religiösen Inhalts aus deutschen Dichterwerken. Erste Sammlung. 248 S. Classiker-Format. geh. 15 Sgr., cart. 18 Sgr., eleg. geb. 27 Sgr.

Neue Harfenklänge. geh. 15 Sgr., cart. 18 Sgr., eleg. geb.. 22½ Sgr

Hensel, Luise M., **Lieder.** Herausgegeben von Prof. Dr. C. B. Schlüter. 356 Seiten. 8°. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr.

Hosäus, W. **Kriemhild.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 190 S. 12. geh. 24 Sgr.

— — **Rosalinde** oder das Turnei von St. Johann. Romantische Humoreske. 80 S. 12. eleg. geb. 15 Sgr.

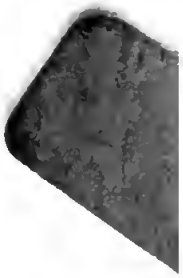
Mariengesänge, die, aus den Büchern der Oden und dem der Epoden des **Jacob Balde.** In deutsche Reimstrophen übersetzt von **C. B. Schlüter.** 104 S. 12. eleg cart. 12 Sgr.

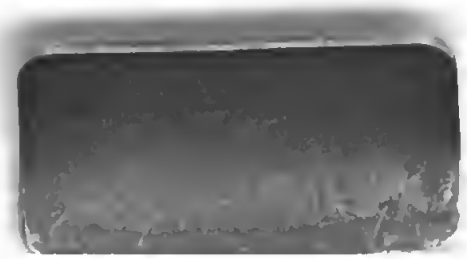
Schlüter, C. B. **Blumenkranz** religiöser Poesien aus den Sprachen des Südens. Uebersetzt im Versmaße der Originale. 122 S. 12. eleg. cart. 18 Sgr.

Sommerkind, das, oder der Grund der Völkerwanderung. Ein episches Gedicht. 80 S. 12. eleg. geb. 15 Sgr.

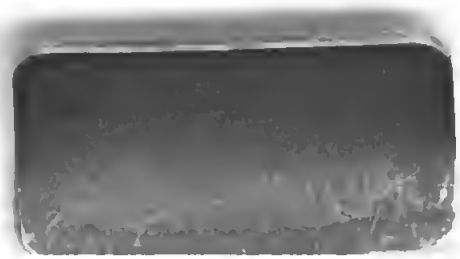
Walther von Aquitanien. Heldengedicht in 12 Gesängen, übersetzt und mit Erläuterungen und Beiträgen zur Heldensage und Mythologie versehen von **Franz Linnig.** 160 S. 12. geh. 10 Sgr. cart. 12 Sgr.

Beovulf. Angelsächsisches Heldengedicht, metrisch übersetzt von **Moriz Heyne.** 135 S. 12. geh. 13½ Sgr.





Z U P P A
Buchbinderei
M Ü N C H E N



ZUPPA
Buchbinderei
MÜNCHEN